

Der
Tabak
und das
Rauchen
von
Hermann
Leipzig.
Gustav Weigel.


Tabact
ACP
MCMII

Ueber
den
Tabak
und das
Rauchen.

Ernstes und Heiteres
aus der
Culturgeschichte

von

Hermann Pilz.

Leipzig.
Gustav Weigel.

Amsterdam, J. H. de Bussy.

1899.

Vorwort.

Heutzutage werden so viele verschiedene Jubiläen gefeiert, daß man trotz der schlechten Zeit aus dem Jubeln gar nicht herauskommt. Erst kürzlich weihte man dem „Salzhering" als Jubilar dankbare Erinnerungsfeuilletons in der Presse. Wäre es da nicht eine Undankbarkeit, das Jubiläum des Tabaks, dieses mächtigen Beherrschers der Welt, vorübergehen zu lassen, ohne ihm ein Ehrendenkmal zu setzen?

Dieses Denkmal errichten wir ihm in diesem Buche.

Es enthält Alles, was der Forscher über den Tabak und das Rauchen, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart entdecken kann. Da entrollt sich ein farbiges Kulturbild, reich an ernsten und heiteren Scenen. Manche Erscheinungen sind beim besten Willen — nicht Ernst zu nehmen und daher ist auch der Humor gerechtfertigt, der das Buch teilweise beherrscht und sicherlich dem Leser eine angenehme Erfrischung beim Studieren der „Geschichte des Tabaks und des Rauchens" bietet. Das Buch wird sich hoffentlich die Gunst der rauchenden Menschheit beiderlei Geschlechts erwerben!

Leipzig, im Mai 1899.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.



Erstes Kapitel.

Jubiläum des Tabaks. Wie der Tabak entstanden ist. Die Tabakspflanze und ihre Kultur. Die Schädlinge des Tabaks.

Der Tabak hat sich die Welt erobert! Man raucht am Äquator so gut wie an den Polen. Man raucht in den Urwäldern unter Palmen und Pisangstauden so gut wie droben zwischen den schwimmenden Eisblöcken des Polarmeeres. Der Pavian sowohl wie der Eisbär, der Schakal wie der Seehund haben den Rauch aus der Havanna-Rolle aufsteigen sehen, und ein Mensch, der nicht raucht, gehört jetzt zu den Phänomenen des Erdballs. Der heißblütige Italiener, der spanische Grande, der bewegliche Franzose — alle blasen sich den Rauch um die Nase, und der Deutsche nicht zuletzt. Im Gegenteil, vom Süden zum Norden, von dem Nürnberger Lebkuchen bis zum Königsberger Klops, von Osten nach Westen, von den Oderkrebsen bis zum westfälischen Schinken, überall qualmt, dampft, bläst auch bei uns die Kulturmenschheit des neunzehnten Jahrhunderts um sich. Und so ist es seit Jahr-

hunderten, so wird es bleiben von Jahrhundert zu Jahrhundert. . . . . .

Das Tabakrauchen soll in diesem Jahre ein Jubiläum feiern! Daß es von den amerikanischen Wilden stammt, weiß Jedermann. In Europa rauchte man, das ist gewiß, vor der Entdeckung Amerikas, vor dem Jahre 1492 noch nicht, weil der Tabaksbau unbekannt war. Erst der spanische Mönch, Peter Roman Pane, ein Gefährte des Weltentdeckers Columbus, erzählte bei seiner Rückkehr nach Europa im Jahre 1496, daß die Wilden auf der Insel San Domingo in der Provinz Tabacco zusammengerollte Blätter der Tabaksstaude in den Mund nähmen, am Feuer anzündeten, und dann zum Schutze des Gesichtes gegen die schmerzhaften Stiche der lästigen Moskitos tabacco, d. h. Rauch, machten. Es vergingen jedoch noch zwei Jahre, ehe Pane die ersten Ballen Tabak nach Spanien herüberkommen ließ. Seit 1498 finden wir den Tabak in Spanien ansässig. Was die Spanier an den amerikanischen Wilden gesehen, wandten sie in der Heimat zuerst auch nur im Freien gegen das kleine Ungeziefer, sodann aber auch auf Märschen und Reisen zur Unterhaltung an. Hatte man ihn anfänglich nur als ein Arzneimittel angesehen, so wurde er bald zum Genußmittel. Durch Kaiser Karls V. Heere, die in Frankreich, Italien, in den Niederlanden und in Deutschland kämpften, wurde die Erzählung vom tabacco, vom Rauchmachen und „Rauchtrinken", wie man anfänglich sagte, in diesen Ländern allmählich bekannt, und besonders in Holland und den Niederlanden mit großer Freude aufgenommen. Als aber anno 1560 Jean Nicot französischer Gesandter am spanischen Hofe war, verschaffte er sich, statt der bisher

in Europa eingeführten amerikanischen Tabaksblätter, amerikanischen Tabakssamen und stellte mit diesem in Spanien, Portugal und Frankreich Säeversuche an, welche ganz ausgezeichnet gelangen. Seinen Bemühungen zu Ehren, den Tabak in Europa heimisch zu machen, erhielt die in Europa aus amerikanischem Samen gezogene Pflanze nach seinem Familiennamen Nicot den botanischen Namen Nicotiana und kam nun in getrocknetem Zustande auf der pyrenäischen Halbinsel zum Rauchen und später zum Schnupfen und Kauen in Aufnahme. In Deutschland wurde das Rauchen erst während des 30jährigen Krieges (1618—1648) allgemein. Tausende von Landsknechten, gelockt durch die Aussicht auf reiche Beute und durch den Namen beliebter Heerführer, angezogen durch das hohe Handgeld, kamen aus dem Süden und Westen und brachten den Tabak als Reiz- und Vergnügungsmittel mit. Die Deutschen aber, die fremdländische Sitten und fremdländisches Wesen immer gern nachahmten, nahmen auch sofort die Sitte des Rauchens an. Dem bärtigen Krieger gab erst die Pfeife den rechten Ausdruck des Gesichts, die rechte militärische Weihe. So dürfen wir den Tabak seit dem 30jährigen Kriege in Deutschland als eingebürgert ansehen. Die verbreitetste Form des Tabaksgenusses ist heute ohne Zweifel die Cigarre. Sie ist erst verhältnismäßig spät nach Deutschland gekommen. In der bei den Indianern üblichen Art fand sie zuerst bei den Spaniern Aufnahme, von denen sie erst 1808 nach Deutschland gelangt sein soll. Es sind also gerade neunzig Jahre, auf welche der „Glimmstengel“ bei uns in Deutschland zurückblicken kann.

Bei der großen Beliebtheit, deren sich der

Tabaksgenuß bei Natur- und Kulturvölkern zu erfreuen hat, ist es natürlich, daß die Sage auch den Tabak mit poetischem Glanze verklärt hat. Die Entstehung der Götter führt in sagenhaftes Gebiet. Auch den göttlichen Tabak hat die Sage umsponnen.

Wie ist der Tabak entstanden?

Ein nordbrasilianischer Indianer-Stamm, der Stamm der Tapujos, erzählt sich darüber eine hübsche Geschichte.*) In Südamerika liegt im nördlichen Teil, zwischen Rio Negro und Solimoes, wo der letzte Ausläufer der äquatorianischen Cordilleren endet, ein Stück unerforschtes Land. Dort hebt sich der Muurituba in die Lüfte!

* * *

Vor dem Beginn der Zeit schwamm Sacaibus Gefilde mitten im Wesenlosen. Um ihn herum lagerten seine Völker ... die Elemente. Auf seinem Herde flammte ein weithin loderndes Feuermeer. Neben diesem aber spielten kühlende Lüfte um das Lager Sacaibus, des Ewigen, und, den Kreis beendend, rauschten bewegte Wellen bis wiederum an die Gestade des festen Landes. Von Sacaibus Leib strömte aber Schöpferkraft aus und durchdrang die Elemente, daß sie sich miteinander vermischten, vermählten und neue Kinder gebaren. Da entsproßten dem Feuer und der Erde die Felsen ... Erde und Wasser erzeugten den fruchtbaren Schlammboden, Wind und Wasser schufen die Wolken und Wind und Feuer

*) Ausführlich mitgeteilt von F. W. Otto im „Hamburger Vereinsblatt".

erzeugten die Sterne, und es entstand eine bunte Fülle von Zwittergeschöpfen, welche hinabsanken in die finstere Tiefe und sich da zu unserer niederen Welt zusammenballten.

Da geschah es auf der Erde, daß der Sturm über ein felsiges Thal dahinbrauste. Da hatte sich das Feuer gelagert und schlief. Der Sturm aber fachte seine Glut an und führte einzelne Funken mit heraus auf das Meer. Dort erblickten sie ihr Spiegelbild im Wasser und tauchten hinab und die Woge verschlang sie. Weheschnaubend über diesen ersten Mord fuhr nun der Sturm über die Flut her, die in furchtbaren Wellen aufschäumte. Der erste Krieg war geboren. Alles lebte in Streit miteinander. Die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde wüteten gegeneinander. Das Feuer frißt sich in die Felsen ein und zersprengt sie und schleudert die Stücken hinaus in die See, schmilzt alles Feste und füllt in feurigen Strömen das Wasser an. Dieses fließt zischend ins Weite, ersteigt die Gestade, erklimmt die Felsen, auf deren Gipfel es Meere gründet, zerreißt Länder und türmt sie zu Inseln auf. Auch im Innern des Erdballs wütet der Kampf, daß er in heftigen Stößen erbebt. Dampf und Flammen erfüllen die Luft und aus den Fernen des Himmels eilen die Sterne herbei, ein Weltkrieg droht alles zu vernichten.

Da blickt Sacaibu, der Ewige, hinab und gewahrt die Empörung. Wie Donner erklingt sein Zorneswort in das All und es erstarrt alles in der Form, die es im Augenblick des Kampfes hatte.

Aber finster ist es in der Tiefe.

Darum ballt Sacaibu aus Sternen den Mond zusammen und schleudert ihn in seine Bahn. Die

Glut seines eigenen Herdes setzt er als leuchtende Sonne an den Himmel und auf den Flügeln der Winde schreitet er hinunter in den ersten Morgen.

Durch das Nebelmeer aber, das die Erde umgab, erblickte der Berg Muurituba zuerst den nahenden Gott und reckte sich hoch empor in die Wolken, um Sacaibus Sohlen zu küssen. Der Göttliche aber ließ sich auf ihm nieder und seit der Zeit strahlt der Gipfel des Berges in dem Glanze, der dem Leib des Himmlischen entströmte.

Vor Sacaibus Blick entwich der Nebel und floß rieselnd zu Thal, sodaß die weite Ebene bis zum Meere hinab vor den Augen des Schöpfers klar dalag. Und überall entstand nun unter des Ewigen mildem Blick ein Werden, Blühen, Wachsen und Reifen, denn das Leben war auf die Erde gekommen. Und der Gott selber staunte. Er sah ein Ebenbild des Himmels unter sich erstehen, aber kein Geschöpf sah er, das ihm dienen könnte. Und er nahm roten Thon und formte Menschen daraus, einen Jäger, einen Fischer und einen Knaben, der ihm Früchte brechen und vom nahen Bache Wasser tragen sollte. Dann setzte sich der Gott nieder und nahm wieder Thon und formte ein Geschöpf daraus, das hatte schlanke, geschmeidige, runde Glieder. Demütig warf es sich vor dem Schöpfer nieder und das erste Gebet drang zu ihm empor — aus des Weibes Mund. Er sah aber, daß dieses Geschöpf nur zu Spiel und Lust sei, darum setzte er sie auf den blumigen Waldgrund nieder und sie tanzte um Blumen und Büsche. Und Sacaibu wartete länger und länger auf den ausgesandten Knaben, auf Jäger und Fischer. Aber sie kehrten nicht zurück. Da ergriff er voll Zorn noch einmal den Thon und

formte einen Krieger, größer als die anderen Menschen, bemalte mit leuchtenden Farben seinen Körper, daß er dem Feinde furchtbar erscheinen sollte, schmückte ihm Arme und Hüften mit bunten Federn und die Stirne mit Geierschwingen und schnitzte ihm eine Keule aus Eichenholz und aus Bogenholz eine Lanze und befahl ihm, die Unfolgsamen zu bezwingen, daß fortan der Jäger und Fischer dem Krieger diene und der Knabe ihm Früchte breche und vom nahen Bache Wasser trage. ...

Und die Menschen mehrten sich und das Wild floh in die Berge und die Fische hinab ins Weltmeer, und die Blumen und Früchte wurden weniger, weil die Knaben ihre Mädchen mit den Blüten schmückten. Da kam der Hunger in die Hütten der Menschen. Und sie gedachten endlich dessen, der sie erschaffen und suchten seine Spur und konnten den Ewigen nicht finden. Aber am Berge Muuritnba hatten sie einen Greis gefunden, der ihnen zu helfen versprach. Aus einem dunklen Felsspalt sahen sie Rauch aufsteigen und wichen scheu zurück, denn sie kannten das Feuer nicht. Aber die Not trieb sie wieder heran. Auf ihren Hilferuf trat der Alte heraus und vernahm ihre Klagen, und herrschte sie an: „Habt Ihr auch Opfer?“ Sie verstanden ihn nicht. Fleisch und Früchte, Fische und Wasser hatten sie miteinander geteilt, nun aber fehlte ihnen alles.

„Die Götter verlangen Opfer,“ hielt ihnen der Alte von neuem vor.

Langsam dämmert ihnen das Verständnis auf, und sie verstehen, was ein Opfer ist, — das Liebste, was sie haben, sollen sie hingeben, das wollen die Götter. Und sie thuen einen heiligen Schwur, den Göttern Früchte zu opfern. Da tritt der Alte in

seine Höhle zurück, und kehrt wieder mit einem Netz voll Cocablätter und läßt sie diese kauen und — verschwunden ist Hunger und Mattigkeit. Ein Gefühl von Mut und Kraft durchdringt ihren Körper. Wie in einem Freudenrausch blicken sie auf und gehen freudig an die Arbeit, die er ihnen anbefiehlt.

An dem sandigen Ufer erscheinen in der Nacht unzählige Schildkrötenherden, graben den Sand auf und legen dahinein ihre Eier, die das sonnendurchglühte Gestade dann ausbrütet. Diese Nester heißt der Alte sie öffnen und sie finden Speise, genug für ein ganzes Land. Darauf eilen sie zum Walde und kehren mit Reisig beladen zurück, das der Alte anzündet. In der Asche werden die Eier geröstet, aus Baumsplint Netze geknüpft und alle mit dem köstlichen Mahl gefüllt. Reich beladen kehren sie heim zum fürstlichen Gelage, das nicht endet, nicht enden darf, damit sie nicht aus dem Taumel erwachen, — bis die Frist verstrichen, bis der Mond sich füllt, denn — dann ist die Zeit des Opfers. — —

Und sie opferten die Erstlinge dem Ewigen und die Mütter jammerten, daß sie ihre neugeborenen Kinder dem Gotte zum Opfer auf die Altäre bringen mußten. Die Nacht brach an. — Schweigend lag das Volk in weitem Kreise um die Opfersteine im Thal am Muurituba. Durch den Wald blitzten die Fackeln des nahenden Priesterzuges und über ihnen leuchtete im Glanze des Vollmonds die lichte Kuppe des Berges.

Da brach die Angst eines Mutterherzens um seinen Liebling den lähmenden Bann, der auf allen lag. Laut schluchzte sie in ihrem Schmerz hinauf in den funkelnden Himmel und mit ihr das ganze arme Volk und erflehte einen Blitzstrahl, der sie

alle des Jammers entledige. Doch schon erschien hinter den Opfersteinen der Zug der unerbittlichen Priester und ihr jauchzender Opfergesang übertönte das Wehklagen der qualerfüllten Herzen, das in leisem Wimmern erstarb. . . .

Aber vom Gipfel des Muurituba löste sich leise ein Krümchen, rollte zu Thal und riß hinabgleitend Rasen und Erdschollen mit sich; wuchs dann im sausenden Falle selbst zum Berge an und begrub vor den Augen des zitternden Volkes Priester und Altäre. . . .

Und aus dem frischen Erdreich keimte und grünte es hervor; fleischige, dicke Stengel und breite schimmernde Blätter sproßten wie ein Wunder vor ihren Augen auf, und vom Walde herüber sang eine Vogelstimme:

„Rotes Volk, das sei fortan dein Opfer!“

Sie brachen die Blätter und schmückten sich selbst damit und die wiedergeschenkten Kinder, und lauter Dankesjubel erschallte dort, wo ihre Klagen am lautesten ertönet.

Da ließ Sacaibu, der Ewige, ein Sternfünkchen herabfliegen auf das Kraut. Und es fing an zu glimmen und ein betäubend süßer Duft stieg auf und entschwebte langsam zu den Höhen des Muurituba.

Da hatte der Gott ihnen gezeigt, welches Opfer ihm wohlgefällig sei. Und noch heute rufen sie mit dem süßen Tabaksduft die Hülfe Sacaibus herab auf seine roten Kinder. . . .

* * *

Man sieht, die Indianer machen hier das Rauchen zu einer heiligen Handlung und lassen die

Kultur durch den Tabak entstehen, wie die Alten **in** klassischer Zeit durch die Gaben der **Ceres**.

Neben den roten Söhnen der Prärieen liebt kein Volk den Tabak so inbrünstig als der Muselmann. Es ist daher kein Wunder, daß die Entstehung des Tabaks auch die Sagenwelt des Orientes beschäftigt. Eine arabische Sage erzählt:

Der Prophet Muhamed ging einst auf dem Felde sinnend dahin und fand eine vor Kälte erstarrte Schlange. Mitleidsvoll hob er sie auf und erwärmte sie. Als die Schlange wieder zu sich gekommen war, sprach sie:

„Göttlicher Prophet, wisse, daß ich Dich jetzt beißen werde.“

„Und warum?“ fragte Muhamed.

„Weil Dein Geschlecht das meinige verfolgt und es auszurotten trachtet,“ fuhr die Schlange fort.

„Aber führt nicht auch Dein Geschlecht gegen das meinige Krieg?“ entgegnete der Prophet. „Wie kannst Du ferner so undankbar sein und so schnell vergessen, daß ich Dir das Leben gerettet habe.“

„Dankbarkeit giebt es auf der Welt nicht,“ erwiderte die Schlange, „und wenn ich Dich jetzt verschonte, so würdest Du oder ein anderer Deines Geschlechtes mich doch töten. Bei Allah, ich werde Dich beißen!“

„Wenn Du bei Allah geschworen hast, dann will ich nicht die Ursache davon sein, daß Du Deinen Schwur brichst,“ sprach der Prophet, indem er seine Hand zum Munde der Schlange führte. Die Schlange aber biß ihn. Er sog jedoch die Wunde mit seinen Lippen aus und spie das Gift auf die Erde hin. Und es sproßte an dieser Stelle eine Pflanze hervor, welche das Gift der Schlange

und die Barmherzigkeit des Propheten in sich vereinigt.

Und die Menschen nannten diese Pflanze Tabak!

In dieser Sage wird auf die wohlthätigen, wie auf die verderblichen Eigenschaften des Tabaksgenusses angespielt, die so lange die Raucher und Nichtraucher beschäftigt haben, als eben auf Erden geraucht, geschnupft und gepriemt wird.

Wir wollen uns aber nicht weiter im Märchenreiche verlieren, und die Tabakspflanze betrachten, ohne den Nimbus zu respektieren, mit dem man dieses edle Kraut aus Dankbarkeit umgeben hat.

Der Tabak (Nicotiana L.) ist eine zur Familie der Nachtschatten, Solaneen gehörige Pflanzengattung, deren Arten, gegen 40 meist einjährige Kräuter, in Amerika zu Hause sind. Nur einige wenige Arten sind in Australien und in Südasien heimatsberechtigt. Die Blüten des Tabaks haben einen röhrig-glockigen Kelch mit fünfspaltigem Saum und eine trichter- oder tellerförmige Blumenkrone mit faltig-fünflappigem Saum. Die Staubgefäße sind in der Röhre der Blumenkrone eingefügt und eingeschlossen. Aus dem von einem lappigen Ringe umgebenen Fruchtknoten, welcher einen fadenförmigen Griffel mit knopfiger Narbe trägt, entwickelt sich eine zwei- bis vierklappige Kapsel, welche von dem stehenbleibenden und nach der Blütezeit sich vergrößernden Kelch umschlossen ist und viele kleine Samen enthält. Die Blüten sind in Trugdolden und Wickeltrauben, welche meist wieder rispenförmig gruppiert erscheinen, geordnet, die Blätter abwechselnd, nebenblattlos, ungeteilt, oft auch ganzrandig, meist groß und wie die ganze Pflanze gewöhnlich mit klebrigen Drüsenhaaren bekleidet.

Die bekanntesten und wichtigsten Arten sind der gemeine oder Virginientabak (Nicotiana **Tabacum** L.), der großblättrige Marylandtabak (N. **macrophilla**) und der Bauerntabak (N. **rustica**). Die beiden ersten Arten haben lange Blumen mit grünlicher Röhre und schön pfirsichrotem Saume, die dritte Art zeichnet sich durch kürzere Blume von gelblichgrüner Färbung aus. Alle drei stammen aus Amerika und sind stattliche, üppige, saftige Stauden, namentlich die beiden ersten.

Der gemeine Tabak, dessen Blüten in großen, ausgebreiteten Rispen stehen, hat große, lanzettförmige, spitze Blätter, deren Seitenrippen unter spitzem Winkel von der Haupt- oder Trugdoldenrippe abstehen. Der großblättrige Tabak weist breite, eiförmige, stumpfe Blätter mit fast rechtwinkelig von der Mittelrippe abgehenden Seitenrippen und zusammengezogene Rispen auf. Manche Botaniker halten diese beiden Arten nur für Varietäten ein und derselben Art. Bei dem sogenannten Bauerntabak sind die Blätter stets kleiner als bei den vorigen Arten, eiförmig und stumpf. Die Blüten sind in rispig gruppierte, knaulförmige Wickeltrauben gestellt. Von diesen Hauptarten stammen infolge der langjährigen Kultur des Tabaks zahlreiche Nebenarten ab. Im Handel kommt die botanische Einteilung natürlich nicht weiter in Frage. Hier werden die einzelnen Sorten nach den Ländern unterschieden, wo sie gebaut sind. Am meisten angebaut sind der gemeine Tabak und der Bauerntabak. Zur ersteren Art gehören sowohl sehr schlechte, als auch die feinsten Havannasorten. Zum Bauerntabak, der vorzüglich in Europa, sogar in Ostpreußen kultiviert wird, gehören neben den gemeinsten, ganz ordinären Sorten auch die vor-

züglichsten ungarischen, südrussischen und türkischen Tabake. Seltner werden in Deutschland der Maryland-Tabak, der chinesische oder türkische Tabak (N. chinensis) mit dünnen, zarten, herzeiförmigen, kurz gestielten Blättern und der rispige Tabak oder Jungferntabak (N. paniculata) mit herzförmigen, gestielten Blättern und ausgebreiteter Blütenrispe angebaut.

Der Tabaksbau ist durchaus abhängig von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem er vorgenommen werden soll. Milton Whitney hat in der französischen Zeitschrift „Nature" Mitteilungen über die Bodenarten der hauptsächlichsten Tabaksdistrikte der Vereinigten Staaten gegeben, die dafür den Beweis erbringen. Obwohl die Tabakspflanze sich sehr leicht großen, klimatischen Abweichungen anzupassen versteht und fast in jedem Boden fortkommt, hängen doch eben Aroma und Güte des Blattes ganz von dem Boden, aus dem sich die Pflanze nährt, ab. Und nächst dem Boden auch vom Klima, in welchem sie gezogen wird. Für jedes Klima muß man durch Versuche die geeignete Art des Tabaks festzustellen suchen. Die gewöhnlichen meteorologischen Beobachtungen nützen hierbei wenig, da die Tabakspflanze gegen meteorologische Einflüsse empfindlicher ist, als die Instrumente. Selbst in einer so berühmten Tabaksgegend wie Cuba wächst kein Tabak von guter Qualität in der Nähe der See oder in anderen Teilen der Insel, die man sonst doch als ein vorzügliches Tabaksland bezeichnen muß. Diese Erfahrung hat man auch in Sumatra und den Vereinigten Staaten gemacht. Von der Beschaffenheit der Bodenkörner, ihrer Feinheit oder Grobheit, ihrem Wassergehalt, hängt die Verbreitung der stark von

einander abweichenden Tabaksarten ab, wenn man den interessanten Analysen Whitney's Glauben schenken darf.

Der Tabaksbau verlangt im Allgemeinen einen fetten, stark gedüngten, lockeren Boden. Die Behandlung der Pflanze ist auf die Güte des Blattes von bedeutendem Einfluß. Die Tabakspflanze ist ein ebenso verwöhntes, eigensinniges Kind wie die Weinrebe und verlangt ihre gehörige Abwartung. Die aus amerikanischem Samen in Deutschland gezognen Tabake arten auch, bei noch so sorgfältiger Erziehung, sehr bald aus, und geben beim Verbrennen einen üblen Geruch. Der Kunstausdruck dafür heißt: „Knellern".

Der Tabaksamen wird Ende März in erhabene, mit einer fußhohen Schicht Pferdedünger ausgelegte Mistbeete, welche ebenfalls ihren Kunstausdruck „Tabakskutschen" haben, eingesät. Die Kutschen werden durch Matten gegen Frost geschützt. Im Juni sind die jungen Pflänzchen so weit vorgeschritten, daß sie versetzt werden können. Sie kommen auf's freie Feld und werden hier in Reihen von 2 bis 2½ Fuß Zwischenraum eingepflanzt.

Die untersten Blätter werden, wenn sie verwelken, entfernt, die Blütenköpfe, die im Juli und August kommen, außer bei den kräftigsten Pflanzen, die zum Samen bestimmt sind, weggebrochen. Auch die Seitenäste, sogenannte „Geize" entfernt man, um den Saft nicht zu verzetteln.

Im Juli beginnt dann bereits das „Abblatten" der unterseits erbsgelben Blätter, die, nach Aussonderung der verdorbenen, in Büschel gebunden und an luftigen Orten zum Trocknen aufgehängt werden. Man sieht die Blätter auch oft in dieser Weise in

unsern Tabakshandlungen hängen. — Die große Tropfsteinhöhle bei Iserlohn in Westfalen, die Dechenhöhle, hat eine Abteilung, welche ganz einem Tabakstrockenraum gleicht, weil der rötliche und bräunliche Tropfstein an Wänden und Gewölbe ganz die Form von Tabaksblättern angenommen hat. — Im Januar schichtet man die getrockneten Blätter zu großen Haufen auf, um sie in einen gewissen Grad der Gährung zu bringen, wodurch die Blätter braun werden. Nachdem das geschehen, trocknet man die Blätter abermals, was bis Ende März beendet sein kann.*)

Von einer guten Tabaksernte ist der Wohlstand der tabakbauenden Nationen abhängig und eine Mißernte ist ein nationales Unglück. Als im Februar 1898 ein großes Feuer in den amerikanischen Tabakspflanzungen bei Louisville wütete, entstand ein Schaden von einer Million Dollar und die ganze Gegend geriet in Not und Armut. Freilich nicht nur Feuersnot und Wasserschäden, nicht nur die Unbilden der Witterung setzen dem Tabak zu, er hat auch seine geheimen Feinde in der Tierwelt. Der Leipziger Zoologe, William Marshall, hat diese Schädlinge des Tabaks einer eingehenden Betrachtung unterworfen.**) Trotzdem die Tabakspflanze im lebendigen wie toten Zustande außerordentlich giftig ist, wie alle Nachtschattengewächse, nützt ihr das wenig

*) Vergl. Neßler, „Der Tabak, seine Bestandteile und seine Behandlung", Mannheim 1867; Fries, „Anleitung zum Anbau, zur Trocknung und Fermentation des Tabaks." (Stuttgart 1870.) Babo: „Der Tabaksbau", Berlin 1882: Knoblauch: „Deutschlands Tabaksbau und Ernte", Berlin 1878.

**) Prof. Dr. W. Marshall: „Die Schädlinge des Tabaks", Vortrag, gehalten im Verein Leipziger Cigarrenhändler, Leipzig 1896, dem wir hier in der Hauptsache gefolgt sind.

zu ihrem Schutz gegen die tabaksliebende Tierwelt, die freilich weder raucht noch schnupft, aber den Tabak aus schnöder Lust zerstört. Und zu den Tieren gesellen sich pflanzliche Schmarotzer, die der Tabakspflanze zusetzen und einen Brudermord begehen.

Zu den bekanntesten dieser durch pflanzliche Schmarotzer hervorgerufenen Tabakskrankheiten gehört die sogenannte Mosaikkrankheit, die namentlich in Holland, Südrußland, zuweilen aber auch bei uns in Baden grassiert. Bei dieser Krankheit erscheint die Oberfläche der Blätter mit blaßgrünen Flecken bedeckt, die schneller als das Blatt selbst wachsen und dessen Oberfläche unregelmäßig wölben und verbiegen. Die Mosaikkrankheit gehört zu den „Kinderkrankheiten" des Tabaks. Sie bildet die Masern der Nicotiana. In der Regel zeigt sie sich, wenn die jungen Pflänzchen aus dem Mistbeet ins Feld verpflanzt sind, etwa nach drei bis vier Wochen. Als Ursache ist wahrscheinlich auch eine noch unbekannte Bakterie anzusehen. Die Blätter erreichen natürlich nicht die gehörige Reife und Glimmfähigkeit und können nur zu solchen Sorten verwendet werden, durch die man einem das Rauchen abgewöhnen will.

Auf Pilzwucherungen ist auch der braune Rost zurückzuführen, eine Krankheit, bei welcher zwischen den Blattrippen braune, harte Flecke auftreten, die bis zum Durchmesser einer Erbse anwachsen können. Sie vergrößern sich schnell und machen das Blatt unbrauchbar. Auch unter dem Mehlthau, der durch eine Pilzart (Erisyphe communis) hervorgerufen wird, sogenannter pflanzlicher Mehlthau, hat der Tabak zu leiden. Er bekommt dann einen weißlichen, schimmel- oder woll-

artigen Überzug auf den Blättern, der denselben Kraft und Saft raubt. In neuerer Zeit, etwa seit 1889, hat sich an der Ostküste Sumatra's eine höchst gefährliche Krankheit, die sogenannte Tabakspest, Bibiseuche oder Kaki-Buk-Suk, gezeigt, die nicht nur auf den Tabaksfeldern herrscht, sondern auch in die Beete dringt und früher schon einmal bei Delhi in Britisch-Indien beobachtet worden sein soll. Die Tabakspest ist nach Marshall auch auf einen Schmarotzerpilz zurückzuführen und zwar einen, der dem Erreger der Kartoffelkrankheit oder nassen Fäule (**Phytophtora infestans**) sehr ähnlich ist. Zuerst werden die Blätter der Tabaksstauden mißfarbig, grünlichgrau, schrumpfen zusammen und lösen sich bei sehr schweren Epidemieen zu einer dunkelgrünen, schleimigen, zuletzt schwarzen Masse auf, die bald den ganzen Boden bedeckt. In einer Nacht können sämtliche Tabakspflanzen, wie es 1893 in Sumatra der Fall war, zu Schleim werden. Die feuchtwarme Luft Sumatra's begünstigt diese Krankheit. Schließlich ist noch ein Pflanzenschmarotzer in dem sogenannten Hanfwürger (**Orobanche ramosa**) zu erwähnen, der sich an den Wurzeln der Tabakspflanze ansiedelt.

Ein ganzes feindliches Heer aber marschiert aus der Tierwelt gegen die Tabaksplantagen heran. Da sind zuerst die Schwärme der Heuschrecken zu erwähnen, die Alles fressen, was sie nicht frißt, und dann die verschiedenartigen Blattläuse, denen das Nicotingift zur Delikatesse wird. Noch winzigere Geschöpfe sind die sogenannten „Tabaksblasenfüße", welche die Thripskrankheit erzeugen. Der Tabaksblasenfuß (**Thrips tabaci**) ist ein kleines, etwa 2 mm langes Tierchen von bräunlicher Farbe, das mit

seinen Freßwerkzeugen die Oberhaut auf der Unterseite der Blätter, entlang der Mittelrippe und der Seitennerven, wegschabt. Hierdurch entstehen weißliche Fleckchen, die an sich nicht viel zu bedeuten haben, wenn sie nicht sehr zahlreich auftreten, was leider oft der Fall ist. Dann stirbt die Pflanze ab. Der Tabak hat die „Schwindsucht".

Einen beträchtlichen Schaden richtet in den Tabakskulturen der Raupenfraß an. In Ungarn und Südrußland ist es eine Eulenraupe (**Heliothus armigera**), in Deutschland die Gammaeule (**Noctua gamma**) und die Ackereule (**N. segetum**), welche dem Tabak verhängnisvoll wird. Dazu kommt die überall verbreitete Ypsiloneule (**N. ypsilon**), welche jeder Zeit über einen gesegneten Appetit verfügt und ihre Diners auch gern auf den Tabaksfeldern einnimmt. Sie ist in ganz Europa, Amerika, China, Indien, Australien und Südafrika zu Hause. In Nordamerika ist sie eine Plage der Tabaksbauer geworden. Sie heißt dort der graue oder schwarze Schneidwurm. „Wie bedeutend die Verwüstungen dieser Raupe sein können", sagt Semler, „geht daraus hervor, daß von Fällen berichtet wurde, wo ein Tabaksfeld sechs Mal nachgepflanzt werden mußte, bis es gelang, einen guten Stand zu erzielen. Mancher Tabakszüchter hat schon in voller Mutlosigkeit vor dieser Raupe die Waffen gestreckt und ist zu einem anderen Gewerbe übergegangen." Das erinnert an die Verheerungen der Weinberge durch die Reblaus. Die Raupe, die 4 cm lang, dick und von graubrauner Färbung ist, frißt des Nachts und ruht am Tage in lockerer Erde oder auf dem Boden unter Blättern und Steinen. Wenn sie an ihre Mahlzeit geht, beißt sie die jungen Pflänzchen oberhalb

der Wurzel ab. Der Schmetterling der Raupe hat braune Vorder- und grauweiße Hinterflügel. Der Krieg gegen diesen gefährlichen Feind wird von den Plantagenbesitzern zwar mit größter Energie geführt, es ist aber doch noch nicht gelungen, ihn zu entwaffnen. Man umstreut die Stengel der jungen Pflanzen mit Gyps oder Asche oder umwickelt sie mit Wallnußblättern, vor welchen sich die Tiere scheuen. Wo der Boden thonig ist, macht man Fallgruben, in welche die Raupen stürzen, wenn sie nachts zur Mahlzeit kriechen. Aber alle diese Mittel lassen sich doch nur bei kleinen Tabaksfeldern in Anwendung bringen. Neuerdings legt man Kohl- oder Rübenblätter, die mit einer Lösung von Schweinfurter Grün begossen sind, auf die Tabaksgefilde und hat damit bessere Resultate erzielt.

Im südlichen Nordamerika und in Mittelamerika gehört der „tobacco worm“ zu den gefürchteten Räubern in den Tabaksplantagen. Der Tabakswurm (Phlegothontius carolina) ist die Raupe eines ansehnlichen Schwärmers, der dem bekannten Totenkopf ähnelt. Die Raupe ist grün, selten bräunlich, und hat an den Seiten weiße Punkte. Ihre größte Länge beträgt 9 cm. Auf dem letzten Leibesring trägt sie oben ein nach hinten gebognes Horn. Das Tier ist ungeheuer gefräßig und der bedeutendste Tabakskonsument, allerdings kein gesuchter und erwünschter. Marshall nimmt an, daß ein erwachsenes Tier von 60 g Gewicht 1,5 kg Tabaksblätter seit seiner Geburt gefressen hat. Um die Raupen zu vertilgen, treibt man Truthühner auf die Tabaksfelder, die in den Tabaksfressern einen willkommenen Leckerbissen sehen. Man geht aber auch den Schmetterlingen zu Leibe, indem

man an den Seiten der Tabaksfelder und zwischen den Pflanzen Stechapfelstauden zieht, die um die Zeit blühen, wo der Schmetterling auszufliegen beginnt. In die Blüten träufelt man nur drei Tropfen einer Lösung von Kobalt (Fliegenstein) in Honig und Wasser. Daran vergiften sich die Tabaksschwärmer, die, nachdem sie die Puppe verlassen haben und ihren ersten Flug unternehmen, sofort auf die Stechapfelblumen losfliegen. Weiter im Norden finden wir dann den „tomato worm", der dem tabacco worm sehr ähnlich sieht, nur weiße Streifen statt Flecken aufweist. Der Tomatowurm geht nicht nur dem Tabak, sondern auch den Kartoffelstauden, Eierpflanzen und Tomaten nach.

Zu den Raupen kommen natürlich als Feinde des Tabaks auch eine Anzahl **Käfer**. Die Larve eines Schnellkäfers oder Elateriden (**Corymbetes aeneus**) zernagt die Wurzeln der jungen Pflanzen. In Südrußland ist es die Larve eines Mehlwurmkäfers (**Opatrum intermedium**), welche den Tabaksplantagen außerordentlichen Schaden zufügt. Die Larven erscheinen in der zweiten Hälfte des Mai, gerade zu der Zeit, wo auch die jungen Tabakspflänzchen in's Feld gesteckt werden. Zehn Wochen lang ernähren sie sich von den Wurzeln und Stengeln der jungen Pflanzen, und haben z. B. in Bessarabien schon ganze Tabakskulturen dem Untergang geweiht. Man hat beobachtet, daß das Insekt seine Eier stets auf öden, vegetationslosen Boden legt. Darum werden die zum Tabaksbau bestimmten Felder im März mit Senf oder Raps besät, sodaß sie zur Zeit der Eierlegung der Käfer bewachsensind. Nach dieser Zeit werden die jungen Pflanzen umgeackert.

Wir ließen bis jetzt die Feinde des lebenden Tabaks Revue passieren, aber auch das getrocknete Tabaksblatt hat seine Widersacher.

Wer kennt nicht den sogenannten Dachbrand oder die Fäule? Man unterscheidet zwischen nasser und trockner Fäule. Die nasse Fäule befällt die zu trocknenden Tabaksblätter, wenn dieselben noch ziemlich frisch sind und in Trockenschuppen hängen, die nicht genug Luftzug haben. Die Blätter mit ihren Stielen werden weich und mürbe, einzelne fallen ab, schließlich lösen sich die ganzen Bündel auf. Die trockene Fäule stellt sich bei ziemlich trockenen Blättern ein, wenn die Luft sehr warm und feucht ist und in den Trockenschuppen stagniert. Die Blätter werden dabei sehr brüchig und lassen sich zwischen den Fingern zu Pulver zerreiben. Die Fäule wird durch Mikroorganismen hervorgerufen, welche sich an dem rohen oder früh verarbeiteten Tabak ansetzen.

Durch diese Fäule hat in den letzten Jahren, nach den Berichten aus Indien, die Sumatra-Tabaksernte zu leiden gehabt. Der feuchten und kühlen Witterung folgte große Hitze mit versengenden Winden, die besonders den noch im Felde stehenden Tabak schädigten. Die Blätter verdorrten und zeigten schwarze Ränder. Der Wind war dabei von solcher Heftigkeit, daß z. B. auf der Plantage Quala Mintchirin, die der Deli-Maatsschappy gehörte, einmal dreizehn Trockenscheuern umgeweht wurden. Waren nun die Pflanzen durch diese Witterungsverhältnisse schon geschwächt, so litt der Tabak in den Trockenscheuern wieder durch die große Wärme, welche die trockne Fäule begünstigte. Die Arbeit in den Fermentirscheuern mußte deshalb zum großen Teil ein-

gestellt werden, und nur auf einzelnen Plantagen konnte noch von früh drei Uhr ab bis zum Tagesanbruch gearbeitet werden. Kein Wunder, wenn unter solchen ungünstigen Verhältnissen eine auf 10 bis 11 Pikols geschätzte Ernte (ein Pikol — 60,128 kg) auf 7 Pikol und noch mehr herabsank.

Eine ganze Anzahl Schädlinge des verarbeiteten Tabaks, der Cigarren, Cigarretten u. s. w. hat der französische Naturforscher Guerin-Meneville entdeckt. Er führt vier Arten von Schaben und zwei Arten von Käfern auf. Dazu gehört die gewöhnliche Küchenschabe (Periplaneta orientalis), die alles benagt, was ihr nur in den Weg kommt, und die amerikanische Schabe (Blabera americana), die in Mittelamerika und in den europäischen Seestädten heimisch ist und sich jetzt auch im inneren Deutschland, Magdeburg, Halle, Dresden, Berlin u. s. w. gezeigt hat. Das ekelhafte Tier erreicht eine Länge von 36 mm. In Havanna nennt man sie „Cucaratschas“. Sie sind dort so frech, daß sie nachts auf Schiffen die Haut der schlafenden Schiffer und Passagiere annagen.

Als Schädling unter den Käfern ist der **Catorama tabaci** zu nennen, dessen Name mit „ein nach unten schauendes Wesen, das den Tabak bewohnt“, zu übersetzen ist. Er kommt hauptsächlich in den Havanna-Cigarren als Zerstörer vor und gräbt ganze Gänge durch die in den Kisten fest eingeschichteten „Glimmstengel“. Er pflanzt sich glücklicher Weise in Europa nicht fort, wie es bei dem **Xeranthobius serricornis**, zu deutsch „einer, der auf getrockneten Blüten lebt und gesägte Fühler

hat", der Fall ist. Er ist aber in Nordamerika an den trockenen Tabaksblättern sehr häufig.

Wieviel Schädlinge des Tabaks aber mögen überhaupt noch unentdeckt ihr Zerstörungswerk treiben! Ihnen nachzuspüren, wäre ein verdienstliches Werk der Entomologen, denn der Tabaksbau ist ein bedeutender Faktor der Weltwirtschaft geworden. Die tropische Landwirtschaft hat, seit sie ihr Anfangsstadium, in dem sie nur auf die Produktion von Häuten und Talg gerichtet war, überwunden hatte, erst mit dem Anbau von Tabak und Baumwolle ihre Bedeutung errungen. Erst viel später kommen Indigo, Kakao, Kaffee und Zucker an die Reihe. Fast auf allen kleineren Antillen war Tabak die erste eigentliche Stapelware. Auch in Louisiana haben fast alle späteren Zucker- und selbst Indigopflanzer mit Tabak angefangen. Die drei Stufen der tropischen Landwirtschaft lassen sich am besten auf Cuba erkennen, wo noch jetzt die Gegenden der Viehzucht, des Tabaks und des Zuckers unterschieden werden.*)

Diesen Einfluß auf die Entwickelung der tropischen Landwirtschaft hat der Tabak noch heute nicht verloren. Wo er gedeiht, ist Wohlstand zu finden und die Amerikaner wußten wohl, warum sie aus Humanitätsrücksichten ihr Auge auf Cuba, Portorico und die Philippinen fallen ließen. Darum aber ist es auch zu wünschen, daß alles gethan wird, um die Tabaksproducenten gegen die Schädlinge des Tabaks zu schützen.

---

*) Roscher: Nationalökonomik des Ackerbaues. System der Volkswirtschaft. 2. Bd., § 45, Anm. 3.

Denn nicht für diese gefräßigen Insekten wird das edle Kraut erbaut. Was der Abgeordnete Meyer-Arnswalde einmal im Reichstag vom Bier gesagt hat, das kann man in Variation vom Tabak behaupten:

Der Tabak, der nicht geraucht wird, hat seinen Beruf verfehlt!



Zweites Kapitel.

Tabaksbau und Tabaksverbrauch.

Wo wird Tabak gebaut? Überall, wo sich der Boden nur einigermaßen dazu eignet. Die Tabaksproduktion der Welt wird auf etwa 1000 Millionen Kilogramm geschätzt. Die Hauptproduktion entfällt auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit jährlich ungefähr 240 Millionen kg. Dann folgt Britisch-Indien mit 175 Millionen. In Europa nimmt Rußland mit 70 Millionen die erste Stelle ein, gleich darauf folgt Österreich-Ungarn mit 65 Millionen. Sehr schwer ist die Schätzung für China, sie ist mit 50 Millionen wahrscheinlich zu niedrig gegriffen. Deutschland steht mit seinem Tabaksbau, 35 Millionen kg, unter den Ländern der Welt an sechster und unter den Ländern Europas an dritter Stelle. Hierauf folgen mit gleichen Beträgen (30 Millionen) Cuba, Niederländisch-Indien und die europäische Türkei. Dann folgen die Philippinen und Frankreich mit je 20 Millionen. Weiter: Persien 18, asiatische Türkei 15, Kapkolonie 10, Bosnien und Herzegowina 9, Columbien 5,

Belgien $4^1/_2$, Algier und San Domingo je 4, Argentinien, Paraguay, Mexiko, Puerto Rico, Australien, Holland, Griechenland je 3 Millionen. Erträge unter 3 Millionen kg haben Rumänien, Bulgarien, Italien, Serbien, Schweiz, Schweden, Portugal und Dänemark. Es fehlen bei dieser Übersicht noch verschiedene Gebiete in Asien und Afrika, durch deren Hinzufügung sich die Gesamterzeugung der Erde an Tabak noch erhöhen würde. Es mangelt jedoch zur Zeit hinsichtlich ihrer noch an sicherem statistischem Material.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind der Tabakskultur, namentlich in Kentucky, Virginia, Missouri, Tennessee, Ohio, Maryland, Nord-Karolina und Indiana ganze Länderstrecken gewidmet. Im Ganzen betrug die Zahl der mit Tabak bestellten Acres, die Quantität und der Wert des Ertrages in dem immer am 30. Juni endenden Fiskaljahre:

	Acres	Mill. Pfd.	Mill. Dollars
1877	745 000	580	40,6
1880	602 516	446	36,4
1882	671 522	513	43,2
1890	741 000	590	45,6.

und seither ist immer eine wesentliche Steigerung eingetreten. Innerhalb der letzten vierzig Jahre hat sich der Hauptsitz des Tabaksbaues in den Vereinigten Staaten allerdings bedeutend verschoben. Bis 1859 war z. B. Virginien der „Bannerstaat" des Tabaksbaues mit einem jährlichen Ertrag von 122 Millionen Pfund. Heute beläuft sich die virginische Tabaksernte nur noch auf rund 50 Millionen Pfund pro Jahr. Nach dem amerikanischen Bürgerkriege schob sich Kentucky in die früher von Virginien innegehabte Suprematie ein, die es heute noch mit einer Jahresproduktion

von 225 Millionen Pfund inne hat. Indiana erzeugt heute nur ebensoviel Tabak wie vor 40 Jahren, und Michigan, das 1859 noch 122 Millionen Pfund Tabak baute, ist so arg ins Hintertreffen gekommen, daß es 1897 nur noch 10 000 Pfund aufweisen konnte. Auch in Illinois ist die Tabakskultur stark zurückgegangen, denn dort wird heute nur halb soviel gebaut wie 1859, während Wisconsin den 8 Millionen Pfund jenes Jahres im Jahre 1897 schon 20 Millionen Pfund gegenüberstellen konnte. In Kansas ist der Tabaksbau unbedeutend geworden. Er fördert nur 70 000 Pfund im Jahre zu Tage und den wenigsten Tabak von allen Staaten und Territorien bringt Neu-Mexico hervor — 1500 Pfund!

In Connecticut, Pennsylvanien und West-Virginien ist der Tabaksbau noch immer bedeutend, aber er befindet sich auch hier im Rückgange. In Nord-Carolina wird dagegen von Jahr zu Jahr mehr Tabak gepflanzt.

Nächst den Vereinigten Staaten ist Westindien als Tabak erzeugendes Gebiet von großer Wichtigkeit. Hier steht natürlich Cuba obenan. Der erste Europäer, der sich auf Cuba, der Perle der Antillen, niedergelassen hatte, war, was wenig bekannt ist, ein Jude. Es war dies Luis de Torres, welcher Columbus auf seiner ersten Entdeckungsreise begleitete und ihm durch seine Sprachkenntnisse wichtige Dienste leistete. Als Columbus den 28. Oktober 1492 die Insel Guanahani entdeckt hatte und nunmehr das sagenhafte, schätzereiche Cipango aufsuchte, wurde ihm gemeldet, daß in der Nähe ein großes Land wäre, das, wie er meinte, zu Asien gehörte und unter der Herrschaft des Großkhans stand. Er schickte daher eine Gesandtschaft, an deren

Spitze der sprachgewandte de Torres stand, dorthin — es war dies die Insel Cuba — und gab ihr bestimmte Anordnungen, wie ein Vertrag zwischen dem Großkhan und der Krone von Castilien abgeschlossen werden sollte. Nach vier Tagen aber kehrte de Torres zu Columbus zurück und erzählte, daß er eine Ortschaft angetroffen habe, in welcher sich etwa 50 Häuser und gegen 1000 Menschen befänden, daß er von diesen feierlich empfangen worden sei, und daß er bei ihnen eine besondere Gewohnheit wahrgenommen habe, welche darin bestand, daß sie Feuer in der Hand hielten, durch welches eine Rolle mit Kräutern in Brand gehalten wurde, und daß sie diese brennende Rolle von Zeit zu Zeit in den Mund nähmen. Man kann danach behaupten, daß Luis de Torres der erste Europäer war, welcher die Sitte des Tabakrauchens seinen Landsleuten bekannt machte. Als Columbus später mit seinem Schiffe weitersegelte, blieb de Torres in Cuba zurück, ließ sich dort nieder und erwarb ein großes Besitztum und eine Menge Sklaven. Die spanische Regierung setzte ihm außerdem eine Pension aus und so lebte de Torres, von den Eingeborenen hochverehrt, bis an seinen Tod auf Cuba. Die Perle der Antillen ist sonach auch das Land, auf dem wir den Tabaksbau zuerst kennen gelernt haben. Columbus fand ihn dann auch auf Guanahani, wo man cylinderförmig gedrehte Maisblätter rauchte, und im Jahre 1498 entdeckte er eine Insel, die von dem ihm bekannt gewordenen Kraute vollständig bedeckt war. Er nannte sie daher, wie die cubanischen Indianer die Rollen, welche sie anbrannten, genannt hatten, „Tabago". Die Insel gehört zu den kleinen Antillen in Westindien und ist jetzt eine Besitzung

der Engländer, die einem Leutnantgouverneur untersteht, der wieder dem Generalgouverneur von Barbados untergeordnet ist. Die Bevölkerung bekennt sich fast ausnahmslos zum Christentum, und pflegt neben der Produktion von Zucker, Rum und Kokosnüssen auch den Tabaksbau, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie zu des Weltentdeckers Zeiten. Die Hauptstadt ist der Hafenplatz Scarborough an der Südostküste mit etwa 3000 Einwohnern. Im Jahre 1632 wurde die Insel den Spaniern genommen und fiel an die Niederländer, welche sie Neuwalcheren nannten. Die Spanier eroberten sie zwar zurück, aber schon 1654 finden wir die Niederländer von neuem auf der Insel. Ihnen machten bald die Deutschen Konkurrenz, welche 1655 vom Herzog von Kurland hierher geschickt wurden. Die Deutschen wurden aber bald von den Holländern unterjocht, bis die holländischen Ansiedelungen zum zweiten Male von den Spaniern und Eingeborenen zerstört wurden. Bis 1677 trieben sich nun die Engländer und Franzosen, nachdem die Spanier abermals hatten entweichen müssen, gegenseitig von der Insel, bis endlich 1677 die Franzosen sämtliche Einwohner der Insel gefangen nahmen und hinwegführten. Die gesamten Tabaksplantagen gingen in Feuer auf und die Insel war verödet. Erst 1748 fingen die Franzosen an, die Insel wieder zu kolonisieren und alsbald waren auch die Engländer wieder zur Stelle. Im Jahr 1768 eroberte England die Insel, 1783 eroberten sie die Franzosen zurück und 1793 fiel sie wieder an die Engländer, die sie nun über hundert Jahre in Besitz haben.

Wir haben das Schicksal der kleinen Insel „Tabago“ so ausführlich erzählt, weil es charakteristisch

für alle Antillen ist. Sie sind wegen ihrer Tabaksplantagen immer der Zankapfel der Völker gewesen, welche sich mit Kolonisation befaßten. Das gilt von der größten bis zur kleinsten Insel. Die größte ist, wie gesagt, Cuba. Wenn Cuba's Name genannt wird, geht dem echten Raucher das Herz auf. Er wittert so etwas vom Duft einer Importe in der Luft und das Bild von Havanna taucht vor seinen Blicken empor, jenes Havanna, das für ihn das Mekka der Muselmänner, das Rom der Pilger ist.

Der Tabaksbau auf Cuba ist uralt und de Torres fand bereits weite Plantagen vor. Er ist aber nicht Gegenstand eines Anbaues im Großen, sondern er wird ausschließlich von kleinen Pächtern oder Grundbesitzern gezogen und daher ist bei der fortwährend im Steigen begriffenen Konsumtion des Tabaks sein Anbau auf Cuba noch einer großen Ausdehnung fähig. Neuerdings ist unter dem Namen **The Havana Cigar and Tobacco Factories Ltd.**, eine Vereinigung der Cigarrenfabriken in Havanna zu Stande gekommen, die ein Kapital von 520000 Pfund Sterl. (= 10400000 M.) besitzt.

Der Ertrag ist bei einigermaßen befriedigender Ernte ein sehr reichlicher, bei guten Ernten ein geradezu erstaunlicher. Sobald die Blätter zur Reife gelangt sind, werden sie abgepflückt, in Bündel gebunden und entweder in die Fabriken zur Verarbeitung geschafft oder in Ballen von ungefähr 300 kg exportiert, sei es in rohem Zustande, oder schon zur Fabrikation geschnitten.

Pinar del Rio, die westliche Provinz Cubas, ist nur der Tabakskultur eingeräumt. Die Pflanzungen liegen nach allen Richtungen zerstreut, etwa 1,5 bis 3 km auseinander. Sie setzen sich aus einer großen

Zahl schmaler Felder zusammen und nehmen je etwa 4 **ha** Fläche ein. Das Land, auf dem der Tabak kultiviert wird, ist ausgesucht fruchtbar. Das übrige, und das ist der größte Teil der Provinz, ist noch gänzlich unkultiviert. Der Tabakssamen wird in besonders hergerichteten Beeten, den Pflanzschulen, untergebracht. Zehn Pfund Samen entfallen auf einen Morgen Land. Im Oktober und November werden die jungen Pflanzen, die dann auf Cuba immer eine Höhe von etwa 80 mm erreicht haben, in die weiten, offenen Tabaksfelder verpflanzt und zwar in Furchen, die je 0,6 m entfernt sind. Während der drei folgenden Monate erreicht die Pflanze ihre volle Höhe und in dieser Zeit wird ihr eine beispiellose Sorgfalt zugewendet, um die schon erwähnten Schädlinge fernzuhalten. Der Cubaner fährt jede Woche ein paarmal mit dem Pflug durch die Furchen, um sie reinzuhalten. Wenn die Pflanze ihre größten Blätter getrieben hat, es sind das gewöhnlich 10, so werden alle kleineren Blättchen vom Stengel abgebrochen und hat die Pflanze die volle Höhe erreicht, so muß die Spitze ebenfalls fallen. Die Entfernung der kleineren Blätter und Spitzen ermöglicht eine ungehinderte Ausbreitung der großen Blätter in der Sonne. Die weibliche Pflanze liefert die besten Blätter für die Decke der Cigarre, also Deckblätter, da sie größer und stärker sind als die der männlichen. Die Farbe der Blätter ist bis zur Pflückreife hellgrün, dann werden sie gelb und tupfig. Das Einsammeln geschieht durch Zerschneiden der Stengel in der Weise, daß immer je zwei Blätter an einem Stück Stengel hängen. Die Blätter werden hierauf über dünne Stäbe in dem Trockenhause so aufgehängt, daß auf

jeder Seite ein Blatt herabhängt, sogenannte „Reitform." So bleiben sie etwa fünf Wochen hängen. Die Trockenhäuser sind große, luftige Schuppen, die mit Palmblättern bedeckt werden. Inwendig sind nahe bei einander Aufhängestäbe in Reihen angebracht, um recht viel Blätter aufhängen zu können. Nach dem Trocknen werden die Blätter zu etwa 100 Stück abgebündelt; 80 solcher Bündel kommen in einen Ballen, der als Hülle Palmblätter erhält. In dieser Verpackung sind die Tabaksblätter auf der cubanischen Pflanzung zum Verkauf fertig und gelangen nun in die großen Speicherräume der Cigarrenfabriken Havannas. Die Tabakskultur Cubas ist die maßgebende für alle tabaksbauenden Länder geworden, wenn sie auch in den letzten Jahren unter der spanischen Mißwirtschaft unendlich gelitten und an Sorgfalt und Solidität eingebüßt hatte. Namentlich der Kampf zwischen der spanischen Militärmacht und den Insurgenten, welche mehrfach die Tabaksplantagen verwüsteten, brachte den Tabaksbau auf der Insel zurück.

Spanien hat unverantwortlich an seinen reichen, westindischen Kolonien gehandelt. Von ihrem Tabak und Zucker ist einst das Land der Hidalgo's zu einem märchenhaften Reichtum gelangt. Cuba wurde, wie schon erwähnt, den 28. Oktober 1492 von Columbus entdeckt und von ihm Juana genannt, welcher Name sich jedoch ebensowenig als der später von Velasquez ihr beigelegte Name, Fernandina, gegen den einheimischen erhalten hat. Noch bei seinem Tode hielt Columbus Cuba für einen östlich vorspringenden Teil des amerikanischen Festlandes, welche Ansicht erst 1508 durch die auf Befehl Ovandos von Sebastian Ocampo unternommene Umschiffung widerlegt

wurde. Im Jahre 1511 eroberte Diego Velasquez, Gouverneur des Südwestteils Hispaniolas, nach kurzem Widerstande des indianischen Häuptlings Hatuey die Insel, gründete 1512 die Stadt Baracoa und binnen einigen Jahren noch fünf bis sechs Städte, beförderte die Negereinfuhr, knüpfte Verbindungen mit Mexiko an, erlangte die Würde eines Generalkapitäns von Cuba und aller späteren Eroberungen und hatte schon 1520 die Insel in einen blühenden Zustand gesetzt. Als Velasquez 1524 starb, waren auch seine Nachfolger bemüht, das Land zu einer wohlhabenden Kolonie zu machen, wozu besonders die sorgfältige Schonung der Indianer beitrug. Dies wurde zum Nachteil Spaniens anders, als 1539 Hernando Soto die Statthalterschaft antrat, der es fertig brachte, daß bis zum Jahre 1560 alle Indianer ausgerottet waren. Seitdem war der Stern Cubas im Erbleichen und wer weiß, was sein Schicksal gewesen wäre, wenn nicht der treffliche Hafen Havanna, der 1584 befestigt wurde, dafür gesorgt hätte, daß es vor dem Aussterben bewahrt blieb.

Im 17. Jahrhundert hatte Cuba durch die Flibustier außerordentlich zu leiden, welche es brandschatzten, ohne daß die Spanier diesen Seeräubern irgendwelchen Einhalt gethan hätten. Aber die Bewohner wurden, wie sich aus den Besteuerungen ersehen läßt, reicher und reicher. Als die spanische Regierung 1717 den Tabakshandel auf Cuba zu ihrem Monopol erklärte, begann eine Reihe von Aufständen die Insel zu erschüttern, die jedoch überwältigt wurden. Seit Einführung des Tabakmonopols begann nun der Schleichhandel der Cubaner mit Jamaica, der solchen Umfang annahm, daß die

Regierung das Tabaksmonopol einigen Kaufleuten von Cadix überließ. Im Jahr 1762 eroberten die Engländer Havanna, gaben den Verkehr frei und dieser freie Verkehr Cuba's mit Spanien blieb auch, nachdem die Engländer Cuba wieder verlassen und dafür Florida erhalten hatten, bestehen. Cuba blühte empor und hatte nur unter den fortgesetzten Kämpfen der Neger gegen die Weißen zu leiden. Die große 1812 durch den freien Neger Aponte angestiftete Empörung wurde zwar noch vor dem Ausbruch unterdrückt, aber die Negeraufstände gehörten bald zu den gewöhnlichen Erscheinungen auf der Insel. So erhoben sich 1844 die Schwarzen um Matanzas und im Frühjahr 1848 rief die Freilassung der Sklaven in den benachbarten französischen Kolonien Westindiens auch auf Cuba einen Aufstand hervor, bei dem viele Tausende derselben auf die grausamste Art hingerichtet wurden.

Bessere Tage sahen die Cubaner erst wieder als die großen, kontinentalen Kolonien Spaniens vom Mutterlande abgefallen waren. Man gab 1816 das Tabaksmonopol auf, um sich die Cubaner geneigt zu machen und erteilte 1818 allgemeine Handelsfreiheit. Schon damals warfen die Nordamerikaner begehrliche Blicke auf das blühende Cuba, das sie käuflich oder durch Annexion an sich bringen wollten, um es der Union anzugliedern. Aber auch England hatte Annexionsgelüste und die Vereinigten Staaten, die einen Konflikt mit England vermeiden wollten, gaben vorläufig den Plan der Einverleibung wieder auf. Spanien sog das Land aus und die fanatischen Priester, welche dort das Missionswerk in der Hand hatten, thaten das Ihrige, um das Feuer der Erbitterung unter den Eingeborenen zu schüren. Alle

Bemühungen, das Los der Sklaven zu verbessern, blieben erfolglos. Der Handel mit den Vereinigten Staaten wurde durch hohe Zölle lahmgelegt und das Volk durch Steuern bedrückt, welche sich allmählich als eine unerträgliche Last erweisen mußten. Im Jahre 1868 unternahm man daher von neuem eine Verschwörung gegen die spanische Herrschaft. Am 10. Oktober proklamierte Carlos Manuel Cespedes auf dem Felde von Yara, bekannt durch seine vorzüglichen Yara-Tabake, die Unabhängigkeit Cubas. Von dieser Zeit an führte Spanien bis 1878 ununterbrochen Krieg mit den Insurgenten und erst in diesem Jahr unterwarf General-Kapitän Jovellar die letzten Rebellen.*)

Nach der Unterdrückung dieses Aufstandes begann die alte Mißwirtschaft von neuem, sodaß sich die Eingeborenen abermals empörten. Seit 1894 reihte sich wieder Aufstand an Aufstand, und um diesen unsicheren Verhältnissen ein Ende zu machen, verlangten die Vereinigten Staaten schließlich die Unabhängigkeit Cuba's von Spanien. Da sich Spanien weigerte, kam es zum amerikanisch-spanischen Seekrieg, der bekanntlich mit dem Verlust Cuba's, Portorico's und der Philippinen für Spanien endete. Die Perle der Antillen ist aus der Hand des spanischen Bedrückers befreit, aber die Eingeborenen kämpfen zur Zeit auch gegen das amerikanische Protektorat an. Erst, wenn die Ruhe hergestellt sein wird, haben wir die Gewähr, daß die schwer daniederliegenden

*) Vrgl. Humboldt: „Essai politique sur l'île de Cuba", 1826; von Sivers: „Die Perle der Antillen", Leipzig, 1861; de Larinaga: „Die wirtschaftliche Lage Cuba's, anknüpfend an die Entwickelung der Insel", Leipzig, 1881. Rudolf Zabel: „Die Insel Cuba", Leipzig 1898.

Tabakskulturen sich endlich wieder heben werden. Cuba zählte schon 1877 an 4511 Tabaksplantagen und diese Zahl ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Der untere Feldbaudistrikt, Vuelta de Abajo, an der Südseite gelegen, 110—120 km lang und gegen 30 km breit, liefert in seinen zahlreichen „Vegas de Tabacco“ den besten Tabak, während der in einigen Pflanzungen des Ostens gewonnene und in Santiago verschiffte minderen Wert hat.

Der Verbrauch an Tabak ist auf Cuba selbst, da hier alle Stände, Geschlechter und Altersstufen leidenschaftlich rauchen, ungeheuer, und soll jährlich 1825 Millionen, oder täglich 5 Millionen Cigarren betragen. Daß unter den ausgeführten Cigarren nicht lauter „echte“ sind, vielmehr ein großer Teil der echten „Havannas“ aus minderwertigem Tabak, der nach Cuba eingeführt wird, besteht, beweist der Umstand, daß z. B. 1854 allein in Havanna 264 Millionen Cigarren von ausländischem Tabak gedreht, dagegen von der ganzen Insel nur 251 Millionen echte Cigarren ausgeführt wurden. Im Jahre 1878 belief sich die Ausfuhr der Cigarren auf 182 355 740 Stück für 7 294 229 Dollars und des Blättertabaks auf 6 856 454 **kg** für 5 485 163 Dollars. Dazu kommen noch Cigaretten im Wert von 177 960 Dollars. Havanna führte 1880 allein 12 464 936 Pfund Tabak und 153 141 000 Cigarren aus. In den letzten Jahren fügten die Insurgenten dem Tabaksbau schweren Schaden zu, da sie bei den Aufständen zahlreiche Plantagen verwüsteten. Immerhin konnte noch ein ansehnliches Quantum vor der Brandfackel gerettet und in den befestigten Plätzen Havannas und der Provinz Pinar del Rio unter Dach gebracht werden. Seit 20 Jahren war die Tabaksernte von 1895 die

kleinste und die Ernte von 1896 betrug in den beiden Provinzen Havanna und Pinar del Rio, also Vueltas und Partidos, höchstens die Hälfte der 95er Ernte. Mußten doch die Aussaaten infolge Eindringens der Insurgenten gerade in dem Moment ihrem Schicksale überlassen werden, als der Tabak in die Reife ging und eine besondere Pflege erforderte. Unter den aufgegebenen Pflanzungen befanden sich unglücklicher Weise die allerbedeutendsten, wie San Juan y Martinez, los Remates, la Grisa u. s. w. Die normale Ernte Cubas beträgt ungefähr 200 000 Ballen Tabak und das Jahr 1897 brachte gar nur den zehnten Teil, etwa 20 000 Ballen. Der Niedergang der Tabakskultur ergab im Jahr 1898 allein einen Verlust von 12 Millionen Dollars. Es wird langer Zeit bedürfen, ehe sich die Tabakskulturen auf Cuba wieder soweit erholt haben, um auf die Produktionshöhe früherer Jahre zu kommen. In Havanna selbst waren eine Zeit lang die meisten Cigarrenfabriken geschlossen, so daß dieser ganze große Industriezweig vor dem Zusammenbruch stand. Im Jahre 1896 schrieb der Chef einer der größten Fabriken in Havanna: „In dem Departement, in dem der Rohtabak bearbeitet wird, beschäftigen wir wieder 500 Männer und 200 Frauen. Die tägliche Produktion beträgt ungefähr 50 000 Pfund. In der Cigarrenfabrik sind 200 Männer und 100 Frauen beschäftigt. Die tägliche Produktion beträgt ca. 1 Million Cigarren.“ Ein Jahr darauf beschäftigte dieselbe Fabrik in der Abteilung für Bearbeitung von Rohtabaken noch 30 Männer und 10 Frauen. Die tägliche Produktion betrug 2500 Pfund. In der Cigarrenfabrik arbeiteten nur noch 20 Männer und 5 Frauen. Von einer Million Cigarren pro Tag sank die Fabrikation auf 75 000 Stück!

Das ist die beste Illustration zu den unheilvollen Einwirkungen der fortgesetzten cubanischen Aufstände auf den Tabaksbau. In dem Reisewerke des Granier de Cassagnac teilt dieser über die Verfertigung der Havanna-Cigarren folgendes mit: Eine Tabaceria in Havanna ist ein meist nach der Straße hin ganz offener Laden, dessen ganzes Mobilar in einem großen Tische, vier bis fünf Stühlen und einem Gefäß mit Wasser besteht. Um den Tisch herum sitzen vier bis fünf wenig und unreinlich bekleidete, schmutzige Neger, welche Cigarren rollen. Das Wassergefäß dient zum schnellen Eintauchen der Blätter, die dann durch Schütteln in der Luft getrocknet werden. Nun schneiden die Neger die Blätter in die gehörige Form und rollen sie auf dem Tische." Daß der Reichtum des „schönen Havanna" bei der Mißwirtschaft mit in die Brüche gegangen ist, bedarf keiner weiteren Versicherung. Das schöne Havanna! Das reiche Havanna! Mit dieser Herrlichkeit ist es vorläufig nicht mehr weit her. Einst lenkten die Offiziere und Kaufleute der cubanischen Residenz aller Augen auf sich. Sie führten einen Wettkampf in üppigem, galantem Leben. Der Standeshochmut hatte hier eine enorme Höhe erreicht. Der Lebensgenuß übertraf den von Paris. Jetzt ist davon nicht mehr viel zu merken. Die spanischen Granden, in deren Adern edles Jahrhunderte altes Blut rollte, haben die Insel verlassen. Der Wohlstand ist dahin. An den Straßenecken stehen noch die Neger, welche auf kleinen, niedrigen Tischen die schönen, frischen Cigarren von Vuelta de Abajo rollen. Mit weichen, aufwärts gebogenen Fingern legen sie das duftende Deckblatt, die sogenannte **Capa**, um das Eingeweide, **tripa**. Diese Cigarre, die noch säuerlich ist von der Tabakserde,

und die, wie Henrick Cauling sagt, einen Geschmack und einen Charme besitzt, als sei sie in Champagner getaucht, wird für ein Paar Cents verkauft. Aber die frischgerollten Havanneser schmecken nicht halb mehr so wie vor Jahren.

Auch in Havanna ist der gute Tabak eine Seltenheit geworden. In Europa ist noch vielfach die Meinung verbreitet, daß die Cubaner ihre Cigarren in frischem Zustande rauchen. Es ist dies jedoch eine absolut irrige Ansicht. Kein Fabrikant wird dort je daran denken, Tabak zu benutzen, bevor er getrocknet worden. Cigarren von den berühmteren Cosechas verwahren die Cubaner in geölter Seide. Sie werden mit einer Feierlichkeit an die Tafel gebracht, mit der in Weinländern eine Flasche eines besonders guten Jahrgangs und von hervorragender Qualität geöffnet wird. Die „Candela" begleitet sie, ein aus Silber gefertigtes Gefäß, oft von kostbarster Arbeit, das häufig ein Erbstück in einer Familie bildet und sehr hoch gehalten wird. Es ist mit Asche irgend eines wohlriechenden Holzes gefüllt, in welcher einige brennende Kohlen liegen und wird nach jedem hors d'oeuvre herumgereicht. Wenn das Mahl vorüber und nur noch die blauen Ringe in die Luft gehen, befinden sich die Raucher gewöhnlich im Zustande höchster Ekstase und selbst ein Europäer wundert sich dann nicht mehr, wenn sein cubanischer Nachbar am Tische seine Cigarre „den Trost seiner Seele", „seinen aufgehenden Tag" u. s. w. betitelt. Er ist nahe daran, seinem Beispiel zu folgen. Es heißt, diese „Echten" müßten auf den bloßen Schenkeln der Arbeiterinnen gerollt werden, um die rechte saveur zu erhalten.*)

*) Hanns von Zobeltitz: „Vom edelsten Kraute". Velh. & Kl. Monatshefte, IX. Jahrg., I. Bd., 94/95.

Den größten Vorteil von dem Rückgang des Tabaksbaues auf Cuba hat Mexiko, das in den Thälern von Colorado und Trinidat Distrikte besitzt, deren Boden für den Bau dieser Pflanze besonders geeignet ist, weil er bis zu einer Tiefe von 10 bis 15 englische Fuß weich bleibt. Die Qualität der in diesen Landstrichen gewonnenen Tabaksblätter ist sehr milde, die Ernte reichhaltig. Sie erreichen die Größe einer Männerhand und werden von den Cigaretten-Fabrikanten gern verwendet. Den Fabrikanten auf dem Lande wird dieser Cigarettentabak zu 2 bis 5 Cents verkauft. Nach Peru verschifft, wo er bevorzugt wird, ergiebt er 6 bis 9 Cents pro Pfund. Auch Columbien kauft große Quantitäten. Während Guatemala große Mengen geringere Sorten für 6 Cents das Pfund ersteht, beansprucht Costarica nur erste Ware und zahlt dafür 10 Cents. Die in Mexiko erzeugten Cigarren finden schnellen, sicheren Absatz bei allen centralamerikanischen, auch einigen südamerikanischen Staaten und erzielen Preise von 1,05 Dollar pro Pfund. Bei der günstigen Aufnahme des mexikanischen Tabaks läßt sich das enorme Wachstum der Plantagen erklären, ebenso die Verdoppelung des Exportes.

Der Tabaksexport Mexikos, welcher vor 1889 selten die Höhe von 900 000 Dollars jährlich erreichte, weist in den letzten Jahren nach der „Deutschen Zeitung in Mexiko" folgende Ziffern auf:

1889—90:	Doll.	948 332,
1890—91:	„	1 105 447,
1891—92:	„	1 746 928,
1892—93:	„	1 459 830,
1893—94:	„	1 755 714,
1894—95:	„	1 460 133,
1895—96:	„	1 700 000.

Die Vereinigten Staaten beziehen erst seit 1892 mexikanischen Tabak. Mexiko exportierte damals schon 867539 Pfund Cigarren und 2565802 Pfund Rohtabak. Davon kamen nach

	Cigarren	Rohtabak	
England:	664000	231055	Pfund.
Deutschland:	132466	1393555	"
Belgien:	—	735220	"
Vereinigte Staaten:	35153	70107	"
Diverse Länder:	35920	135861	"

Der Tabak vom Valle Superior de Papaloapan wird in Mexiko dem der Vuelta de Abajo ebenbürtig zur Seite gestellt, während das spanische Amerika und Brasilien nur billige Tabake liefern. Die Vuelta de Abajo ist nur von mäßiger Ausdehnung und der Boden ist durch eine 50jährige Bebauung und die Verwahrlosung der letzten Jahre wie ausgesogen. Die Unkosten der mexikanischen Tabaksbauer sind dabei um 50 Prozent geringer wie die der cubanischen. Mexiko hat demnach zur Zeit die Antillen im Tabaksbau überflügelt.

Unter der gleichen Mißwirtschaft wie Cuba hatte natürlich auch Portorico zu leiden, wenn auch nicht in demselben Maße. Im Jahre 1883 wurden von der Insel 1757892 kg Tabak ausgeführt und der Export stieg bis auf $2\frac{1}{2}$ Millionen kg. Die Insel wurde von Columbus auf dessen zweiter Reise am 15. November 1493 entdeckt und erhielt von ihm den Namen Johannes des Täufers „**Isla de San Juan Bautista**". Sie wurde vom König von Spanien 1509 unter die Verwaltung des Juan Ponce de Leon gestellt. Die Bedrückungen, denen die in den Goldwäschen beschäftigten eingeborenen Karaiben ausgesetzt waren, riefen eine allgemeine

Empörung und blutige Kämpfe hervor, bei welchen 600000 Menschen umkamen. Der Tabaksbau hat sich aber auf Portorico bis zur Gegenwart immer noch rentabel erwiesen. In Portorico könnte ein Tabak von der gleichen Qualität wie auf Cuba gedeihen, wenn nur ein wenig mehr Sorgfalt verwendet werden würde.

In dieser Hinsicht sind die eingeborenen Pflanzer gewöhnlich nachlässig, und dadurch hat der Ruf des Portorico-Tabaks stark gelitten. Eine beträchtliche Menge dieses Produktes wird jetzt in Form von Blättern oder Cigarren jedes Jahr nach den Vereinigten Staaten, Spanien, Frankreich und England exportiert, aber diese Industrie ist noch eines enormen Aufschwunges fähig. Eine große Quantität wird ferner jedes Jahr nach Cuba exportiert und zu Havannacigarren verarbeitet. Der auf der Insel producierte Tabak wird in drei Grade eingeteilt: 1) Capa, die erste Güte, die als Deckblatt benutzt wird. 2) Tripa, ebenfalls ein Deckblatt-Tabak und 3) Celiche oder das gewöhnliche Blatt. Die ersten zwei Grade werden entweder zu Cigarren in der Insel selbst verarbeitet, oder nach Havanna geschickt, wo sie mit dem dortigen Produkt vermischt werden, während der dritte Grad im Lande selbst verbraucht oder nach Bremen, Hamburg, Spanien und Österreich versandt wird. Vortrefflich entwickelt hat sich die Tabakskultur auch in Haiti und San Domingo. Die Tabaksausfuhr hat sich daselbst sehr gehoben. Besonders in den Südstaaten der nordamerikanischen Union findet der Tabak von Haiti und San Domingo gute Aufnahme. In Porto Plata lagern zuweilen 3000—4000 Tabaksballen für New-Yorker Firmen. Der Tabak wird genau so gepackt und präpariert wie Havanna-Tabak.

Für beste Sorten Füllblatt werden 40 bis 50 Cents und für Deckblatt 1,50 Dollar pro Pfund bezahlt. Die Tabaksausfuhr der Insel nach Deutschland hat 1897 abgenommen. Im Jahre 1896 wurden insgesamt 43694 Doppelcentner aus Haiti und San Domingo stammende Tabaksblätter, im Werte von 14 Millionen Mark, in Deutschland verzollt, 1897 nur noch etwas über 35000 Doppelcentner, wovon $^4/_5$ Haititabake und $^1/_5$ Domingotabake waren.

Columbien führte früher 6 bis 7 Millionen kg aus, doch ist in neuerer Zeit ein starker Rückgang eingetreten, während sich die Ausfuhr Brasiliens gehoben und schon über 23 Millionen kg pro Jahr betragen hat.

In Asien produzieren China, Japan, Britisch-Indien Tabak in großen Quantitäten für ihren eigenen Bedarf; sie bringen aber verhältnismäßig nur wenig auf den Weltmarkt. Als Ausfuhrgebiet hat Java die größte Bedeutung, das bei guter Ernte etwa 15 Millionen kg exportiert. Aus den Philippinen, die jetzt auch der spanischen Mißwirtschaft entrissen sind, ohne freilich damit Ruhe und Frieden erlangt zu haben, wurden schon 1882 über 6 Millionen kg Rohtabak und 101 Million Cigarren ausgeführt. Die Insel Luzon (Manila-Tabak) beteiligt sich mit ungefähr einem Zehntel an der Gesamtproduktion der ganzen Erde, Cuba auch nur mit einem Zwölftel, ein Beweis für die Leistungsfähigkeit der Philippinen. Neben den Philippinen sind es hauptsächlich Indien und Persien, welche an der Tabaksproduktion hervorragenden Anteil nehmen. Von dem Tabak in Schiras in Persien wird, wie von seinen Rosen behauptet, daß er der beste auf der Welt sei.

Soviel ist jedoch unstreitig, daß Cuba den

würzvollsten Tabak erzeugt, und daß nach ihm in Südamerika der Caracas- und Varinas-Tabak die oberste Stufe einnimmt. Dann kommen Brasilien und die übrigen amerikanischen Länder, und ihnen folgen weiter die asiatischen Tabake und dann die aus Afrika und Australien.

Was die europäischen Länder anlangt, so liegt der Schwerpunkt des Tabaksbaues bei ihnen in Österreich-Ungarn, Rußland und den Balkanstaaten. Ungarn erbaute schon im Jahre 1882 nach der Erntestatistik 70,2 Millionen kg, während auf das cisleithanische Österreich nur 2,5 Millionen kamen.

Die Produktion Frankreichs belief sich 1882 auf 17 Millionen kg. Nach dem „Jahrbuch der französischen Statistik" bringt das Tabaksmonopol dem französischen Staate alljährlich 375 Millionen Francs, d. h. den zehnten Teil der gesamten Staatseinnahmen ein. Die Zahl der Tabaksmanufakturen beträgt 21. Nach der Zahl der Arbeiter geordnet, stehen sie in folgender Reihe: Paris-Gros-Caillou (1351 Arbeiter), Chateauroux (1319), Toulouse (1282), Marseille (1178), Nantes (1172), Morlaix (999), Bordeaux (976), Paris-Neuilly (940), Dieppe (336), Lille (861), Tonneins (823), Nice (810), Nancy (745), Pantin (715), Riom (519), Lyon (506), Le Mans (478), Le Havre (393), Dijon (885), Orleans (161), Limoges (112). Von den 16 559 Angestellten sind $^{9}/_{10}$ (14 922) Arbeiterinnen. Die anstrengende Maschinenarbeit liegt den Männern allein ob. Die 33 Blättermagazine (28 für einheimische und 5 für exotische) beschäftigen 203 Arbeiter und 291 Arbeiterinnen. Man sieht schon aus dieser Zahl, wie sehr das einheimische Gewächs vorherrscht. Heute beträgt die Tabaksverarbeitung in Frankreich schon 35 Mill. kg

pro Jahr. Die Zahl ist etwas im Abnehmen begriffen und dennoch wachsen die Einnahmen des Monopols mit jedem Jahre. Das kommt daher, daß das Publikum immer mehr gute und teure Cigarren raucht, während der Schnupftabak in Frankreich fast außer Gebrauch kommt. Vor 60 Jahren wurde fast die Hälfte des Tabaks als Prise der Nase zugeführt. „Es liebte die Welt, das Strahlende zu schwärzen und Staub in das Erhabene zu ziehen", konnte man frei nach Schiller sagen. Im letzten Jahre wurden dagegen nur noch 5 Millionen kg in Schnupftabak verwandelt und eine Million in Kautabak. Die Normandie und die Bretagne sind der Prise und dem Tabakkauen am treusten geblieben.

Der Verdienst der Inhaber von Tabakbureaux und die Tabakfabrikationskosten betrugen 1897 rund 35 Millionen Francs. In ganz Frankreich giebt es 44969 Tabakbureaux, mithin auf 12 Quadratkilometer und auf je 850 Einwohner je eins. Nord, Rhone und Bretagne zählen die wenigsten, auf 1200 bis 1500 Einwohner je eins. Die Departements Eure, Meuse, Ober-Marne und Ober-Saône zählen die meisten, nämlich auf 4—500 Einwohner je eins. Das Seinedepartement besitzt 1386 Bureaux, so daß je eins auf 2260 Personen kommt. Diese Bureaux verkauften letztes Jahr 4 Millionen kg für 61 Millionen Francs. Jeder Pariser verbraucht also 1300 Gramm Tabak jährlich und zahlt dafür 20 Francs. Für ganz Frankreich ist der mittlere Verbrauch geringer, denn er beträgt bloß 10 Francs auf den Kopf. Am geringsten ist der Tabaksverbrauch in der Lozère (3,85 Fr. auf den Kopf.) Bei diesen Zahlen sind allerdings immer Frauen und Kinder mitgerechnet. An Schnupftabak konsumiert die Unter-

Seine am meisten, nämlich 300 Gramm auf den Kopf, Ober-Savoyen (25 Gr.) und die Ostpyrenäen (44 Gr.) den wenigsten. Wie anderwärts, so ist es auch in Frankreich vorgekommen, daß man mit dem Einkommen einträglicher Tabaktrafiken gute Freunde belohnte. Die Wittwe des Herzogs von Morny, Napoleon's III. Halbbruders und Günstlings, die kürzlich als Herzogin von Sesto mit großem Gepränge in Paris zu Grabe getragen wurde, war eine solche Tabaktrafikantin. Nach Morny's Tode wollte ihr Napoleon ein besonderes Zeichen seiner Gnade geben und verlieh ihr den größten Tabakladen von Paris: „à la Civette" an der Place du Théâtre Français. Aus der Verpachtung dieses Ladens bezog die Herzogin 40 000 Frcs.; der Laden wurde ihr auch noch zehn Jahre lang gelassen, als sie sich zum zweiten Male mit dem spanischen Herzog von Sesto vermählte. Nun hatte sie aber durch diese Heirat aufgehört, Französin zu sein — von Haus aus war sie eine russische Fürstin Trubetzkoi — und unter der Präsidentschaft Mac Mahon's mußte sie endlich auf den Laden verzichten, da man mit einer Interpellation im Parlament gedroht hatte. Die Einkünfte von „à la Civette" werden seitdem an mehrere Wittwen hervorragender Staatsdiener verteilt.

Während die Regie in der Fabrikation von Cigarren Bedeutendes leistet und auch gute Importen in den **bureaux de tabac** zu haben sind, bleibt der geschnittene Rauchtabak, **le tabac haché**, offiziell **le scaferlati** genannt, dagegen zurück. Dem echten französischen Raucher bietet freilich sein **tabac de caporal** in seiner Stummelpfeife hohen Genuß und nach seinem Urteil ist der einheimische **caporal** besser

als irgend ein Tabak der Welt. Indessen lassen sich doch unter den Franzosen jetzt auch Stimmen vernehmen, welche gern für einen „Caporal de luxe“ zwei bis drei Franken per Kilo mehr zahlen und dafür besonders die Blattrippen entfernt wissen möchten. Jedenfalls haben alle französischen Tabaksorten den Vorzug, wenig Nikotin zu enthalten und nicht mit Zuhilfenahme schädlicher Beizestoffe hergestellt zu sein. In den Tabaksläden kauft man die beliebtesten Sorten in braunen Packetchen zu 50 Cent. und in blauen oder gelben zu 80 Cent. Dem Deutschen, der gern aus einer langen Pfeife raucht, behagen diese für die Stummelpfeife oder die Cigarettenanfertigung bestimmten Tabake gewöhnlich nicht. Den deutschen Tabaksorten am nächsten kommt noch der sogenannte Kantinentabak, eine etwas geringere Sorte, die speziell für das Militär und die Marine fabriziert wird und sonst nicht in den Handel kommt. Der französische Soldat erhält nämlich außer seinem Solde eine Anweisung auf eine bestimmte Menge Tabak, so daß die Nichtraucher in den Stand gesetzt sind, ihr Quantum an ein Bureau de tabac billig zu verkaufen. Deshalb kann ihn der Liebhaber auch dort zuweilen finden, besonders in den Läden, die in der Nähe der Kasernen liegen. Unsere deutschen Krieger pflegen ja einen ähnlichen Handel mit ihrem Kommißbrod zu treiben, wenn sie Sehnsucht nach etwas besserer Sorte spüren.

Der französische Schnupftabak, le tabac à priser, offiziell le râpé genannt, dessen Fabrikation einen Zeitraum von 3 Jahren 4 Monaten in Anspruch nimmt, gehört bekanntlich zu dem besten, was diese Branche kennt. Der Verbrauch geht aber trotzdem, wie in Deutschland, rapid zurück. Nach neueren

Berichten nimmt dafür der Kau- oder Primtabak, **le tabac à mâcher**, offiziell **les rôles**, beträchtlich zu.

Die Cigarren sind sämtlich solid gearbeitet aber nicht billig. Es giebt Cigarren zu 5, 10, 15 bis 50 Cent. das Stück. Die zu 15 Cent. bestehen aus Brasil, mexikanischem, französischem und Havanna-Tabak. Die billigeren werden aus inländischem und ungarischem Tabak mit Kentucky-Deckblatt fabriziert. Um diesen Blättern verschiedener Herkunft einen gleichmäßigen Geschmack zu geben, bringt man sie 24 Stunden lang in eine durch kräftigen Tabaksaft gefärbte Flüssigkeit und darauf unter eine hydraulische Presse. Die billigeren Cigarren zu einem Sou oder 5 Cent. das Stück, die der Volkswitz mit Anspielung auf den stolzen, spanischen Namen „**soutellas**“, „**cinqcentimados**“ oder „**infectados**“, was wir „deutsch“ am besten mit „Stinkadores“ übersetzen, getauft hat, sind im allgemeinen doch ziemlich beliebt.*)

Die Tabaksläden erkennt man an einem eigentümlichen Wahrzeichen oberhalb der Ladenthür, „**la carotte**“, der Nachahmung einer ungeheuren Cigarre von roter Farbe. Abends führen dieselben rote Laternen mit der Inschrift: „TABAC.“ In den Tabaksbureaus findet man auch Postwertzeichen, Stempelmarken und einen Briefkasten.

Wie Alles in Frankreich, so spielt der Tabak natürlich auch eine Rolle in der hohen Politik. Wenn der Schluß einer Tagung im Abgeordnetenhause, besonders der letzten Tagung, herannaht, umlagern die Abgeordneten den Tabaksverschleiß im Vorsaal

*) Maxime du Camp Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie, 1879.

des Palais Bourbon. Sie kaufen Kisten Cigarren und abermals Kisten Cigarren, nicht zum eigenen Bedarf, sondern als billigstes, gangbarstes, dabei unantastbares Mittel der Wahlbewegung. Wer kann denn etwas darin finden, Freunden und Bekannten Cigarren anzubieten, wie es allgemein unter Rauchern Brauch ist? Die „Glimmel“ aus dem Palais Bourbon sind dabei besser als die, welche zu denselben Preisen in allen Tabaksverschleißen verkauft werden. Für die Abgeordneten und die Journalisten werden sie obendrein besonders ausgelesen. Mit seinem Vorrat an Glimmstengeln kann der Abgeordnete gar manchen Wähler vertrösten, dem er eine Stelle oder ein Ämtchen versprochen hat, aber nicht gewähren konnte. Wohl 125 bis 150 der bisherigen Abgeordneten kehren nicht zurück, weil sie — verraten, d. h. nicht wiedergewählt worden sind. Sie haben nicht genug Cigarren unter ihre Wähler gebracht. Daß einzelne Abgeordnete, um ihre Wahl durchzusetzen, ganze Berge Cigarrenkisten verschwinden lassen, darf nicht Wunder nehmen, denn ein Abgeordneter ist ein „großes Thier“ in Paris. Er hat freie Fahrt auf allen französischen Bahnen, bei allen Festlichkeiten freien Durchgang durch das Gedränge, eine dreifarbige Schärpe und eine Emaille-Schaumünze, die wie ein Orden im Knopfloch getragen wird. Im Schänkraum des Palais Bourbon hat er Essen und Trinken frei — alles das ist schon ein Paar Kisten des edlen Rauch- und Riechkrautes wert.

Wir haben uns jedoch schon teilweise auf das Gebiet des Tabakskonsums und Tabakshandels begeben. Ihre Betrachtung läßt sich eben schwer von der des Tabaksbaues trennen. **Rußland** erzeugt fast ebensoviel Tabak wie Frankreich. Auch die

Kopfquote ist ungefähr beim Konsum dieselbe. In den letzten Decennien hat die Tabakskultur gewaltige Fortschritte gemacht. Im Jahre 1877 wurden in Rußland nur 95 536 Tabaksplantagen gezählt, welche ein Areal von 49 489 Dessjätin (1 D. = 109,25 qm) einnahmen und eine Ernte von etwas über $3^1/_2$ Millionen Pud Tabak lieferten. (1 Pud = 40 Pfund = $16_{,379}$ kg). Im Jahre 1896 umfaßte das mit Tabak bepflanzte Areal schon 56 131 Dessjätin und gab eine Ernte von 5 Millionen Pud. Die Kultur ist viel intensiver geworden und folglich sind auch die einzelnen Plantagen jetzt kleiner. Im Jahre 1877 gab es weder im Zarentum Polen, noch auch in Transkaukasien, Turkestan, in Ostsibirien, im Transbaikal-Gebiet auch nur eine einzige Tabaksplantage, jetzt hat man im Gouvernement Warschau 24 Plantagen, in Transkaukasien 25 342, in Ostsibirien 10 773, in Turkestan 51, im Transbaikalgebiete 42. Die Einnahmen der Tabaksregie sind von 12,6 auf 34,9 Millionen gestiegen. In den letzten 10 Jahren hat sich auch die Ausfuhr der russischen Tabaksfabrikate nach dem Ausland stark entwickelt. Im Jahre 1886 wurden 271 277 Pud Blättertabak und 29 Millionen Stück Papirossen ausgeführt, 1896 dagegen schon 308 126 Pud Blättertabak und 51,3 Millionen Stück Papirossen (Papiercigarren). Mit den Papirossen wird in Rußland zuweilen ein unerhörter Luxus getrieben. Neben den einfachen, welche der Fabrikarbeiter, der Soldat raucht und mit 3 Kopeken pro 10 Stück bezahlt, giebt es auch in unzähligen Abstufungen solche, die auf „besondere Bestellung“ gefertigt und mit 80 Kopeken, etwa 2 M. 60 Pf., pro 10 Stück und mehr bezahlt werden. Durchschnittlich begnügt sich allerdings auch die bessere

Gesellschaft mit Papirossen, von denen das „Zehn" 6—10 Kopeken kostet. Im „Rigaer Tageblatt" wurde vor nicht allzulanger Zeit mitgeteilt, daß im Gegensatz zu den Papirossen, der jüngste Exportartikel Rußlands, „russische Cigarren", wenig Glück gehabt hätte. Im Jahre 1895 wurden 214 100 Stück expediert, 1896 aber schon 101 500 Stück weniger.

Die deutsche Cigarrenausfuhr nach Rußland zeigt dagegen eine bemerkenswerte Zunahme. Im Jahr 1897 wurden 18 100 kg deutsche Cigarren im Werte von 211 000 Mark nach Rußland versandt, gegen 14 600 kg (170 000 Mark) im Jahre 1896 und 7900 kg (92 000 Mark) im Jahre 1895; da auch andere Länder immer mehr Cigarren nach Rußland einführen, befürchten die russischen Cigarrenfabrikanten einen noch größeren Rückgang ihrer Produktion und sind daher um Erhöhung des russischen Eingangszolles eingekommen.

Die Lage der russischen Tabaksarbeiter ist keine rosige. Sie ist es freilich bei der gesamten russischen Arbeiterbevölkerung nicht. Die Überarbeitung in den Cigarren- und Tabaksfabriken, die Erschlaffung an Geist und Körper treibt die Arbeiter nach gethaner Arbeit in die Traktir's, Gasthäuser, wo sie sich an Bier, Meth, Kwaß, Branntwein u. s. w. berauschen. Die Kabaks, Kneipen gemeinster Art, sind immer gefüllt und in den Häusern ist dann die Not ein ständiger Gast. Dabei müssen die Knaben und Mädchen schon im 10. und 12. Lebensjahre mit in die Tabaksfabriken. Im Gouvernement Moskau sind in den großen Tabaksfabriken 24% Kinder unter 15 Jahren, ja der fünfte Teil hat das 12. Lebens-

jahr noch nicht erreicht.*) Natürlich werden die Kinder mit in die Fuselschänken genommen.

Podkreplatsa nado — sie müssen eins zur Stärkung trinken!

In Spanien durfte bislang zu Gunsten der Kolonien überhaupt kein Tabak gebaut werden, was freilich in Zukunft, nachdem die Kolonien verloren gegangen sind, anders werden wird. Fabrikation und Verkauf ist Monopol der Regierung, die 10 Fabriken (Sevilla, Madrid, Alicante, Alcoy, Cadix, Valencia, La Coruña, Gijon, Ovideo und Santander), zum Teil mit 3—4000 Arbeitern unterhält. Die Fabrik von Sevilla ist die größte und die einzige, welche Schnupftabake verfertigt.

Auch England bezieht seinen Tabaksbedarf nur von außen. Es hat zu Gunsten Indiens und der Kolonien auf heimischen Tabaksbau verzichtet. Der in England gebräuchliche tobacco wird deutschen Rauchern nicht immer zusagen, wie der französische auch nicht sofort ihren Beifall findet. Am meisten entspricht dem deutschen Geschmacke wohl noch Virginia Bird's—eye, ein mildes Gewächs mit Heugeruch, obgleich auch diese Sorte noch immer viel stärker ist als Turkish oder Latakia. Dagegen ist Shag, wie ihn der Arbeiter raucht, vollends stark und stinkend. Cavendish, in Täfelchen, die vor dem Rauchen zerschnitten oder zerschabt werden, ist zwar auch stark, hat aber ein hübsches Aroma. Returns ist eine mittlere Sorte. Es giebt noch verschiedene andere Sorten, die aus Amerika stammen, und meist mit phantastischen Namen ausgestattet sind. Dahin ge-

---

Hermann Roskoschny: Das arme Rußland. Leipzig, 1889. S. 59 ff.

hören Ugly cut, lone Jack und verschiedene andere Arten, die alle in Packeten verpackt verkauft werden. Auch eine Sorte Old Judge ist sehr populär geworden. Die Tabaksläden, deren Wahrzeichen ein schnupfender Hochländer (highlander) ist, gehören in England zu den wenigen Geschäften, welche auch des Sonntags regelmäßig offen bleiben. Sehr häufig ist mit dem Tabaksgeschäft noch eine Billardstube, ein Schreibmaterialiengeschäft u.s.w. verbunden. In den Tabakslagerhäusern der Londoner Docks wird beschädigter oder konfiszierter Tabak verbrannt. Die Stelle, an der das geschieht, the kiln, wird „der Königin Tabakspfeife" genannt. Cigarren bilden in London einen Luxusartikel, wenn man stark raucht. Zu den in Deutschland üblichen Preisen bekommt man in England überhaupt keine Cigarren, oder sie sind so schlecht, daß man sie gar nicht raucht. Es werden daher in England kurze Pfeifen auch außer dem Hause viel geraucht. Man findet jedoch in den besseren Restaurants, z.B. dem Tivoli, dem bekannten deutschen Hause im Strand, Zettel mit der Aufschrift: Pipes not allowed oder forbidden!*)

Von geringerer Bedeutung ist der Tabaksbau in Italien und Griechenland. Die Balkanländer suchen jetzt den Tabaksbau energisch zu heben. In Rumänien und Bulgarien werden neue Anpflanzungen vorgenommen, und in Serbien hat das Ministerium, um dem türkischen Tabak zu Leibe zu gehen, ein Areal von 2200 bis 2250 ha für die Tabakskultur eingeräumt. Man konnte in diesem Jahre daher

*) Langenscheidt, Land und Leute in England, Berlin 1888, S. 125, 613 ff. Althaus, Englische Charakterbilder, a. m. O.

auf eine Tabaksproduktion von 1 600 000 kg rechnen, während das Jahr 1897 nur ungefähr 800 000 kg ergab.

Im Osmanischen Reiche steht der Tabaksbau an Bedeutung der Rosenkultur gleich. Die Gewinnung von Tabak bildet eine Hauptnährungsquelle der Türkei. Tabak wird überall im Lande gebaut und bildet auch einen der wichtigsten Exportartikel. Schon im Jahre 1299 der Hedschra (1882/83) betrug die Tabaksproduktion im Lande 15 696 021 kg. Besonders geschätzt wird der macedonische Tabak von Jenidscheh, dessen Bau 20 000 Familien ernährt, und der nordsyrische Tabak. (Latakieh.)

Schweden hat ungefähr 150 Tabaksfabriken mit 10 000 Arbeitern, Norwegen 60 Fabriken. Von ungleich höherer Bedeutung als der skandinavische Tabaksbau ist derjenige der Niederlande. Der Boden ist hier überaus fruchtbar und die Landschaft von Harlem nach Amsterdam gleicht einem großen Garten, desgleichen die von Amsterdam bis Utrecht. Dem Anbau des Tabaks sind ungeheure Flächen überlassen. Berühmt sind die großen Tabaksfabriken, namentlich zu Amsterdam und Rotterdam. Tabak bildet denn auch einen Hauptfaktor des niederländischen Seehandels. Er gehört zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln. Die dänische Tabaksindustrie ist durch Arbeitseinstellungen und hohe Arbeitslöhne neuerdings vielfach gelähmt worden.

Wenden wir uns bescheiden zuletzt dem Tabaksbau in Deutschland zu. Gezwungen sind wir nicht, Bescheidenheit zu üben, denn auch unser Tabaksbau kann wohl von sich reden machen.

Nach den vom Kaiserlich statistischen Amt veröffentlichten Angaben sind 1898 nicht weniger als

139 271 Tabakspflanzer angemeldet gewesen, welche eine Gesamtfläche von 17 658,0 Hektar angepflanzt haben. Auf Preußen entfallen 70 191 Pflanzer mit 5286,4 Hektar. Brandenburg hatte 2465,5 Hektar, Pommern 1312,2 Hektar zu verzeichnen. Es ist also nicht richtig, daß in Pommern der Tabaksbau so stark zurückgegangen sei, wie neuerdings behauptet worden ist. In den tabakbauenden Bezirken Pommerns, die der Uckermark und speziell den Schwedter Gefilden nahe liegen, ist der Tabaksbau sogar noch gut entwickelt. In manchen Gegenden sind 12 bis 18% mehr an Flächenraum mit Tabak bebaut worden.

Von den übrigen deutschen Ländern tritt Baden mit 7438,8 Hektar und Elsaß-Lothringen mit 1247,2 Hektar in Wettbewerb. In Bayern wurden 2541,6 Hektar bepflanzt.

Im Allgemeinen ist allerdings eine Abnahme des Tabaksbaues zu verzeichnen, die auffällig genug ist. Im Hauptsteueramtsbezirk Mannheim ist die Zahl der Pflanzer von 2671 im Jahre 1897 auf 1716 zurückgegangen. Die Zahl der Tabaksfelder sank von 4980 auf 2984, der gesamte Flächeninhalt von 102 359 a auf 61569 a. Dieser Rückgang hat trotz der guten Ernten und Erträgnisse stattgefunden und ist um so bedauerlicher, als gerade Baden große Quantitäten entrippten Tabaks nach England liefert. Große Tabaksfabriken finden wir in Baden in Constanz, Baden und Durlach, wo die Firma Hurst jährlich über 5 Millionen Cigarren im Werte von 180 000 Mark produziert. Ferner ist Bruchsal (Firma Reiß mit einem Jahresumsatz von über 10 Millionen Cigarren), Stollhofen und Mannheim, wo die Firma Simon mit über 600 Arbeitern jährlich 25 Millionen produziert, zu nennen.

Auch Lahr nimmt durch seine Tabaksindustrie eine hervorragende Stellung ein. Die Familie der Lotzbeck, die wegen ihrer Verdienste um die Industrie in den Adelstand erhoben wurde, brachte namentlich die Fabrikation von Schnupftabak hier zur Blüte. An sie schlossen sich die Firmen Hugo, Schöpfer, Herbst und andere an. Die Schnupftabaksfabrik der Gebrüder Lotzbeck verarbeitet durchschnittlich jährlich 8000 bis 10 000 Centner Rohtabak und beschäftigt 200 Arbeiter. Außerdem sind eine Dampfmaschine von 18 Pferdekraft und 3 Mühlen in Thätigkeit.*) Auch im Jahre 1898 war übrigens noch ein allgemeiner Rückgang in ganz Baden vorhanden, denn es waren insgesamt nur noch 17 500 **ha** mit Tabak bepflanzt.

In Bayern sind es besonders die Pfalz und Mittelfranken, welche durch ihren Tabaksbau hervorragen. Was Thüringen anlangt, so ist die Tabakskultur des Eichsfeldes berühmt geworden. Das Eichsfeld ist der flachhügelige, waldlose, stark bevölkerte nordwestliche Landstrich des Thüringer Terrassenlandes, die Gegend der oberen Unstrut und Leine, die einst unter Heinrich dem Löwen so schwer heimgesucht wurde. Hier ist die Ausbeute in manchen Jahren eine ganz enorme gewesen. Auch Sachsen baut eine allerdings sehr geringe Sorte Tabak.

In Anhalt wurde der Tabaksbau unter der Regierung der Fürstin Henriette von Oranien, der Mutter des alten Dessauer, durch holländische Kolonisten

---

*) Unser deutsches Land und Volk. Bd. III. Leipzig, 1880, S. 338 ff. — Wilhelm Korte: „Anhaltischer Tabaksbau und Tabaksindustrie“ in der „Handels-Akademie“. V. Jahrg. Heft 38.

eingeführt, zur selben Zeit, wo auch die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Brandenburg, Tabaksgärtner aus Holland auf ihr Lustschloß Mon Plaisir bei Schwedt a. O. berufen hatte. Anhalt hatte Mitte des 18. Jahrhunderts eine blühende Tabakskultur. Namentlich Oranienbaum und Umgegend behielten auch nach den Befreiungskriegen noch ihre Bedeutung. Durch Bremer Arbeiter wurde daselbst 1844—46 auch die Cigarrenindustrie eingeführt. (E. Schulze und Ludwig Bürkner u. Co.) Der Tabaksbau ist in Anhalt zurückgegangen, während die Industrie sich erhalten hat. Oranienbaum ist noch jetzt ein geachteter Tabaksplatz Deutschlands. Anhalt beschäftigt in der Tabaks-Industrie durchgängig noch $3^1/_4$% seiner Einwohnerzahl.

Die übrigen Landstriche des Deutschen Reiches, welche auch Tabak bauen, kommen nicht weiter in Betracht.

In Deutschland waren die Ziffern der mit Tabak bestellten Flächen, des Ernteertrages an getrockneten Blättern und des Wertes derselben, nach Abgabe der Steuer, folgende:

	Hektar	Mill. kg	Mill. Mk.
1873—74	30 500	54,1	21,6
1879—80	17 273	28,4	20,2
1881—82	27 248	61,3	27,1
1882—83	22 243	39	16,4
1883—84	22 068	39	16,9
1892—93	14 730	27	11,6
1896—97	22 076	48,6	19,2.

Den Rückgang im Jahre 1898 auf 17 658 Hektar erwähnten wir schon.

So schwanken die Zahlen bis in die letzten Jahre und es ist nur erfreulich, daß ein so bedeutender Rückgang, wie er im Jahre 1892/93 zu verzeichnen war, nicht wieder eingetreten ist.

Die Einfuhr von Rohtabak ist natürlich gegenüber der Ausfuhr überaus beträchtlich, wie folgende statistische Aufzeichnungen ergeben:

	Einfuhr	Ausfuhr		
1872—73	76,7	5,4	Mill.	kg
1873—74	34,4	6,4	"	"
1878—79	100,0	3,3	"	"
1879—80	12,0	0,8	"	"
1880—81	15,3	0,2	"	"
1881—82	27,2	2,4	"	"
1882—83	26,5	3,5	"	"
1883—84	31,7	2,1	"	"
1896—97	55,9	0,4	"	"
1897—98	57,4	1,1	"	"

Auch diese Zahlen sind fortgesetzt Schwankungen unterworfen.

Ansehnlich ist unser Handel mit Cuba, obwohl auch er in den letzten Jahren wesentlich nachgelassen hat. Im Jahre 1889 kamen von Cuba nach Deutschland noch 14 948 Doppelcentner unbearbeitete Tabaksblätter, im Werte von 2½ Millionen Mark. Im Jahre 1896 nur noch 7814 Doppelcentner, die aber doch einen Wert von 3,1 Millionen Mark repräsentierten. Das Jahr 1897 hat gar nur 6067 Doppelcentner aufzuweisen. Auch der Cigarrenimport hat nachgelassen. Im Jahr 1889 wurden 2036 Doppelcentner (4,1 Millionen Mark) importiert, 1896 nur 1606 Doppelcentner (5,8 Millionen Mark) und 1897 gar nur 1402 Doppelcentner. Die Quantität ver-

ringerte sich, aber die Preise stiegen. Größere Posten lieferten die Vereinigten Staaten und die Philippinen. Die Einfuhr an Manila-Cigarren ist sogar beständig gestiegen. Im Jahre 1889 kamen nach Deutschland 57 Doppelcentner für 131 010 Mark, im Jahre 1896 schon 133 Doppelcentner für 106 000 Mark und 1897 sogar 161 Doppelcentner. Hierbei war ein Fallen des Preises bemerklich. Aus der Dominikanischen Republik wurden im Jahre 1897 für $0_{,7}$ Millionen Mark Tabaksblätter eingeführt, ein bedeutend geringeres Quantum als in früherer Zeit und ein Beweis, daß die ungünstigen Kreditverhältnisse der Negerinsel ihren Handel schwer gedrückt haben.

Je kräftiger sich der heimische Tabaksbau entwickelt, desto geringer wird natürlich der Import fremder Tabakssorten. Entbehren werden wir freilich den Import nie können.. Dazu wird doch zuviel gequalmt in deutschen Landen. Die Besorgnis, daß der Tabakskonsum abnehme, die wie ein Schreckgespenst in letzter Zeit unter den Tabakserbauern, -Händlern und -Fabrikanten auftauchte, ist ganz überflüssig.

Das Quantum Tabak, welches innerhalb eines Jahres pro Kopf konsumiert wird, beträgt für jeden Einwohner in Dänemark und Finland 100 gr, in Rumänien 200 gr, in Spanien 550 gr, in England 660 gr, in Serbien 875 gr, in Frankreich 850 gr, in den Niederlanden 2800 gr, in Belgien 2500 gr, Italien 700 gr, in der Schweiz 2700 gr, Österreich-Ungarn 1900 g, Deutschland 1900 gr, Schweden 1200 gr und Rußland 900 gr. In den Vereinigten Staaten werden pro Kopf 3100 gr im Jahre verpafft. Die stärksten Raucher sind sonach die Amerikaner, Holländer, Belgier und Schweizer.

Dann erst kommen Deutsche und Österreicher. Man sieht aber aus den Zahlen, daß kein Bangemachen gilt. Die Kunst des Rauchens stirbt nicht aus, selbst wenn der Fahrrad-Sport noch größere Dimensionen annehmen sollte. Man hat schon behauptet, daß das Radeln einen bedrohlichen Einfluß auf den Tabakskonsum ausübe. Der Amerikaner ist ein Mann der Zahlen. Jedes Ereigniß liefert ihm eine neue statistische Tabelle. So haben die Yankees über dem Ozean denn auch bereits ausgerechnet, daß jeder Radler täglich 2 Cigarren weniger raucht, weil er während des Fahrens und gleich nachher oder vorher seine Brust nicht doppelt anstrengen kann. Nun giebt es 500 000 Radfahrer in Nordamerika, so daß täglich eine Million Cigarren, in einem Jahre 365 Millionen weniger geraucht werden. Nach dem „Tabak-Journal" soll diese Rechnung einigermaßen zutreffen, indessen noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, da sich die amerikanische Cigarrenproduktion sogar jährlich um 700 Millionen seit Einführung des Radsportes verringert habe. Die Cigarren werden in Amerika im Durchschnitt nicht unter 10 Pf. geraucht, so daß das nordamerikanische rauchende Publikum, seit es radelt, 35 Millionen Mark spart, freilich nur, — um sie für den Sport aufzuwenden. Berücksichtigen wir aber, daß auch in manchen Teilen Asiens, Afrikas und Australiens das Radeln siegreich Einzug hält, dann bekommen wir erst ein Bild davon, was neue Erfindungen für volkswirtschaftliche Umwälzungen hervorrufen und wenn es sich auch nur um Erfindungen auf dem Sportgebiete handelt.

Freilich die Lust zu rauchen, die unter Umständen zu einer Rauch-Leidenschaft wird, ist so groß,

daß die Besitzer von Tabaksplantagen und Tabaksfabriken keine unruhigen Nächte zu haben brauchen. Ein passionierter Raucher qualmt auch auf dem Rad. Ihm ist nicht wohl, wenn die Wölkchen ihn nicht umkräuseln. Heutzutage halten es viele englische Pfarrer für eine himmelschreiende Sünde, zu rauchen. Manche sagen sogar, es sei so schlimm, wie Stehlen. Sie haben aber einen berühmten Kollegen, den Pfarrer Predon zu Thornton gehabt, der um 1633 lebte, und das Rauchen geradezu für ein Gott wohlgefälliges Werk erklärte. Wenn ihm der Tabak ausging, dann schnitt er von den Glockensträngen das Ende ab und — rauchte das!

Auch im Rauchcomment heißt der § 11:

„Es wird fortgeraucht!“



Drittes Kapitel.

Die Verarbeitung des Tabaks.

Pfeifen-Tabak! ... Cigarren und Cigaretten! ... Schnupftabak! ... Kautabak! ... Die Verarbeitung des Tabaks ist eine außerordentlich vielseitige. Und eine komplizierte dazu. Der glückliche Raucher, der seine Upmann in der Luft verrauchen läßt, ahnt gar nicht, welche Arbeit fleißigen Händen dieser Glimmstengel gemacht hat!

Die Herstellung des Rauchtabaks beginnt, nachdem eine sorgfältige Sortierung der Tabaksblätter nach der Farbe vorgenommen worden ist, mit dem Anfeuchten der Blätter, welches hauptsächlich den Zweck hat, ihnen die für die weitere Verarbeitung nötige Geschmeidigkeit zu erteilen und das Brechen und Zerbröckeln zu vermeiden. Auch für dieses Anfeuchten giebt es jetzt in den größeren Tabaksfabriken besondere Apparate, in denen ein Dampfstrom oder ein feiner Sprühregen die Arbeit besorgt. Für das Glätten der Blätter hat man Tabaksrippenwalzwerke, die wie die Satiniermaschinen in den Buchdruckereien kon-

struiert sind. Die Rippen werden dabei zerquetscht und das Blatt gepreßt. Ist das Blatt in dieser Weise vorbereitet, so wird es entweder zu Tabaksrollen und Carotten versponnen oder direkt zu geschnittenem Tabak verarbeitet.

Unter Carotten versteht man Tabak in Stangen, welche gewöhnlich die Gestalt zweier mit den Grundflächen zusammengesetzter, abgestutzter Kegel haben und wie Cigarren von kolossaler Größe aussehen. Sie sind 30 bis 50 cm lang und bilden in Frankreich das Schiboleth der Cigarrenläden. In England macht man auch Carotten in Form eines langen und eines schmalen Kegels, der den Pastinakwurzeln ähnlich sieht. In Carotten wird der Tabak deshalb zusammengepreßt und mit Bindfaden fest und dicht umwickelt, um die Blätter von dem Luftzutritt abzuschließen und sie so länger für die Fabrikation aufbewahren zu können.

Dem Verspinnen zu Rollen und Carotten geht das Auslesen der schönen Blätter als Deckblätter voraus. Die übrig bleibenden werden in Büsche oder Puppen zusammengelegt und mit je einem Deckblatt umgeben, auf den Spinntisch gebracht, wo die Spinnmühle ihrer wartet. Der Arbeiter befestigt die erste Puppe mit Bindfaden an den Haken des Haspels, macht aus freier Hand den Anfang des Seiles und setzt nun an die Spitze desselben eine zweite Puppe. Dann eine dritte, und so fort, bis das Seil die Länge des Spinntisches erreicht hat. Während dies geschieht, drückt er fortwährend mit einer eisernen Platte, dem sogenannten Handeisen, auf das Seil, um größere Festigkeit zu erzielen. Auch diese Arbeit wird jetzt in den größeren Manufakturen durch Tabaksspinnmaschinen ausgeführt.

Der gesponnene Tabak wird schließlich gepreßt und kommt, in Ballen verpackt, in den Handel. Diesen Hauptarbeiten gehen aber noch eine Reihe anderer Arbeiten vorher und auch diese Vorarbeiten sind so wichtig, daß wir sie nicht außer Acht lassen dürfen. Es sind Arbeiten, welche die Beseitigung der stärkeren Stengel und Rippen und die Veredlung der Qualität des Tabaks bezwecken.

Das Entrippen findet nur bei Blättern mit stark entwickelten Blattnerven statt. Mittelst eines kurzen Messers mit abgerundeter Spitze wird die Rippe herausgelöst oder man schneidet auch nur den hervorstehenden Teil der Rippe weg. Es giebt dazu besondere Schneidewerkzeuge, welche aus zwei am Vorderrande geschärften Klingen bestehen. Die ausgeschnittenen Rippen werden in der Schnupftabaksfabrikation mit verwendet. Man mischt sie aber auch unter den ordinären Rauchtabak.

Die Veredlung der Blätter, welche „roh“ und „wild“ schmecken, geschieht zunächst durch Auslaugen, wozu Lösungen von Alkalien, Salzen oder Säuren benutzt werden, seltener durch Röſten auf erhitzten Eisenplatten, oder in besonderen Apparaten. Am zweckmäßigsten aber geschieht es durch einen zweiten rationell geleiteten Gährungsprozeß, welcher jetzt wohl allgemein üblich ist. Die Blätter werden dabei in feuchtem Zustand in geräumige Gefäße eingepreßt und bei gelinder Witterung sich selbst überlassen.

Eine Geschmacksveredlung erreicht man auch durch das Saucieren, d. h. den Zusatz von Beizen, Brühen oder Saucen, deren Mischung ein Geheimnis der einzelnen Fabriken ist, das sie nicht preisgeben. Meist sind es wässrige Auszüge aus Zuckerstoffen,

allerlei Gewürzen, Salzen, Färbemitteln, wohlriechenden Substanzen und Alkohol. In der einfachsten Weise pflegt man das Saucieren derart vorzunehmen, daß man die in Bündel gebundenen Blätter in die Saucen taucht, hierauf die Bündel einige Augenblicke mit der Spitze aufwärts gekehrt über den die Sauce enthaltenden Bottich hält, um die überschüssige Brühe ablaufen zu lassen, und sie dann aufgeschichtet, oder in Tücher eingeschlagen, liegen läßt, bis sie gleichmäßig durchzogen sind. Vielfach bedient man sich auch mechanischer Vorrichtungen von der Art der Auslaugepressen, durch welche in kürzerer Zeit ein besseres Resultat erreicht wird. Um Blättern, welche von Natur oder infolge der Gährung sehr dunkel sind, eine hellbraune oder gelbe Farbe zu geben, werden dieselben mit Ocker und Curcume gefärbt oder durch Schwefeln gebleicht.

Man sieht, das edle Kraut fordert, schon ehe es zum Schneiden kommt, eine sorgfältige Behandlung heraus, wenn ein Gewinn erzielt werden soll. Das Schneiden des Tabaks geschieht, wenn er nicht ungeschnitten in den Handel gebracht wird, nach dem Anfeuchten der Blätter, bez. nach dem Saucieren oder Färben. Die einfachste Vorrichtung ist die Schneidelade mit Handbetrieb, die ähnlich einer Häckselmaschine eingerichtet ist und in welche die Blätter, möglichst gleichmäßig zusammengelegt, eingeführt werden müssen, um einen sauberen Schnitt zu ermöglichen. Für größeren Fabrikbetrieb reichen diese Handmaschinen natürlich nicht aus, und es giebt eine ganze Reihe anderer Maschinen, um einen groben oder feinen Schnitt herbeizuführen. Bald befinden sich in denselben Messer, bald scheerenartige Instrumente, welche die Blätter zerschneiden.

Dem Schneiden des Tabaks folgt gewöhnlich noch das Rösten. Der Tabak soll dadurch trockner und haltbarer werden, auch soll der etwa vorhandene scharfe Geschmack und Geruch durch diese Procedur verschwinden. Während des Röstens erzeugt man auch durch Rollen mit den Händen den sogenannten Kraustabak. Auch für das Rösten giebt es eine ganze Anzahl von Tabaksröstmaschinen und Dörrapparaten. Die gebräuchlichste ist die von Ferdinand Flinsch in Offenbach a. M. Dieselbe besteht aus einer mit Mantel umgebenen Trommel aus Eisenblech mit abnehmbarem Deckel, welche durch Coaksfeuer geheizt werden kann und mit einem bei der Rotation zur Wirkung kommenden Wendeapparat versehen ist. Von der französischen Tabaksregie ist mit Erfolg der Rolland'sche Dörrapparat eingeführt, der eine fortwährende Zuführung des Tabaks gestattet, während am entgegengesetzten Ende das fertiggeröstete Produkt selbstthätig herausgeworfen wird. Nach dem Rösten erfolgt sofort das Abkühlen des Tabaks. Er wird in möglichst dünner Lage auf großen Flächen ausgebreitet. Es giebt aber auch mit einem Ventilator in Verbindung stehende Verkühlmaschinen, durch welche gleichzeitig der Staub entfernt wird.

Der geröstete und gereinigte Tabak wird dann verpackt. Das Packetieren (zu Packeten von 1 kg, 500 g, 250 g, 100 g und 50 g) wird neuerdings auch durch Tabakspacketiermaschinen besorgt, welche nicht allein das Formen und Füllen der zur Aufnahme des Tabaks dienenden Hülsen, resp. Dosen oder Kassetten, sondern zugleich die Pressung und die Gewichtskontrolle besorgen. In Fällen, wo Blechkassetten zur Verpackung verwendet werden, bildet

die Herstellung derselben den Gegenstand einer besonderen Industrie, die meist auch mit Hilfe von Maschinen arbeitet.

Weit mehr Arbeit kostet natürlich noch die Fabrikation der Cigarren.

Die besten Tabakssorten werden ausgewählt, um Cigarren zu fabrizieren. Und von diesen Sorten werden auch nur die besten Blätter genommen.

Die Cigarre besteht bekanntlich aus drei Teilen: der Einlage, dem Umblatt und dem Deckblatt. Zur Einlage wird, wenigstens in Bezug auf die Farbe, eine geringere Qualität von Blättern verwandt. Auch das Umblatt kann von geringerer Qualität sein, während man für das Deckblatt die bestgefärbten und am wenigsten beschädigten Blätter zurückhält, welche zugleich große Festigkeit besitzen

Häufig nimmt man zu Deckblättern solche mit gelblichen Flecken, wie sie namentlich beim Maryland-, Java- und Florida-Tabak vorkommen und als ein Merkmal von besonderer Güte gelten. Namentlich in den unteren Volksschichten hält man eine „schön Getuppte" für eine Tabaksdelikatesse. Man glaubte früher, daß diese Tupfen von einem Schädling des Tabaks herrührten und faselte viel von „Moskito-Stichen", der Plantagenbesitzer aber weiß, daß die Flecken lediglich dadurch entstehen, daß der auf den Blättern haftende Thautropfen durch die Sonnenhitze rasch verdunstet. Neuerdings bringt man die Flecken auch künstlich mit Salpetersäure hervor, um immer „Getuppte" auf Lager zu haben.

Wichtig ist bei der Auswahl der Blätter, daß dieselben möglichst schwache Rippen und auch sonst geringes Gewicht haben. Deshalb pflegt man vorzugsweise Havanna- und überhaupt Cuba-, Java-



und Sumatrablätter, ferner Domingo-, Portorico-, Brasil-, Maryland-, Virginia-, Seedleaf- (eine namentlich in den Staaten Pennsylvanien, Connecticut, New-York, Ohio gewonnene Sorte), Georgia-, Carolina-, Louisiana und Kentucky-Tabak, auch japanische, holländische, namentlich leichte amersfoorter Blätter, ungarische und deutsche Sorten (pfälzer Blätter) zu Cigarren zu verarbeiten.

Bevor mit den Arbeiten der Cigarrenfabrikation begonnen wird, müssen die für die Einlagen bestimmten Blätter sorgfältig gemustert, d. h. die denselben beigemengten Stoffe, wie Stroh, Federn, Haare, Spagat, schwarz gewordene Blätter, starke Rippen u. s. w. entfernt werden. Daß darin nicht immer mit der nötigen Sorgfalt verfahren wird, weiß jeder Raucher. Es giebt wohl keinen, der nicht in seiner Rauchrolle schon einmal „eine Locke von der Wickel-Jungfer" gefunden hätte. Die einzelnen Blätter werden dann sorgfältig nach ihrer Längenrichtung gelegt und diese parallel gewickelt, da Cigarren, bei deren Einlage einzelne Blätter quer zu liegen kommen, leicht Mangel an Zug haben. Eine „Luftdichte" aber ist das Entsetzen des Rauchers und nur ein ökonomischer Raucher wirft eine, „an der zehn Pferde ziehen können", nicht gleich über Bord. Bei „schlechter Luft" giebt's keinen „guten Brand". Das ist ein Lehrsatz der Cigarrenfabrikation, der nicht erst des Beweises bedarf.

Endlich ist darauf zu achten, daß bei der Bildung der Einlage aus verschiedenen Blättergattungen dieselben mit einander regelmäßig abwechseln, da sonst die Cigarren ungleichmäßig brennen, hohl brennen oder kohlen. Ist die Einlage ausgesucht, so wird sie durch Besprengen mit Wasser

angefeuchtet. Zuweilen wird auch eine besonders präparierte Flüssigkeit dazu verwandt. Das angefeuchtete Material wird durch Ausbreiten an der Luft wieder getrocknet und inzwischen werden die Deckblätter geschnitten. Das Schneiden der Deckblätter ist eine Kunst, denn man will doch aus einem Blatt möglichst viele gut verwendbare Decken gewinnen. Die sich ergebenden Abfälle werden mit zur Einlage benutzt. Man schneidet die Deckblätter, um ein Einreißen zu verhüten, mit Hilfe eines scharfen Messers mit abgerundeter Spitze auf einer ebenen Holzunterlage, und zwar nach der Länge des Brettes, so daß die Seitenrippen in schräger Richtung quer über die Decke laufen. Die zugeschnittenen Decken legt man glatt übereinander und beschwert sie ein wenig, damit sie nicht schrumpfen und faltig werden. Diejenigen Stücke, welche beschädigt sind, oder nicht die zureichende Größe für eine Decke haben, legt man bei Seite, um sie als Umblatt zu benutzen.

Hat man Einlagen, Umblätter und zugeschnittene Decken bereit, so beginnt die eigentliche Arbeit des Cigarrenwickelns. Der Arbeiter nimmt von dem zugerichteten Einlagetabak soviel in die linke Hand als etwa zur Bildung einer Cigarre von bestimmter Größe und Länge erforderlich ist, ordnet die Einlagen derart, daß in der Mitte etwas mehr als an beiden Seiten zu liegen kommt und legt das so geformte Bündelchen auf ein bereit gehaltenes Blattstück (das Umblatt), das ungefähr die Länge hat, welche die Cigarre erhalten soll, wickelt dieses um das Bündel herum und rollt Letzteres auf dem Tisch oder auf einem am Schenkel befestigten Brettchen einige Male hin und her, um dem so gebildeten

Wickel einige Festigkeit zu geben. Hat man eine genügende Anzahl solcher Wickel fertig, so schreitet man zum Decken derselben. Zu diesem Zwecke wird das zugeschnittene Deckblatt auf das Arbeitsbrett gelegt und geglättet, worauf man den Wickel in schiefer Lage auf dasselbe legt und nun in der Richtung von unten nach der Spitze zu das Deckblatt um den Wickel aufrollt, indem man den Wickel mit dem Ballen der Hand vorwärtsrollt. Da das Einrollen der Wickel in die Decken, um ein Abstehen der letzteren zu vermeiden, je nach der Richtung der Rippen bald von links nach rechts, bald in entgegengesetzter Richtung erfolgen muß, ist es notwendig, daß der Cigarrendecker mit beiden Händen gleich gut eingeübt ist. Nachdem das Deckblatt aufgewickelt ist, wird an dem spitzen Ende durch vorsichtiges Drehen zwischen den Fingern das Köpfchen und somit die Spitze gebildet, eine Manipulation, von deren Gelingen nicht nur das gute Aussehen der Cigarre, sondern auch das Festhalten des Deckblattes abhängt. Ist die Cigarre dann noch am anderen Ende zugeschnitten, so ist ihr Werdeprozeß vollendet.

Die Handarbeit ist in der Neuzeit, außer in den Kolonien, wo man die Neger als Cigarrenarbeiter verwendet, nur noch in kleinen Fabriken in Gebrauch. Sie bildet also auch keinen so bedeutsamen Faktor der Hausindustrie mehr wie ehemals. Die Maschine hat die Handarbeit verdrängt.

In allen größeren Fabriken hat man Wickelstühle und Cigarrenformen, Kopfformapparate und Schneidemaschinen, welche die Fabrikation erleichtern, beschleunigen und nicht von der Geschicklichkeit der Arbeiter abhängig machen. Die Wickelstühle sind

ziemlich einfache Mechanismen. Die fertigen Wickel werden in hölzerne Formkästen gelegt, deren beide einander entsprechende Teile je mit einer Reihe parallel laufender Einschnitte versehen sind, die sich beim Aufeinanderpressen der beiden Hälften zu ebensovielen Cigarrenformen ergänzen, worauf durch Einschrauben in eine Presse die richtige Gestalt der Wickel hergestellt wird. Die angewendeten Pressen sind einfache Spindelpressen, welche 10 und mehr Formkästen aufnehmen, so daß, da ein Formkasten bis zu 50 Stück Wickel enthält, mit einer etwa 15stündigen Pressung 500 Cigarren geformt werden können. Um die der Form entnommenen Wickel mit dem Deckblatt zu versehen, bedient man sich auch in den großen Fabriken noch meist der Handarbeit. Zum Formen der Köpfchen hat man dagegen wieder besondere Kopfformapparate. Mittelst besonderer Maschinen, Cigarrenschneidemaschinen, werden im Großbetrieb dann die Cigarren zu gleicher Länge abgeschnitten. Aufsehen erregte auf der Weltindustrie-Ausstellung in London eine patentierte Cigarrenmaschine von Jean Reuse, in welcher in 10 Stunden 3000 Cigarren hergestellt werden.

Das Trocknen der fertigen Waare geschieht durch Ausbreiten auf Horden, die man in der besseren Jahreszeit an der Sonne, im Winter in der Nähe von Öfen aufstellt, bei nur mäßiger Wärme, da sich die Cigarre sonst leicht verzieht, aufspringt und unansehnlich wird.

Ist das Trocknen beendet, so werden die Cigarren nach Farbe und Reinheit des Deckblattes sortiert, um dann zu 100, 250, 500 oder 1000 Stück, wohl auch 50 und 25 Stück, in Kistchen gepackt, zum Versandt gebracht zu werden. Zuweilen unterwirft

man die Cigarren im Kistchen selbst noch einer Pressung und erhält so die sogenannten gepreßten Sorten, die namentlich in neuerer Zeit sehr beliebt geworden sind. Es giebt freilich auch heute noch Liebhaber von solchen Cigarren, welche im Handbetrieb gefertigt wurden.

Die Aufbewahrung der Cigarren darf nur an trockenen Orten geschehen, weil sonst leicht Schimmelbildung eintritt. Im Allgemeinen gewinnt die Cigarre mit der Zeit an Güte, einerseits infolge der völligen Austrocknung, andererseits infolge einer leichten Nachgährung. Über ein gewisses Alter hinaus geht ihre Qualität aber wieder zurück, indem sie dürr wird und ihr Aroma verliert.

Der Kenner spricht dann: „sie lebt nicht mehr.“ *)

Die ersten großen Cigarrenfabriken entstanden in Amerika, Spanien, Holland und England. In Deutschland sollte, nach Dr. Alwin Oppels Untersuchungen,**) die Cigarrenfabrikation erst 1808 bekannt geworden sein, indessen hat schon Prof. Ladislaus von Wagner festgestellt, daß die erste deutsche Cigarrenfabrik im Jahre 1788 von Hans Heinrich Schlotmann in Hamburg gegründet wurde. Schlotmann hatte das Cigarrenmachen in Spanien erlernt und suchte es, zunächst ohne Erfolg, in Deutschland einzubürgern. Man verachtete das deutsche Fabrikat. Da schickte denn Schlotmann

---

*) L. von Wagner: „Handbuch der Tabaks= und Cigarrenfabrikation“, Weimar 1871; Brockhaus, Convers.=Lexikon, Bd. 15, S. 432 ff.

**) Dr. Alwin Oppel: „Der Tabak in dem Wirtschaftsleben und der Sittengeschichte der Völker.“ Bremen 1891.

seine Cigarren nach Cuxhafen, etwa 6 Stunden seewärts von Hamburg, dort wurden sie auf Schiffe, die aus Amerika kamen, verladen und trafen nun als „echte Importen“ in Hamburg ein. Da diese „Importen“ billig waren, gewöhnte man sich an sie und die Sitte des Cigarrenrauchens wurde allgemeiner. Arbeiter aus Hamburg und Bremen breiteten die deutsche Cigarren-Industrie weiter aus.*) Sie kommt nach Magdeburg, Berlin, Nürnberg, Frankfurt a. M. nebst Umgegend; auch Köln, Mannheim, Speyer, Karlsruhe, Straßburg, Heilbronn, Ulm u. s. w. rücken nach und nach in die Reihe der Cigarren produzierenden Städte ein. In Berlin und Leipzig läßt sich die Cigarrenfabrikation seit 1830 nachweisen, in Hanau seit 1828.**) Die Industrie begann überall mit Hamburger und Bremer Arbeitern, aber bald lernten auch die Arbeiter am Ort die geheimnisvolle Kunst. In Hanau finden wir schon Anfang der 30er Jahre ungefähr 100 Cigarrenarbeiter aus Hanau und Umgegend, und 1864 konnte Hanau 16 Cigarrenfabriken mit 1746 Arbeitern aufweisen. Von Hanau kam die Industrie in die bayrische, hessische und badische Pfalz. In Mannheim gründeten Gebrüder Mayer 1839 die

*) Dr. Gustav Levinstein: „Die deutsche Tabaksindustrie“ Nr. 142 und 143 der Hefte der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. 1897. — Dr. J. Landgraf: „Zur Geschichte und Bedeutung der deutschen Cigarren-Industrie“ in „Bürgels Industrie- und Handelsblatt“ (III. Jahrgang, 1897, Nr. 24 ff.) — Vergl. auch Dr. von May's Ausführungen im „Staatswissenschaftlichen Wörterbuch“ von Conrad.

**) Vgl. Denkschrift zum 25jährigen Bestehen des Handwerkervereins zu Hanau, 1896.

erste große Fabrik, denen sich im Laufe der Jahre andere große „Tabaksfirmen“ anschlossen.

Der Einfluß, welchen die Cigarrenfabrikation auf den Tabakskonsum hatte, wird von Levinstein folgendermaßen geschildert: „Einerseits wurde das Rauchen viel verbreiteter, denn es fielen bei dem Cigarrenrauchen mancherlei Unbequemlichkeiten fort, welche vielen das Rauchen verleideten, man denke nur an das Reinhalten der Rauchtabakspfeifen u. s. w., teils sie bestimmten, nur sehr mäßig zu rauchen, andererseits aber, und dieses spielt für unser Wirtschaftsleben eine große Rolle, war die Zahl der Arbeiter, welche zur Verarbeitung des Tabaks notwendig wurden, eine ganz wesentlich größere. Während nämlich zur Verarbeitung von 1000 kg Rohtabak zum Rauchen in der Pfeife die Arbeit von 20 Menschen an einem Tage notwendig ist, werden, um 1000 kg Rohtabak zu Cigarren (es ergeben sich etwa 150 000 Stück) zu verarbeiten, 280 bis 300 Arbeiter notwendig sein. Diese Zahlen der zur Verarbeitung von Rohtabak zu Cigarren, im Gegensatz zu Rauchtabak, notwendigen Arbeiter genügen, um die Größe des Umschwungs zu begreifen, welcher mit der Einführung der Cigarren-Fabrikation in die deutsche Tabaksindustrie kam. Die Zahl der Arbeiter, welche die Verarbeitung des Tabaks erforderte, stieg in schnellem Tempo. Mit der Errichtung einer jeden neuen Cigarrenfabrik wurde ein Teil der Pfeifenraucher der alten geliebten Pfeife abspenstig gemacht und zur Cigarre übergeführt, und, ganz abgesehen von der Zunahme des Konsums, erforderte jeder Centner Tabak, der nicht mehr zu Pfeifentabak, sondern zu Cigarren verarbeitet wurde, statt eines Arbeiters deren sechs bis neun.

Da die Maschinenarbeit in der Tabaksindustrie, trotz aller Erfindungen, die Handarbeit nicht ganz verdrängen kann, wie wir weiter oben sahen, ist diese günstige Einwirkung der Cigarrenfabrikation auf die Beschäftigung von Arbeitern von Bestand geblieben. Die der Tabaksberufsgenossenschaft angehörigen Cigarrenfabrikationsbetriebe beschäftigten im Jahre 1896 nicht weniger als 114 943 Arbeiter und zu dieser Berufs-Genossenschaft sind doch nur die größeren Betriebe angemeldet. Die kleineren Betriebe beschäftigten außerdem noch rund 15 000 Arbeiter, so daß eine Gesamtzahl von 130 000 Arbeitern anzunehmen war.

Die Anlage der Fabriken gehörte auch zu denjenigen, welche wenig Kopfzerbrechen machten. „Ein genügend großer Raum", sagt Levinstein, „um 10, 20 oder mehr Arbeitstische aufstellen zu können, für jeden Arbeiter ein fester Tisch und ein Messer, ein Trockenraum, als welcher meist ein Hängegerüst an der Decke des Arbeitsraums benutzt wurde, ein heller Raum zum Sortieren und Verpacken der Cigarren — und die Fabrik war fertig. Später, als in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Formarbeit eingeführt wurde, trat zu diesen einfachen Gerätschaften noch eine Anzahl Wickelformen und Formpressen, aber auch hierdurch wurden die Anlagekosten nicht wesentlich erhöht."

In ungesunden Räumen drängten sich die Arbeiter und Arbeiterinnen wie die Heringe — oder sagen wir, um bei der Branche zu bleiben, wie ihre Cigarren in der Kiste — zusammen. Diesem Übelstand hat die neue Sozialgesetzgebung ein Ende gemacht und Cautelen dafür geschaffen, daß die Gesundheit der Arbeiter in der Tabaksindustrie nach Möglichkeit geschützt wird. Das Nähere in dieser Beziehung

enthält die Bekanntmachung, betreffend die zur Anfertigung von Cigarren bestimmten Anlagen vom 9. Mai 1888. Danach müssen die Arbeitsräume mindestens 3 Meter hoch sein und auf jede darin beschäftigte Person muß 7 Kubikmeter Luftraum entfallen. Zweimal des Tages muß nach Entfernung aller Arbeiter der Raum ein halbe Stunde gelüftet werden, und mindestens einmal müssen Fußböden und Arbeitstische gereinigt werden. Für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen sind besondere Schutzvorschriften erlassen.

Obwohl sich die großen Cigarrenfabriken gemehrt haben, ist doch die Form der Aktiengesellschaft nur sehr wenig gebräuchlich. Eine andere, nicht unwichtige Erscheinung ist es, daß sich die Cigarrenfabriken meist auf das platte Land hinaus begeben und sich nicht an die Großstädte binden. Das ist für die Cigarrenarbeiter von Vorteil, die auf dem Lande besser leben als in der Großstadt.*) Eine statistische Erhebung ergab schon im Jahre 1882:

In Orten von	Selbständige Arbeiter	Selbständige, zu Haus für fremde Rechnung arbeitende	Verwaltungs-Personal u. s. w.	Gehilfen und Arbeiter
100 000 und mehr Einwohnern:	1889	1082	502	10 143
von 20—100 000 .	1517	749	501	12 003
„ 5— 20 000 .	2419	1635	493	16 572
„ 2— 5 000 .	1946	1097	389	17 301
unter 2 000 . . .	1919	1115	246	23 182.

Landgraf giebt eine solche Statistik insbesondre für Bayern vom 1. April 1897. Danach fanden sich in

*) Die Tabaksindustrie erfüllt also schon die Anforderung, welche von Oertzen-Freiburg auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Leipzig an die Großindustrie stellte. Vergl. die Berichte über die Verhandlungen des Kongresses im „Leipz. Tgbl."

den bayrischen Regierungsbezirken Unter- und Mittelfranken, sowie Schwaben und Augsburg 21 ländliche Ortschaften, in welchen Cigarren hergestellt werden, daneben nur 8 Städte, nämlich Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schweinfurt und Würzburg; in den Regierungsbezirken Oberfranken, Oberpfalz, Nieder- und Oberbayern, 13 ländliche Ortschaften neben den 5 Städten Bamberg, Landshut, München, Passau und Regensburg; in der bayrischen Pfalz 29 ländliche Ortschaften neben 5 Städten Landau, Speyer, Zweibrücken, Kaiserslautern und Neustadt. Württemberg weist 33 kleinere Ortschaften neben den fünf Städten Cannstadt, Heilbronn, Ludwigsburg, Stuttgart und Ulm auf; Elsaß-Lothringen 18 Ortschaften und die 3 Städte Colmar, Metz und Straßburg. In Baden kommen im Kreise Mannheim allerdings von 114 Cigarrenbetrieben in 23 Ortschaften 78 Betriebe auf Mannheim selbst. Aber in den Kreisen Heidelberg und Mosbach stehen neben der Stadt Heidelberg 42 kleinere Ortschaften in Frage. In den Kreisen Karlsruhe und Baden wird in 49 Ortschaften neben den Städten Bruchsal, Karlsruhe und Pforzheim die Cigarrenfabrikation betrieben, und in den Kreisen Constanz, Lörrach, Freiburg und Offenburg blüht der Betrieb in 96 Ortschaften neben den Städten Freiburg, Constanz, Lahr und Offenburg.

Die Zahl der Arbeiter in den Betrieben ist sehr verschieden. Im Jahre 1887 fielen durchschnittlich auf die versicherten Betriebe 24 Arbeiter. Die meisten hatten die Betriebe in Hessen-Nassau, Großherzogtum Hessen und Rheinprovinz (34), die wenigsten Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg mit Berlin, Schlesien und die beiden Mecklen-

burg (18). Im Jahr 1896 war die Durchschnittsziffer auf 20 Arbeiter heruntergegangen. Da die Arbeit eine leichtere ist, finden auch viel schwächliche und an Gebrechen leidende Arbeiter in der Tabaksindustrie Beschäftigung. Das hat freilich auch die Lohnsätze in derselben sehr herabgedrückt. Aber wir haben doch erleben müssen, daß in der Pfalz eine ganze Reihe unbedeutender Ortschaften es nach Einführung der Tabaksindustrie zu Wohlstand gebracht hat. Die „Süddeutsche Tabakszeitung“ hat das gelegentlich in einigen Monographien dargethan.

Anläßlich aller dieser Vorteile der Tabaksindustrie that Prof. Dr. Victor Böhmert den Ausspruch: „Wenn die Cigarrenindustrie nicht schon erfunden wäre, müßte sie ob dieser natürlichen Vorzüge erfunden werden!“

Im Jahre 1893 wurden in Deutschland insgesamt fabriziert: 5,5 Millarden Stück (= 5,5 Millionen Mille) im Durchschnittswert von 39,50 Mark pro Mille, was einen Gesamtwert von 217,25 Millionen Mark ausmacht. Von Anfang der 80er Jahre bis zu Anfang der 90er Jahre wuchs das zu Cigarren verwandte Material um 10% auf Kosten der Rauchtabaks- und Schnupftabaksfabrikation. Seltsamerweise wuchs auch die Kautabakfabrikation in diesem Dezennium um $^1/_8$.

Die Tabaksindustrie beschäftigt heute 2,35% aller erwerbsfähigen Personen in Deutschland. Neben der Fabrikation der Cigarren ist die Cigarettenfabrikation der wichtigste Zweig der Tabaksindustrie. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Gebrauch der Cigaretten, der früher hauptsächlich im Orient bestand, dann in Südeuropa heimisch wurde, auch in Mittel- und Nordeuropa ein-

gebürgert. Die Seidenpapier-Röllchen mit dem feingeschnittenen Tabak haben neben der Cigarre so viele Liebhaber gefunden, daß sie gegenwärtig, mit Hilfe sinnreicher Maschinen, meist fabrikmäßig hergestellt werden.

Während früher die Cigarettenraucher sich die Cigaretten selbst anfertigten, indem sie in ein zugeschnittenes Blättchen feinsten Seidenpapiers ein zwischen den Fingern geformtes Wülstchen feinen Tabaks durch Rollen zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände einhüllten und durch Benetzen des Randes mit der Zunge das Anheften des Papierblättchens bewirkten, fing man später an, fertige Hülsen aus feinem Seidenpapier in den Handel zu bringen, welche mittelst einfacher Vorrichtungen, Stopfer, mit Tabak gefüllt wurden, und so die Herstellung der Cigaretten auch weniger geschickten Händen ermöglichten. Dann wurden allerhand Vorrichtungen zum Rollen von Cigaretten erfunden, bis in neuester Zeit der Verkauf fertiger Cigaretten allgemein geworden ist.

Im Orient freilich fertigt sich der Raucher noch heute meist die Cigaretten selbst an und auch bei uns finden viele Raucher einen besonderen Reiz in dieser Selbstfabrikation. An den Cigarettenetuis werden Vorrichtungen zur Erleichterung dieser Arbeit angebracht und zahlreiche, kleine Handmaschinen sind erfunden worden, um den Cigarettenliebhaber in den Stand zu setzen, sich schnell die geliebte Papiercigarre herstellen zu können.

Unter den in den Cigarettenfabriken benutzten Maschinen ist eine der vollkommensten diejenige von Durand, welche völlig automatisch das Aufnehmen des Cigarettenpapiers, das Stempeln des

letzteren (Aufdrucken der Fabrikmarke und des Zeichens), das Schneiden derselben in Blättchen, das Rollen dieser Blättchen zu Hülsen, das Gummieren des Randes, das Auftragen und Einrollen des Tabaks, das Schließen am Ende, das Ankleben des Randes und endlich das Verpacken der fertigen Cigaretten in Kartons besorgt.

Zur Fabrikation des Cigarettenpapiers, welches Gegenstand eines speziellen Zweiges der Papierindustrie ist, werden gewöhnlich sehr feine Leinwandlumpen verarbeitet, die sehr sorgfältig aufgeschlossen und gereinigt werden müssen, und denen man öfters durch nachträgliches Ausfärben in einer Catechubrühe einen braunen Ton giebt.

Eine besondere Art von Cigaretten ist die namentlich auf Cuba und in Spanien gebräuchliche, zu deren Füllung der Tabak nicht geschnitten, sondern zerrieben, resp. gebrochen, „granuliert" wird. Man wendet hierzu besondere Vorrichtungen, Granulatoren, an, deren wirksame Teile in gerieften Walzen bestehen. Als Cigarillos wird eine Art von Cigaretten bezeichnet, welche statt des Seidenpapiers ein feines Tabaksblatt als Decke haben. Der Vorzug derselben, den eigentlichen Cigaretten gegenüber, besteht darin, daß der Papiergeruch wegfällt, ohne daß die Herstellung kostspieliger würde.

Neben dem Orient kommen für die Cigarettenfabrikation hauptsächlich Amerika, Spanien, Frankreich und Rußland in Frage.

Ein schönes Bild aus einer spanischen Cigarettenmanufaktur hat Theodor Wolff in seinen Schilderungen von Sevilla gegeben. Er vergleicht die alte mit der neuen Zeit.*)

*) Theodor Wolff: Friedliche Spaziergänge durch Spanien. II. Sevilla. Berliner Tageblatt. Jahrgang 1897.

Damals als die berühmte „Carmen“ Bizets in der staatlichen Cigarettenmanufaktur von Sevilla saß, saßen nur 400—500 Frauen und Mädchen in dieser Fabrik. Heute sind es gegen 5000. Sie drehen die Cigaretten in einem großen Saale, wo die Männer nicht ohne besondere Erlaubnis eintreten dürfen, weil die Arbeiterinnen, und besonders die jungen, es sich sehr bequem machen, wenn es heiß wird. Sie nähern sich der Stammmutter Eva in ihrer Garderobe. Die Erlaubnis wird aber erteilt. Wehe, wenn die Cigarreras aber einen Besucher für einen Amerikaner halten. Er kann seit dem letzten Kriege froh sein, wenn er mit heiler Haut davonkommt. Das mächtige Gebäude hält man von außen für ein Ministerialgebäude oder für eine Universität, denn es hat nichts von dem Charakter einer Fabrik an sich.

Tritt man in einen der acht Säle, so sieht man ein helles, durcheinander schwimmendes Geflimmer leuchtender Farben. Es ist das Bunte der Blusen und der Sträußchen, welche die Arbeiterinnen im Haar tragen. Im Hintergrunde fehlt natürlich der Altar mit dem Marienbilde nicht.

Die Cigarreras sitzen an langen Tischen. Die Tische sind eingebogen wie Mulden und in der Mulde liegt, zu Häuflein aufgeschichtet, der Tabak. Die braunen Finger greifen hinein, werfen ein wenig von dem Tabak in ein weißes Blättchen Papier, kniffen das Blatt, drehen mit flinker Leichtigkeit die Cigarette, werfen sie zur Seite und greifen schon wieder in das Tabakshäuflein. Und die Oberkörper in den bunten Blusen wiegen sich hierhin und dorthin, die Köpfe mit den Blumensträußchen beugen sich zu einander und die Lippen plappern so schnell als die Finger arbeiten.

Rund um die Tische und auf den Tischen ist ein Gekribbel und Gekrabbel von kleinen Kindern. Sie liegen in der Wiege neben dem Sitz der Mutter und die Cigarrera schaukelt mit dem Fuße die Wiege, während die Finger Cigarette auf Cigarette drehen. Sie wandeln im Hemd herum, kriechen auf allen Vieren und stampfen mit den bloßen Füßen den Tabak in den großen Körben, die neben den Tischen stehen. Sie thronen in einem Stühlchen mitten auf dem Tisch, greifen nach den Blumen in all den schwarzen Zottelköpfen und erheitern die ganze Tischgenossenschaft. Hier und da liegt eines gerade bei der Mutter an der Brust, und abwechselnd saugen sie die Muttermilch und diesen schweren, feuchten Tabaksdunst ein.

Es sind sehr schöne Mädchen unter den Cigarreras — Mädchen mit fein geschnittenen Gesichtern, einem Elfenbeinteint und großen, schwarzglänzenden Augen. Aber freilich sind nur einige so schön. Die meisten sind aus Mangel an Pflege früh gealtert. Viele sind fettig aufgeschwemmt, Andere haben den ausgehöhlten Rücken und die herausgedrechselten Schultern der Brustkranken. Eine einzige Blondine unter fünftausend Brünetten. Sehr viele alte Weiber mit unzähligen Falten um den Augen und mit hängenden, gelblichen Backen. Dann und wann einige Gitanillas, andalusische Zigeunerinnen, die Stammesschwestern Carmens, die gewöhnlich bei einander sitzen und denen die schwarzen Haarsträhne lang über die Ohren niederfallen.

Und unter ihnen Allen, jung oder alt, kaum Eine, die sich nicht kokett in Positur rückte, wenn man vorbeigeht, nicht ihre Zähne zeigte und lachte. Die, welche noch keine Blumen im Haar haben,

deuten auf ihre Frisur und ihr Blinzeln sagt: „zehn Centesimos für ein Bouquet!“ Andere rühren gerade ihre Frühstückssuppe zurecht — eine Suppe aus Wasser, Öl, Essig, Brotschnitten und Knoblauch — und halten den Löffel hin mit der etwas peinlichen Aufforderung, zu kosten. Würdig und majestätisch schreitet die korpulente Saalmeisterin durch den Gang, fortwährend mit der fleischigen roten Hand einen kleinen Fächer bewegend. Kaum ist sie vorüber, witzeln die Cigarreras hinter ihr her, und da und dort wird eine Cigarette, die unter dem Tisch verborgen gehalten war, hervorgeholt und weitergeraucht.

Das Cigarettenrauchen ist verboten. Abends, beim Verlassen des Hauses, wird jede Arbeiterin von den Saalmeisterinnen visitiert, um den Schmuggel zu verhindern. Gearbeitet wird bis sechs, bis sieben, bis acht, je nachdem. Bezahlt wird nach der Anzahl der abgelieferten Cigaretten oder Cigarren (die Cigarren werden in zwei besonderen Sälen hergestellt) — eine langsame Arbeiterin verdient eine Peseta und fünfundzwanzig Centesimos, eine hurtige das Doppelte.

Es giebt in der Erzählung Mérimées und in der Oper Bizets einen gewissen Punkt, der nicht ganz mit der heutigen Wirklichkeit übereinstimmt. Carmen zerhackt, wie man sich erinnern wird, ihre Kollegin mit einem Messer, das ihr bei der Arbeit dazu dient, die Spitze der Cigarren „abzuschneiden.“ Also saß sie im Cigarrensaal. Dort aber arbeiten heute nur noch ältliche Damen. Saß sie jedoch in den Cigarettensälen, dann würde sie, heute wenigstens, kein Messer mehr haben, denn die Enden der Cigaretten werden nicht mehr abgeschlagen — das

Papier wird dütenförmig zusammengedreht und dem Raucher bleibt überlassen, es abzureißen.

Aber bewaffnet oder unbewaffnet, mit oder ohne Messer — diese Cigarreras sind noch immer ein schwer zu bändigendes und gefürchtetes Korps. Vor zwei Jahren sperrte man eine Cigarrera ein, die, etwas begangen hatte, aber in der Fabrik sehr beliebt war; die Übrigen rumorten so lange, bis der Gouverneur von Sevilla Angst bekam und die Eingesperrte frei ließ. Längst sind Cigarettenmaschinen erfunden — aber man wagt es nicht, sie aufzustellen, aus Furcht vor den Cigarreras und ihrem Anhang. Denn die Cigarreras stehen nicht allein — man kann sich denken, daß kaum Eine von ihnen allein steht! Diese Frauen und Jungfrauen haben Männer, und diese Kinder haben Väter. Diese Männer und diese Väter empfangen den Wochenlohn der Cigarrera und bringen selbst in den gemeinsamen Hausstand häufig nichts anderes mit als ihre Liebe.

Und während in der Vorstadt Triana der Freund oder Gatte beim Domino und bei den Karten sitzt oder, die Hände in den Hosentaschen, davon träumt, ein Toreador zu werden (der Traum aller Spanier der unteren oder mittleren Klassen!), dreht die Cigarrera den braunen Tabak zwischen den braunen Fingern und erzählt ihrer Nachbarin, wie sie am Abend vorher in irgend einem Weinzelt auf dem Tisch die Sevillana getanzt hat. Hier und da hat ein Mädchen, eingeschläfert von der Hitze und dem Tabaksgeruch, den Kopf auf den Tisch gelegt und schlummert. Ein Stückchen auf die Schläfe geklebtes Kampferpapier soll den Kopfschmerz vertreiben. Und rund herum schwatzen die

Kameradinnen, stecken die Köpfe zusammen, während die Hände hurtig arbeiten, und all die bunten Blumen in den schwarzen Frisuren nicken einander zu wie leichtsinnige, kleine Vögel.

In Triana bei Lillas Pastia, „wo man die guten gebackenen Fische ißt,“ gab Carmen ihrem José das erste Stelldichein. Gewiß war Lillas Pastia einer der vielen Weinwirte in der Calle San Jacinto, die vom Ufer des Guadalquivir in die schmutzige Vorstadt hineinführt. Man ißt dort noch heute die guten, gebackenen Fische, und man trinkt einen klaren, dunkelroten und goldgelben Wein. Und man hat dort überall diese kleinen Extrazimmer, diese abgeschlossenen Nischen, die so geeignet sind zum Stelldichein. Dort wird gesungen und getanzt, dort ist man verliebt und eifersüchtig.

Ich kenne leider von den andalusischen Frauenherzen nur jene blauen und roten, auf Papier gemalten, die man der Mutter Maria auf den Altar legt — aber Leute, die in diesen Labyrinthen Bescheid wissen, sagen mancherlei Gutes von den Herzen der Cigarrera. Wenn der elegant gekleidete Fremde die Cigarrera schön bittet, mit ihm aufs Land zu fahren und in den Weindörfern draußen die Sevillana oder irgend einen anderen Tanz zu tanzen, dann sagt sie gewöhnlich nicht nein. Aber wenn er andere Gedanken im Kopf hat, und wenn er aus der Reise eine Hochzeitsreise machen will, geht die schöne Widerspenstige meist lachend auf und davon — zu ihrem José oder ihrem Torero. Das Geld hat für sie nur selten einen verführerischen Reiz, und es scheint, daß diese Andalusierinnen noch die unmoderne Auffassung haben, die Liebe sei um ihrer selbst willen erfunden, und sie sei unbezahlbar.

Mindestens zweitausend Cigarreras wohnen in Triana. Auch zahlreiche Zigeunerfamilien wohnen noch dort, aber keineswegs abgesondert, sondern in einem Hause und einem Hof mit den anderen Leuten. Rund um den sehr großen, viereckigen Hof läuft gewöhnlich ein zweistöckiger Bau mit einer eisernen Balkongalerie im oberen Stock. Unten und oben sieht man Thür neben Thür und jede Thür führt zu einer Wohnung. Rechts neben dem Eingang jeder Wohnung steht — unten im Hofe oder oben auf der Galerie — auf einigen Ziegelsteinen ein Kochherd: eine einfache Eisenblechröhre, in der eine Öffnung zum Herausnehmen der Asche dient. Ein altes Weib rührt die Knoblauchsuppe. Halbnackte Kinder jagen sich über den Hof. Die Männer sitzen gähnend in der Sonne und warten auf die Frauen und Mädchen, die aus der Fabrik kommen sollen...

Soweit Wolff's Schilderungen, die auch für alle anderen Tabaksmanufakturen im schönen Land des Weins und der Gesänge gelten.

Der Spott der Cigarreras ist so gefürchtet, wie der der Damen der Halle in Paris oder einst der der Berliner Schusterjungen. Gleich sollen ihnen nur noch die Wäscherinnen am Manzanares in Madrid kommen. „Die Cigarreras", sagt Parlow, „wie die Lavanderas kommen einander gleich in der Tüchtigkeit der Sprachwerkzeuge, ich habe niemals eine darunter gefunden, welche stotterte. Die Säle der Tabaksfabrik in Sevilla und die Ufer des Manzanares bieten glänzende Gelegenheit, sich im Disputieren zu üben."*)

*) Hans Parlow: „Bilder und Träume aus Spanien." Leipzig 1889. S. 119 ff.

Aber die Cigarrera hat auch eine Vorliebe für den Gesang. Sie singt unaufhörlich eine Copla nach der andern, von Liebe und Eifersucht, von der Herrlichkeit Sevillas, von der heiligen Jungfrau und dem heiligen Yago, immer in demselben hohen Falsett-Ton, immer mit denselben Tremolos und Schnörkelungen der Stimme, immer mit derselben in der Strophe gedehnten und einförmigen, im Refrain lebhaften und lustigen Melodie, die anfangs überaus fremdartig berührt, die man aber bei längerer Bekanntschaft so schön, so eindrucksvoll, so charakteristisch findet, daß man von ihr wie von einem Koboldchen besessen ist, und sie nicht mehr aus Ohr und Seele loswerden kann.*)

Die französischen Tabaksmannfakturen liefern schlechtere Cigaretten als z. B. Deutschland und Rußland, und zur Befriedigung der zahlreichen Russen in Paris hat die Regie einem Armenier gestattet, in den Fabrikräumen eine Werkstatt anzulegen, in welcher von griechischen Arbeitern die Cigaretten aus türkischem Tabak gearbeitet werden.

Welch' große Mengen türkische Cigaretten konsumiert werden, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß im Jahre 1897 allein von Cairo im Ganzen 160 541 944 Stück ausgeführt worden sind. An dieser Ausfuhr partizipierten 137 Fabrikanten. Allein die Firma Kyriazi Frères ist mit 52018050 Stück beteiligt. Kuba exportiert nicht minder stark, obwohl es keine eigentlichen Cigarettenfabriken besitzt. Das Cigarettenmachen wird auf Kuba von Jedermann beinahe betrieben, überall sieht man an den Fenstern

---

*) Max Nordau: „Vom Kreml zur Alhambra." Band I, S. 257.

oder unter den Thüren der Häuser Personen sitzen, welche in den Mußestunden, die ihnen ihre Hauptbeschäftigung übrig läßt, Cigaretten drehen, die nachher an die sogenannten Fabriken abgeliefert werden. Eine Ausnahme machen von dieser Fabrikationsart besonders die zwei bedeutendsten Cigarettenfabriken „La Honradez“ und „La Legitimitad“, welche nicht nur ein großes Arbeitspersonal beschäftigen, sondern sich auch noch höchst sinnreicher Maschinen nordamerikanischen Herkommens bedienen, die die Wickelung des geschnitten aufgeschütteten Tabaks ganz selbständig besorgen, sodaß die von ihnen gelieferten Cigaretten nur noch verpackt zu werden brauchen. Verbunden mit einer solchen großen Cigarettenfabrik sind dann noch eine Druckerei und umfangreiche Buchbindereiwerkstätten, welche die Ausschmückung und Anfertigung der Verpackungen besorgen.

Die deutsche Cigarettenfabrikation hat bisher mit der Zunahme des Cigarettenrauchens in Deutschland nicht gleichen Schritt gehalten. Vielmehr findet ein von Jahr zu Jahr wachsender Verbrauch ausländischer Cigaretten in Deutschland statt. Während 1889 die Einfuhr ausländischer Cigaretten in Deutschland auf rund 80 000 kg sich belief, hat dieselbe 1892 bereits 116 000 kg, 1895 162 000 kg, 1896 190 000 kg und 1897 212 200 kg betragen. Im letztgenannten Jahre sind nahezu 4 Millionen Mark für importierte Cigaretten an das Ausland gezahlt worden. Mehr als die Hälfte der Einfuhr stammt aus Egypten, von wo im letzten Jahre 109 300 kg zur Einfuhr gelangten. Die Einfuhr aus Rußland belief sich nur auf 44 000 kg, die aus Oesterreich-Ungarn auf 12 900 Kilogramm, aus Frankreich auf

11 400 kg, aus der Türkei auf 9200 kg, aus den Vereinigten Staaten auf 8700 kg. Mit Recht tadeln deutsche Fachblätter diese Vorliebe des deutschen Rauchers für die egyptische Cigarette, die umso weniger gerechtfertigt erscheint, als das einheimische deutsche Fabrikat ebenso wie das egyptische aus türkischen Tabaken hergestellt ist. Angeblich soll das trockene Klima Egyptens für die Cigarettenfabrikation besonders geeignet sein und auf dem Einfluß dieses Klimas das als Spezifikum der egyptischen Cigarette gerühmte Aroma beruhen. In der Hauptsache wird man aber die Vorliebe für das egyptische Fabrikat als einen durch die egyptischen und griechischen Händler genährten Modegeschmack bezeichnen müssen. Der Wert aller im Jahre 1897 eingeführten Cigaretten belief sich auf rund 3 1/2 Millionen Mark, gegen 700 000 Mark im Jahre 1896. Die Ausfuhr deutscher Cigaretten hat dagegen seit 1891 bedenklich nachgelassen, da Italien als Exportplatz verloren gegangen ist. Auch der Export nach Chile ist gefallen und dieser Verlust wird durch das Steigen der Ausfuhr nach Belgien und Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark nicht wett gemacht. Der Wert der Einfuhr übersteigt jetzt den der Ausfuhr um das Sechsfache. Trotzdem wächst die Fabrikation. Es wurden

im Jahre	1875 .	152 440 000	Stück Cigaretten,
do.	1892 .	600 000 000	do.
do.	1896 .	1 000 000 000	do.

produziert.

Wenn nun auch der Hauptanteil dieser deutschen Cigarettenproduktion auf Dresden fällt, so hat sich doch allmählich auch in Berlin und anderen Städten

diese Fabrikation zu einer erfreulichen Bedeutung entwickelt.

Die Zahl der Cigarettenarbeiter betrug in Deutschland 1896 rund 3300.

In Cigarettenpapier beherrscht Frankreich den Markt. Auch Österreich exportiert große Quantitäten, und allein sein Import nach Ungarn beträgt jährlich 5—600 000 Gulden.

Serbien, Griechenland, Rußland, Bulgarien und Rumänien haben zur Hebung der eignen Produktion neuerlich die Einfuhr durch hohe Zölle erschwert.

Das Cigarettenpapier ist unter Umständen nicht ungefährlich. Wilhelm Maurell nahm an verschiedenen Proben Analysen vor und stellte sechsmal in den Enveloppedeckeln das Vorhandensein von Arsenik fest. Es bestehe deshalb, führt er aus, für die Raucher eine ernste Gefahr, weil die Finger, besonders, wenn diese befeuchtet seien, sich leicht mit dem arsenikhaltigen Farbstoffe und beim Drehen der Cigaretten auch letztere mit Arsenik imprägnieren können. Ebenso seien die Arbeiter, welche die Packete verfertigen, in Gefahr, eine gewisse Menge Arsenik zu absorbieren.

* *
*

Zur Fabrikation des Schnupftabaks wählt man namentlich schwere Tabaksorten aus und zwar die dicksten und fleischigsten Blätter, von nicht zu heller Farbe, mit Ausschluß aller unreifen, verschimmelten oder vermoderten, wobei es natürlich nicht auf die Größe und Gleichmäßigkeit derselben ankommt, wohl aber auf einen kräftigen Geruch. In erster Linie kommen Virginia- und Amersfoorter Blätter,

dann inländischer Landtabak und besonders wieder schwere polnische Blätter zur Verarbeitung, außerdem pfälzer und ungarische Blätter, sowie Havanna-, Kentucky-, Domingo-, Orinoco-, Maryland- und die unter dem Namen Diesén bekannten holländischen Blätter.

Die für feinere Schnupftabakssorten bestimmten Blätter werden nach dem beim Rauchtabak gebräuchlichen Verfahren entrippt, oder man begnügt sich damit, den die stärksten Rippen enthaltenden unteren Blattteil abzuschneiden, der alsdann mit zur Herstellung von Rauchtabak Verwendung findet. Die so bearbeiteten Blätter werden gebeizt und in Bottiche oder auf Haufen geschichtet der Gährung überlassen. Die Dauer des Gährungprozesses ist sehr ungleich und hängt ebensowohl von der Beschaffenheit der Blätter wie von der Zusammensetzung der Beize und von der Temperatur des Raumes ab, in welchem derselbe vor sich geht. Gewöhnlich genügt die Zeit von 4 bis 8 Tagen im Sommer oder von 6 bis 14 Tagen im Winter, doch wird bei manchen Tabakssorten, namentlich bei rauhschmeckenden, ordinären Blättern, die Gährung 4 bis 6 Wochen und länger fortgeführt. Im allgemeinen gilt als Regel, daß feine Sorten keine starke Gährung durchmachen dürfen, da ihr Aroma unter einer solchen leiden würde. Nach Beendigung des Prozesses, d. h. wenn die Blätter einen angenehm säuerlichen Geruch angenommen haben, werden die Bündel auseinander genommen und entweder einzeln aufgehängt oder freigelegt, und der Luft so lange ausgesetzt, bis sie trocken sind, um sodann geschnitten und gestampft, bez. gemahlen zu werden, oder man formt sie noch feucht zu Karotten, um sie in dieser Form aufzubewahren und je nach Bedarf zu vermahlen.

Blätter, welche nicht karottiert werden, werden mit Wiegemessern oder Rundmessermaschinen geschnitten und kommen dann in Mühlen, wo sie „rapiert", gemahlen werden. Der gemahlene Tabak wird gesiebt, nochmals angefeuchtet, und ist damit zum Verpacken fertig. Man stampft ihn in Fässer oder in Blechbüchsen, wozu ebenfalls Maschinen konstruiert worden sind. Die für Deutschland bestimmten Büchsen fertigte man früher allgemein aus Bleifolie. Da aber der Tabak dadurch bleihaltig wird, und zu Bleikrankheiten Anlaß giebt, nimmt man jetzt Zinnfolie, oder Wachs- und Paraffinpapier. Tabaksmehle, welche durch direktes Vermahlen von getrockneten, noch nicht gegohrenen Blättern hergestellt wurden, müssen natürlich vor dem Verpacken ebenfalls erst noch der Gährung unterworfen werden. Zu diesem Zweck schlägt man sie mit hölzernen Stempeln in große Kisten mit durchlöcherten Deckeln ein, und stellt dieselben in warm gehaltenen Kammern auf.

In Schnupftabaksfabriken wurden im Jahre 1896 in Deutschland 818 Arbeiter beschäftigt. Die Schnupftabaksfabrikation ist, wie mehrfach erwähnt, im allgemeinen zurückgegangen. Neben den Deutschen sind die Portugiesen, Spanier, Italiener und Franzosen unter den Kulturvölkern bedeutende Schnupfer. Im Jahre 1897 produzierte Deutschland 41500 Doppelcentner Schnupftabak.

Der Kautabak, welcher am meisten von den Angloamerikanern konsumiert wird, wird in ähnlicher Weise wie der Rauchtabak durch Verspinnen der meist entrippten, saucierten Blätter zu etwa fingerdicken Rollen hergestellt, die häufig noch gepreßt werden, und zwar werden nur schwere Blätter, für die besseren Sorten fast nur Virginiablätter,

verwendet. Die Kautabakfabriken Deutschlands beschäftigten im Jahre 1896 zusammen 3107 Arbeiter. Im vergangenen Jahre wurden von den deutschen Fabriken 42 200 Doppelcentner Kautabak produziert.

So ist für Alle auf Erden gesorgt, mögen sie nun Raucher, Schnupfer oder Kauer sein. Der Geschmack ist verschieden, und das ist gut so. Mancher raucht sogar eine schlechte Cigarre mit Vergnügen, wie Jener, dem ein Freund vorhielt, daß er vom Rauchen einer so erbärmlichen Cigarre doch keinen Genuß habe, und der mit philosophischem Lächeln darauf antwortete: „Nein — aber wenn ich aufhöre!“



Viertes Kapitel.

Tabakshandel und Tabaksbesteuerung.

Der Tabakshandel nimmt eine außerordentlich hohe Stellung im Welthandel ein. Wir bekommen davon einen Begriff, wenn wir zusehen, welche Rolle er in den Welthäfen spielt. Suchen wir zunächst das Mittelmeerbecken auf. Wir legen das Jahr 1888 zu Grunde. Da wurden im Hafen von Syra rund 6200 q (q = metrischer Centner) Tabak ausgeführt, zunächst für Egypten bestimmt. Durch den Hafenbetrieb von Salonichi wurden aus Macedonien, mit Einschluß der Distrikte von Kawala und Yenidje 35 000 q im Werte von 12,2 Millionen Francs ausgeführt. Die Hälfte ging nach Österreich-Ungarn, größere Mengen nahm Rußland, Rumänien und England ab. Es war meist Tabak von Kawala und Yenidje. Die geringen Sorten kaufte die türkische Tabakregie. Ein wichtiger Handelsartikel ist der Tabak auch im Hafen von Konstantinopel, doch fehlt es hier, wie im Hafen von Odessa, wo neuerdings die Einfuhr von Blättertabak aus der Türkei sehr zurückgegangen ist, an zuverlässigen, statistischen Auf-

zeichnungen. Die Tabaksfabriken Odessa's verwenden jetzt viel einheimische Blättertabake. Der Hafen von Trapezunt führte 10 035 q im Werte von 300 744 Gulden aus, Smyrna, das viel Tabak baut, sandte 14 628 Ballen im Werte von 1,5 Millionen Francs nach Rumänien, Italien und England. Vor Einführung der Tabakregie war die Ausfuhr viel bedeutender, sie erreichte regelmäßig 40—50 000 Ballen. Der Hafen von Beirut führt Tabak vom Libanon nach Egypten aus. Größer ist aber die Einfuhr von Tabak. Tumbeki für Wasserpfeifen kam für 1,1 Millionen Francs auf dem Seewege aus Persien, Tabaksfabrikate aus der Fabrik der Tabaksregie in Konstantinopel für 5,7 Millionen Frcs. Im Hafen von Alexandria wurde im genannten Jahre ausgeführt Blättertabak 20 034 q, Cigarren 731 q und persischer Tumbeki 1229 q. Der Hafen von Palermo führte 8575 q Tabak ein, Livorno an amerikanischem Blättertabak 70 012 q für 7,8 Millionen Lire, Genua 57 900 q, und Marseille aus der Union, Ungarn, Kleinasien, Sumatra und Griechenland 64 231 q für 9,6 Millionen Frcs. Im Hafen von Algier wird fast ausschließlich Tabak nach Frankreich verladen. Der Versandt dahin betrug 20 942 q Blättertabak im Werte von 2,6 Mill. Francs. Ins Ausland, vor allem nach Tunis gingen 9375 q. Dagegen gehen die Tabaksfabrikate, meist Schnupftabak, ins Ausland. Es gingen im Jahre 1888 auswärts 7836 q und 5 583 400 Stück Cigarren. Im Hafen von Barcelona erreichte die Einfuhr von Tabaksfabrikaten 1094 q im Werte von 1,5 Millionen Pesetas. Im Wege des Küstenhandels wurden 13 187 q (Wert 24,4 Millionen) Fabrikate ein- und 16 532 q Blättertabake aus-

geführt. Neben Barcelona führt noch der Hafen von Gibraltar in größerem Maßstabe Tabake und Tabaksfabrikate ein.

Durch die Meerenge von Gibraltar führt uns das Schiff in den Atlantischen Ocean. Wir kommen zum Hafen von Cadiz, das eine große Tabaksfabrik besitzt, in welcher 2700 Arbeiter beiderlei Geschlechts arbeiten, deren Zahl jedoch zeitweise bis auf 4000 gesteigert wird. Tabak aus Cuba, Virginia und Kentucky wurde 22 236 q eingeführt. Der Schnupftabak kommt aus Brasilien. Der Hauptverkehr in Tabak aber wird hier im Wege des Küstenhandels durchgeführt. Auf ihn entfallen $^2/_3$ der Ausfuhr desselben. Die 1757 bei der Porta San Fernando erbaute Tabaksfabrik von Sevilla mit ihren 28 Höfen erwähnten wir schon. Über eine Million kg Tabak wird hier jährlich zu Cigarren, Cigaretten und Schnupftabak (Spaniol) verarbeitet. Der Ausfuhr dieser Fabrikate steht die Einfuhr der Philippinentabake gegenüber. Im Hafen von Lissabon ist die Einfuhr gesunken, seit sich der Tabaksbau in Traz oz montes mehr und mehr ausbreitet. (Im Jahre 1888 an 2 238 810 Pflanzen.) Das gilt auch von Coruña, dessen große Tabaksfabrik, La Palloza, in der Vorstadt Santa Lucia, meist einheimische Tabake verarbeiten läßt. Santander, das durch seine Ausfuhr an Cigarettenpapier bekannt ist, ist für Tabak und Tabaksfabrikate der wichtigste aller spanischen Häfen. Im Jahre 1888 wurden 49 805 q (Wert 7,1 Millionen Pesetas) Blättertabak von Havanna und den Philippinen eingeführt, die Einfuhr von Fabrikaten erreichte einen Wert von beinahe 4 Millionen Pesetas. Der Hafen von Antwerpen ist in Bezug auf den Tabakshandel seit

1887 stark zurückgegangen. Früher wurden namentlich amerikanische Sorten stark gehandelt, welche die Schiffe der Red Star Line als Rückfracht bringen. Durch den Norddeutschen Lloyd kommen auch noch Java- und Sumatra-Tabake auf den Markt. Die Ausfuhr richtet sich vorwiegend nach Argentinien und Chile. Rotterdam führte an Tabak und Cigarren 204 100 q aus Java, Sumatra und Nord-Amerika ein. Große Mengen Java- und Sumatratabake werden gleich in Rotterdam verarbeitet und exportiert. Rotterdam exportierte an Tabak und Cigarren 104 790 q. Mehr als die Hälfte der holländischen Gesamtausfuhr entfällt auf den Hafen von Amsterdam, nämlich 157 540 q. Diese Artikel gehen fast ausnahmslos nach Deutschland und Nordamerika, nur geringe Quantitäten nach England und Belgien.

Der größte Markt der Welt in Tabak ist Bremen. Tabak und Tabakstengel sind seine wichtigsten Handelsartikel. Den Markt beherrschen durch ihre Menge noch immer die nordamerikanischen Sorten, insbesondere Kentucky (82 111 q), Seedleaf (53 015 q) und Virginia (26 687 q), welche wie Havanna-, Cuba- und Columbiatabake direkt gebracht werden. Domingotabak kommt meist über Hamburg. Havannatabake wurden eingeführt 18 789 q, (5 Millionen Mark), Domingotabak 25 291 q. Steigende Bedeutung gewannen Java (25 829 q), vor allem aber der durch seine leichten Deckblätter berühmte Sumatra (30 655 q für 11,5 Millionen Mark). Die Gesamteinfuhr von Rohtabak betrug 406 242 q, für 47 261 209 Mark. Viel davon wird in Bremen und den von ihm abhängigen Tabaksfabriken verarbeitet, das Meiste jedoch wieder ausgeführt. Die Einfuhr von Cigarren stieg 1889 (für 1888 ist

hinsichtlich Bremens keine Statistik vorhanden) bis auf 106 586 Mille im Werte von 5,4 Millionen Mark. Die größte Anzahl kommt aus Preußen und Baden, die werthvollsten Sorten aber sind aus Spanisch-West-Indien. Die Gesamtausfuhr von Rohtabak betrug 1889 schon 457 009 q (57 693 489 Mark). Hiervon ging die Hauptmasse nach Deutschland und Österreich-Ungarn, größere Quantitäten kommen auch in folgende Länder: Sumatra nach Holland und den Vereinigten Staaten; Havanna nach Portugal; Domingo nach der Schweiz und Holland; Brasil nach Holland und Portugal; Kentucky nach der Schweiz, Skandinavien, Italien, Portugal: Maryland und Seedleaf nach Holland und Dänemark; Virginia nach Skandinavien, der Schweiz, La Plata und Belgien. Fremde Cigarren (15 Millionen Stück) gingen nach Deutschland und den La Plata-Staaten, deutsches Fabrikat (86 735 500 Stück) nach allen europäischen Ländern, der Rest (15 892 500 Stück) nach Australien, an den La Plata, nach dem Kap, Ostindien, den Vereinigten Staaten und Brasilien. Die Bremer Börse hat eine Spezialbörse für Tabak.

Wie Bremen der erste Cigarrenmarkt, so ist Hamburg der erste Kaffeemarkt. Aber auch sein Tabaksmarkt ist von Bedeutung. Den Stock desselben bilden die westindischen Sorten, allen voran Havanna und Domingo, ferner Brasilblätter und Tabake der Union. Große Mengen verarbeiten die Tabaksfabriken in der Stadt und selbst solche in weit von Hamburg entfernten Gegenden, die ihre Fabrikate an Hamburg wieder abliefern. Die Zufuhr von rohem Tabak erreichte 1888 seewärts 288 172 q landwärts 48 108 q (Wert 38,5 Millionen Mark) Die Ausfuhr betrug seewärts 163 203 q, land-

wärts 165 272 q. Tabaksfabrikate, unter welchen Cigarren, die direkt aus Cuba kommen, dann solche aus den Niederlanden und Belgien, die höchsten Handelswerte repräsentieren, wurden 1888 auf dem Seewege für 9 589 170 Mark, auf dem Landwege für 2 810 250 Mark ausgeführt. Von geringerer Bedeutung für den Tabakshandel sind die Ostseehäfen von Kiel, Lübeck, Stettin, Danzig, Königsberg, Kopenhagen, Stockholm, Libau und Riga. Wichtiger ist die Einfuhr von Tabak schon im Hafen von St. Petersburg und Göteborg, wo 1889 an Tabaksblättern und Stengeln für 6020 q eingeführt wurden. Christiania führte 1888 an Tabaksblättern 8116 q ein, Bergen 3286 q.

Der Londoner Hafen steht dem von Liverpool im Tabakshandel nach. Die Einfuhr unverarbeiteten Tabaks erreichte 1889 aber 123 387 q, die des verarbeiteten Tabaks 10 325 q. Der Export betrug an unverarbeitetem Tabak 6966 q, an verarbeitetem 2938 q. Bedeutend ist die Tabakseinfuhr auch in Edinburg-Leith. Liverpool führte an unverarbeitetem Tabak 17 300 q, an verarbeitetem 2400 q aus. In Bristol erreichte die Einfuhr 3264 q, welcher auch eine ansehnliche Ausfuhr gegenüber steht. Tabak bildet schließlich auch einen Haupteinfuhrartikel im Hafen von Reykjavik.

Wir kommen nun zu den Häfen außerhalb Europas und des Mittelmeerbeckens, zunächst denen der atlantischen Küste von Amerika. Einer der wichtigsten Handelsplätze ist Boston. Hier wurden 1888 Blättertabak 31 820 q im Werte von 862 646 Dollars ausgeführt. Für die Ausfuhr des einheimischen Blättertabaks ist aber selbstverständlich New-York der wichtigste Hafen der Union, obwohl

die Zone des Tabaksbaues im Südwesten dieses Hafens liegt. Von Blättertabak und Rippen wurden im genannten Jahre 640 000 q im Werte von 11,8 Millionen Dollars, vorwiegend nach Italien, Spanien, Frankreich, Bremen und Hamburg ausgeführt. Den Schwerpunkt des Tabakshandels und Exportes von New-York bildet Western-Tabak, (Kentucky-Tenessee-Tabak u. s. w.). Die Tabaksindustrie New-Yorks, welche übrigens vielfach in den Händen eingewanderter Czechen ist, verarbeitet auch Tabake von Cuba und zwar meist Havannatabak, ferner Tabak von Sumatra. Die Einfuhr erreichte 66 530 q im Werte von 8,9 Millionen Dollars. Der Tabak ist die wichtigste Rückfracht für die Schiffe, welche Auswanderer von Bremen und Hamburg bringen. Über die Höhe der Tabaksindustrie New-Yorks, welche auch für den Export arbeitet, geben die Steuerlisten für 1888 die Auskunft, daß 25 000 q Rauchtabak, 540 q Schnupftabak, 763 184 674 Stück Cigarren und 591 951 860 Stück Cigaretten erzeugt wurden. Der Export New-Yorks an Tabaksfabrikaten hatte einen Wert von 2,9 Millionen Dollars.

Sehr nahe liegt der Zone des Tabaksbaues der Hafen von Baltimore. Hier werden die Tabake von der Bai, die von Maryland, Ohio, Virginia und Kentucky gehandelt. Ausgeführt wurden 263 817 q im Werte von 4,3 Millionen Dollars. Die bedeutende Tabaksindustrie des Platzes befindet sich ausschließlich in den Händen von Deutschen. Im Hafen von New-Orleans ist die Ausfuhr gesunken. Sie betrug 32 790 q im Werte von 605 976 Dollars. Der Verarbeitung des Tabaks dienen im Distrikte von Louisiana 162 Fabriken. Spezialität von New-Orleans ist Perigue-Tabak. Die Fabrikation

von Cigarren wurde durch Arbeiter, welche aus Cuba dahin flüchteten, mehr und mehr verbessert. Von Vera-Cruz ging 1889 an unverarbeitetem Tabak 4084 q nach Deutschland und Frankreich, verarbeiteter 5964 q nach England.

Eine bedeutende Rolle spielt natürlich der Tabak im Hafen von Havanna. Es wurden 182 636 Ballen Blättertabak (es wird hier nach Ballen gehandelt) ausgeführt. Von Cigarren wurden 219 892 000 Stück, Cigaretten 26 721 232 Päckchen exportiert. Der weitaus größte Teil der Ausfuhr geht zuerst nach New-York und Santander und erst von dort aus werden England und Deutschland versorgt. Frankreich dagegen bezieht direkt von Havanna. Der Hafen von Portorico verhandelte 15 180 q, welche meist nach Cuba, aber auch nach Spanien und Deutschland gingen. Im Hafen von Bahia bildet Tabak ebenfalls den ersten Exportartikel mit 192 000 q im Werte von 5,₉ Millionen Gulden, dagegen steht Rio de Janeiro, wo Tabak in Rollen und Blättern nach Argentinien und Uruguay, Schnupftabak nach Großbritannien verschifft wird, zurück. Die Häfen von Montevideo und Buenos-Aires führen Tabak und Tabaksfabrikate ein. In San Franzisko erreichte die Einfuhr von Tabak und Tabaksfabrikaten im Jahre 1889 den Werth von 562 004 Dollars. Außer Bedeutung bleiben für den Tabakshandel die japanischen Häfen. Eher kommen die chinesischen in Frage. Shanghai führte nach England 1889 an Rohtabak 14 913 q, an präpariertem Tabak 29 812 q aus. Der Tabak hat seinen Hauptabnehmer mit in Deutschland. Er wird mit türkischem Tabak vermischt. Im Hafen von Saigon repräsentierte der Import von 1888 einen Wert von 134 632 Dollars.

In Manila steht im Hafenhandel der Tabak an dritter Stelle neben Zucker und Hanf. Im Jahre 1890 wurden 178 267 q Tabak verschifft, Cigarren wurden 109 Millionen Stück exportiert.

Der Wert der Tabaksausfuhr Java's belief sich 1888 auf 15 904 442 Gulden bei einer Quantität von 148 637 q, welche beinahe ausschließlich nach den Niederlanden verschifft wurden. Der Import von Manila- und Havanna-Cigarren bewertete sich auf 1 346 716 Gulden.

Im indischen Ocean ist Madras hervorzuheben, welches 7 933 878 Pfund Tabak für 1 746 871 Rupien exportierte. In den Häfen des persischen Golfes ist der Tabakshandel in Basrah hervorragend, wo im Jahre 1890 an 2094 Ballen eingeführt wurden. Der Hafen von Buschir dagegen exportierte für 31 688 Pf. St. Eine große Bedeutung für den Import von Tabak besitzt Aden, wo 1888 22 700 q im Werte von 64 720 Pf. St. zur Einfuhr kamen. Im Hafen von Dscheddah gelangt eine spezielle Sorte Tabak aus Persien und Mukalla zur Einfuhr. Es ist ungeschnittener Tabak (Dembikih), der für das Nargileh-Rauchen mit Vorliebe verwendet wird. Da dieser Tabak in der Türkei nicht gepflanzt wird, ist seine Einfuhr nur gegen einen Zoll von 75 % gestattet. Von dieser Sorte importierte Dscheddah für 7500 Pf. St. In Sansibar macht hauptsächlich Antwerpen seinen Umsatz an Tabak und Cigarren. Durban importierte Tabak und Cigarren im Werte von 32 563 Pf. St. Der Hafen von Tanger importierte 1889 für 248 000 Francs Tabak. In den australischen Gewässern haben wir in erster Linie Adelaide hervorzuheben, wo für 48 000 Pf. St. Tabak eingeführt wurde. Melbourne

steht dem mit 370 724 Pf. St. zur Seite und Sidney mit 105 000 Pf. St. für Tabak und 90 393 Pf. St. für Cigarren. In Brisbane repräsentierte der Tabaksimport einen Wert von 85 000 Pf. St.

Wir haben damit alle wichtigen Häfen in Bezug auf ihren Tabakshandel einer Besprechung unterzogen.*)

Wir sehen, welche Mengen Tabak auf den Schiffen und in den Lagerräumen aufgestapelt sind und gewinnen dadurch das beste Bild von der Bedeutung des Tabakshandels.

Die amerikanischen Tabake behaupten im Tabakshandel den besten Ruf. Man unterscheidet zunächst die nordamerikanischen Tabake: Maryland und Virginia, von denen jener in 300 bis 400 kg schweren Gebinden, dieser in Fässern von 400 bis 800 kg Gewicht in den Handel kommt. Beide sind in mannigfachen, durch Form, Größe und Geruch der Blätter unterschiedenen Abarten vorhanden, z. B. Caroline, Louisiana u. s. w., ferner Kentucky, Missouri, Tenessee und Pennsylvania. Sodann kommen die westindischen Tabake aus Cuba (Havanna), Portorico, San Domingo, sämtlich in Rollen. Ferner die mittelamerikanischen Tabake aus Mexiko und Columbien (Varinas und Cumana). Dieselben werden außer an diesen Orten auch noch besonders bei Angostura und Maracaibo gebaut und führen von den Rohrkörben (**canastra**), in denen man sie versendet, den Namen Kanaster. Endlich kommen noch die sehr fetten brasilianischen Tabake in Frage, die in Fässern und mehrere Centner schweren, Ballen verpackt werden. Die anerkannt besten Sorten bringt Cuba hervor, auf dessen Besitz deshalb auch

*) Alexander Dorn: „Die Seehäfen des Weltverkehrs.“ Bd. I und II. Wien, 1892.

die Amerikaner so großen Wert legen. Unter den Cuba-Tabaken hat wieder den meisten Ruf der auf der Vuelta de Abajo (der Thalgrund), einem in der Nähe der Stadt Havanna gelegenen Distrikt, gebaute. Dieser Bezirk liefert die feinsten der echten Havanna-Cigarren. Viel gehandelt ist außerdem Yara.

Unter den asiatischen Tabaken steht Manila-Tabak obenan. Dann folgt Java-Tabak, von feinem Aroma und dann erst der chinesische, japanische und indische Tabak, die in Deutschland als Marktartikel nicht groß in Frage kommen.

Der beste europäische Tabak kommt aus der Türkei, besonders aus Macedonien (Druma, Petrich, Jenidsche, Karadagh, Kirmalu, Jolbachi, Stranizza u. s. w.). Die Tabake der asiatischen Türkei sind schwerer als die der rumelischen, und auch stärker. Von den syrischen Sorten ist der Latakia und Aboukeha aus der Provinz Saida grob geschnitten, braun bis schwarz in Farbe, stark fermentirt. Es geht übrigens auch viel griechischer und russischer Tabak im Handel als türkischer. Auf die Türkei folgen hinsichtlich der Güte ihres Tabaks Bosnien und Ungarn, dann Südrußland (Ukraine und Podolien) und die Donauländer (Rumänien, Serbien und Bulgarien). Der Bauerntabak ist hier die vorherrschende Art. Holland liefert aus Utrecht und Geldern die Amersfoorter und Nykerker Blätter zu Schnupftabak, Belgien und Frankreich liefern Tabake aus Flandern. Österreich betreibt den Tabakshandel mit Produkten aus Tirol und Galizien.

Die beste deutsche Handelsware kommt vom Mittelrhein (Pfälzer und Hanauer), aus Franken (Nürnberger) und dem Elsaß. Geringere Sorten

liefern Schlesien, Sachsen, Thüringen, die Alt- und Uckermark und Westfalen. Neben dem Bauerntabak werden in Deutschland Maryland und vorzugsweise Virginia kultiviert und in den Handel gebracht. Deutscher Tabak geht nicht nur nach Frankreich, Holland, der Schweiz u. s. w., sondern auch nach Amerika, von wo er die Rückreise als „Import" antritt. Italien, Spanien und Portugal kommen für den europäischen Handel so gut wie nicht in Betracht.

Der Tabak wird oft schon verhandelt, ehe er reif geworden. Der Rohtabakhändler zahlt dem Tabakspflanzer den Tabak bar. Dabei giebt es einen gewaltigen Wettkampf der beteiligten Händler, damit ja Jeder diejenigen Sorten sich sichert, die er für seine Kundschaft nicht entbehren zu können glaubt. Es soll deshalb in der Pfalz schon Tabak verkauft worden sein, der noch gar nicht gesäet war. Der Tabakshändler muß seinerseits im Tabakshandel dem Fabrikanten die Waarenpreise kreditieren, desgleichen Zölle und Steuern, er muß aber auch den gekauften Tabak so lange auf Lager behalten, bis der Fabrikant ihn abruft. Es ist daher nicht bloßer Zufall, wenn z. B. im Zentrum des Handels in Deutschland, in Mannheim, nicht weniger als 13 Privat-Transitlager unter amtlichem Mitverschluß, 7 Teilungslager für ausländischen Tabak, 54 Niederlagen für unversteuerten inländischen Tabak sich befinden und wenn einmal in den letzten Jahren in einem Jahre ein Lagervorrat von 12021300 kg Tabak in Mannheim konstatiert werden konnte.

Der deutsche Tabak kostet unversteuert, trotz eines hohen Schutzzolls, durchschnittlich nur etwa 30 Pfennige das Pfund und manchmal wird ordinäres

Zeug zu 10 Pfg. weggeschlagen. Hochfeine Sumatradecker werden manchmal mit 8 Mark und höher bezahlt. Holländisch-Ostindien hat mit der Aufnahme der Tabaks-Kultur einen ungeheuren Erfolg gehabt. Anfänglich, um die Mitte der siebziger Jahre, schlug der Java-Tabak die alten gewöhnlichen Decker, namentlich die südamerikanischen und westindischen (abgesehen natürlich von Havanna, der als Qualitätstabak seinen Platz stets behauptete) und sodann den nordamerikanischen Seedleaf ganz aus dem Felde, dann kam der noch viel zartere, dünnere, prächtig gefärbte Sumatra und überflügelte den Java-Tabak. Weil von seinem dünnen leichten Blatt so wenig zur Eindeckung eines Mille Cigarren erforderlich ist, spielt der hohe Preis nur eine ganz untergeordnete Rolle. Neuerdings hat ihm der Tabak aus Deutsch-Neu-Guinea, von Astrolabe-Bay, insofern Konkurrenz gemacht, als er im Allgemeinen ähnliche Preise erzielt, und in einem Einzelfalle sogar höher bezahlt worden ist als selbst die feinsten Sumatradecker es je erreicht haben. Dem Quantum nach ist eine ernstliche Konkurrenz des Neu-Guinea-Tabaks nicht wahrscheinlich, denn die Insel ist mit steilen Bergen so übersäet, daß zum Tabaksbau geeignete Ebenen sehr spärlich sind. Deutsch-Ostafrika liefert leider nur einen groben Tabak.

In der Beliebtheit der Sorten und Qualitäten spielt die Mode eine sehr große Rolle. Zu Zeiten waren die tiefbraunen Decktabake begünstigt, zu anderen Zeiten die leichten, fahlbraunen, wie z. B. jetzt. Vor etwa vierzig Jahren machte Florida Furore mit getigerten Tabaken, diese sind längst aus der Mode; Tigerflecken reduzieren gute Decker jetzt zu Einlagen. In den Vereinigten Staaten ist eine

Umwälzung durch eine gute Sorte von Kentucky-Tabak, Burley, hervorgerufen; Burley-Tabak bleibt jedoch meist im Lande und wird zu den in den Vereinigten Staaten so beliebten Cigaretten massenhaft verwandt. Auch in Europa hat die Cigarette viel Boden gewonnen, anfänglich hauptsächlich in Rußland, allmählich aber auch im Westen. Der eigentliche Cigarettentabak ist der türkische und griechische, eine Sorte von kleinen runden Blättern, meist hell gefärbt und von überaus charakteristischem Geruch beim Brennen; sie wird hoch bezahlt. Doch füllt man mehr und mehr Cigaretten auch mit anderen Tabaksorten von weniger penetrantem Geruch. Die Tabakspfeife ist auf ein immer kleineres Gebiet zurückgedrängt, überall weicht sie vor der Cigarre zurück. Kanaster (aus dem nördlichen Südamerika), einst Tabak par excellence, ist jetzt fast verschwunden. 1890 wurden in Bremen noch 234000 kg eingeführt, 1894 nur noch 19000. Auch die anderen Pfeifentabake, Maryland und Ohio, spielen nur noch eine bescheidene Rolle. Den Kautabak liefert hauptsächlich Kentucky mit seinen schwerfetten Sorten, den edlen Schnupftabak Virginien.*)

Was den Cigarrenhandel anlangt, so unterscheidet man zunächst die auf der Insel Cuba fabrizierten Cigarren von solchen, die außerhalb Cuba's aus exportiertem Havannatabak hergestellt werden und bezeichnet die ersteren als echte Havannacigarren, Importen, während man die letzteren schlechthin als Havanna's in den Handel bringt.

Die Importe ist das edelste Handelsgut für den Raucher. Wenn der erste Herbstwind durch die

*) Vrgl. „Der Tabak und seine Bedeutung für den Handel" im „Hamburger Vereinsblatt" Nr. 240, 241.

Straßen fegt, dann tauchen an den Cigarrenläden die kleinen Schilder mit der Aufschrift auf: „Frische Importen“. Darunter versteht man die diesjährige Cuba-Ernte. Die Tabaksenquete hat seiner Zeit ergeben, daß in Deutschland jährlich für 300 Millionen Mark Cigarren verraucht werden; 89 % davon bis zur Preisgrenze von 6 Pf. das Stück, während auf die Importen nur 3 % fallen, das sind 10 Millionen Mark. Der spanisch-amerikanische Krieg hat den Handel mit Importen stark beeinträchtigt. Die 1897er Ernte war durch die Aufstände so gut wie verloren. Echte Havannacigarren erkennt man an dem vollkommen glatten Deckblatt und der ganz gleichartigen Einlage, während die Oberfläche der aus exportierten Havannablättern hergestellten stets mehr oder weniger rauh und ungleichmäßig ist, was davon herrührt, daß die völlig trockenen Blätter vor der Verarbeitung erst wieder angefeuchtet werden müssen. Da die Cigarren im Handel nach der Farbe sortiert werden, unterscheidet man bei jeder Sorte die einzelnen Farbenabstufungen als: gelb, yellow oder claro, lichtbraun, light brown oder colorado claro, braun, brown oder maduro, dunkelbraun, big brown oder oscuro.

Am häufigsten verwendet man zur Cigarrenfabrikation als Einlage feinen Rollenkanaster, als Decke Portorico-, Havanna- oder Maryland-Tabak. Oder als Einlage Havanna- resp. Cuba-Tabak und als Decke Portorico-, Domingo- oder Havannablätter. Oder Portorico oder Brasil als Einlage und Kentucky, Portorico, Domingo oder Havanna als Decker. Geringere Sorten stellt man her aus Marylandeinlage, gedeckt mit Kentucky-, Portorico-, Domingo- oder Havannablatt, oder aus Louisianaeinlage, ge-

deckt mit demselben Blatt oder mit Maryland-, Portorico-, oder Domingoblatt. Noch geringere Sorten werden aus Virginiablatt als Einlage und Kentucky-, Maryland-, Domingo- oder Louisianatabak als Decken erzeugt, während die geringsten Sorten zur Einlage Pfälzerblatt und als Decken pfälzer, ungarische, Amersfoorter, wohl auch Kentucky- und Marylandblätter, oder endlich zur Einlage gewöhnlichen Landtabak und als Decken entweder bessere Blätter desselben Tabaks oder Pfälzer- oder Ungarblätter bekommen.

Die Namen der Cigarren sind im Handel gewöhnlich entweder der Firma, der Fabrik oder der Benennung der betreffenden Tabaksorte entlehnt und bezeichnen im allgemeinen keine bestimmte Qualität, sondern meist nur eine bestimmte Form und Größe, weshalb ihre Zahl eine außerordentlich große und ihre Wahl eine sehr willkürliche ist. Auf die Form legt der Raucher namentlich in Deutschland sehr großen Wert, ebensoviel wie auf die Farbe. Die Cigarre muß gut „aussehen“. Man raucht nicht nur mit Mund und Nase, sondern auch mit den Augen. Die von den Amerikanern eingeführte Façon, sogenannte Torpedoform, ist in Deutschland sehr beliebt geworden. Aufgekommen ist sie mit den neuen Gewichtszöllen und die Amerikaner hatten mit ihr deshalb keine andere Absicht, als das Gewicht der Cigarre zu mindern. In der That verringert diese Form das Gewicht der Cigarre um 5%, ganz abgesehen davon, daß eine solche Cigarre, wenn sie nicht sehr gut gewickelt ist, erst nach einem Dutzend Zügen in einen ordentlichen Brand kommt. Aber die Mode kehrt sich nicht daran! In abnehmender Reihenfolge kann man folgende Formen als hauptsächliche

bezeichnen: Imperiales, Cazadores, Regalia de la Reyna, del Rey, del Principe imperial, Brittania, Panetelas, — dann weiter die dicken Trabucos, die Elegantes, Conchas, Brevas, Londres, Medanos, Operas, Medianitos, Princesas und die ganz winzigen Pigmeos, kleine Zwischenaktscigärrchen. Während die Façonsache vorwiegend Spielerei ist, ist das Verlangen des Importenrauchers nach gewissen langen und umfangreicheren Formen gerechtfertigt, weil diese eine breitere Brandfläche bieten. Gleichfalls zum Teil nur Außenreiz sind die Verpackungen der Cigarren in Staniolpapier, Gelatinehülsen u. s. w., ihre Bedeutung als Konservierungsmittel geht dabei nur nebenher. Tiefer begründet ist schon das Wesen der „Leibbinde", auch eine amerikanische Erfindung. Dem Gastgeber, der nach dem Essen eine Importe spendet, wird durch den Papierring die Möglichkeit geboten, den Gästen zu Gemüthe zu führen, wie „nobel" er sich ihnen gegenüber macht, und auch der Raucher fühlt eine seelische Beruhigung, wenn ihn die Leibbinde davon überzeugt, was er eigentlich raucht. Auch die Asche, auf die soviel Wert gelegt wird, bedeutet nichts für die Güte des Tabaks, sondern nur für die Güte der Wickelung.*)

Was die Taufe der Cigarren anbelangt, so wählt man neuerdings auch viel weibliche Namen, denen man dann auf Kisten die entsprechenden verführerischen Bilder beigiebt. Auch berühmte Dichter, Künstler, Staatsmänner, Komponisten, wie Beethoven, Mozart und Wagner, müssen ihren Namen für

*) Nach Heinrich Lee's Artikel „Importen" im „Berliner Tagebl." Sept. 1897.

die Cigarren opfern. Die Konkurrenz im Handel bedingt es. Ein nach Havanna gekommener Verehrer des verstorbenen Altreichskanzlers stellte fest, daß von den 128 im Verzeichnis der Producenten von Havanna-Cigarren aufgeführten Fabriken ständig nicht weniger als 48 verschiedene „Bismarck-Cigarren“ hergestellt wurden. Weitaus die meisten Havanna-Cigarren führen sonst Fantasiebezeichnungen. Neben Bismarck kommen auch „Königin Viktoria“ und „Rothschild“ häufig vor. Die Zahl der sämtlich aus den erlesensten Tabaken gefertigten „Bismarck-Cigarren“, welche jährlich von Havanna aus nach Deutschland, England und Spanien, aber auch nach vielen anderen Ländern verhandelt werden, wird auf 4 Millionen Stück geschätzt.

Als die Straßburger Monopol-Cigarren in Handel kamen, gab man diesen im Volksmunde ganz besondere Ehrenbezeichnungen, die auch heute noch für ein nicht beliebtes Kraut zur Anwendung kommen. Da schlug man als Namen vor:

Schiller-Cigarre: „Der Mann muß hinaus.“
Haideröschen-Cigarre: „Und der wilde Knabe brach. . .“
Hannibal-Cigarre: „Ante portas zu rauchen.“
Erlkönig-Cigarre: „Erreichte den Hof mit Müh' und Not.“
Cigarre Sekundärbahn: „Drei Züge genügen.“
Cigarre Canadier: „Und schlug sich seitwärts in die Büsche.“
Schach-Cigarre: „In drei Zügen matt.“
Cigarre Freimaurer: „Im Freien zu rauchen.“

In der That kommt ja auch oft ein furchtbares Produkt in den Handel. Eine Cigarre für Feinschmecker hat sich z. B. nach den Veröffentlichungen

des kaiserlichen Patentamtes der Kaufmann Franz John in Heiligenstadt als Gebrauchsmuster schützen lassen. Diese „Giftnudel“ besteht aus „Huflattich, Spitzwegerich und Mandelblüthen mit — Tabaksdeckblatt.“ Das vielseitige Aroma dürfte an den bei Handwerksburschen beliebten „Blumen-Knaster“ erinnern. Was den edlen Huflattich anlangt, so ist ja infolge eines Beschlusses des Bundesrates vom 2. Juli 1898 „die Verwendung von Huflattichblättern bei der Herstellung von Tabaksfabrikaten von den Zolldirektivbehörden widerruflich gestattet worden.“ Ob freilich die Herren Bundesratsmitglieder selbst diese Huflattich-Cigarren versuchen werden, erscheint zum Mindesten fraglich.

Recht einladend ist auch eine Anleitung zum Rauchen einer „rumänischen Virginia-Cigarre“, welche der „Rumänische Lloyd“ giebt: 1. Beim Auswählen suche man eine hellgelbe zu erwischen, da die schwarzen auch für den stärksten Magen schwer verdaulich sind. 2. Man suche die hervorstehenden Bindfadenstücke, Roßhaare, Lederabfälle und Schweinsborsten sorgfältig herauszuziehen. 3. Die überflüssige Feuchtigkeit in der Cigarre ist durch kräftige Behandlung mit einem Nudelwalker zu entfernen. 4. Man lasse sich in eine Lebensversicherung aufnehmen. 5. Man begebe sich dann an einen Ort, wo sich auf mindestens 3 Kilometer Entfernung kein Lebewesen befindet. 6. Ein Arzt, eine Hausapotheke, ein Waschbecken, eine Luftpumpe, eine Tragbahre und zwei stämmige Dienstmänner sind mitzunehmen. Arzt und Dienstmänner müssen mit Nasenklemmern und einem Essigschwamm versehen sein. 7. Man lasse sich von den beiden Dienstmännern festhalten und suche dann die Cigarre mit zwei

Schachteln Streichhölzern in Brand zu stecken." Man sieht aus dieser Verspottung, daß manche rumänische Cigarren den Namen: „Taucher-Cigarre" verdienen, mit der Devise: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'?"

Was an Cigarren gehandelt wird, davon konnte man sich im Jahre 1897 in London überzeugen. Es fand da in der „Agricultural-Hall" eine „Internationale Tabaksindustrie-Ausstellung" statt, in welcher Cigarren, Cigaretten, Rauch-, Kau- und Schnupftabake jeder Sorte und Qualität, sowie alle Maschinen, die bei ihrer Herstellung eine Rolle spielen, ausgestellt waren. Sie war ein Seitenstück zu der Cigarren-Ausstellung im Savoy-Hotel in London, welche alle die Cigarren enthielt, welche die Fürstlichkeiten und Millionäre rauchen. Da waren 20 000 Sorten ausgestellt, darunter die Lieblings-Cigarren der Rothschilds, des großen Cigarren-Sachverständigen Lord Northbrooke und des Prinzen von Wales. Ein Cedernholzkabinet enthielt 14 000 Cigarren „Flor de Cuba". Es ist dies das „Maß" für die Rothschildsche Familie, die solches dreimal gefüllt zu beordern pflegt, also jährlich 42 000 Cigarren kauft. Die Cigarren stellen sich „ab dort" auf 70 Mark pro 100 Stück. Daneben beziehen die Rothschilds die großen, in Gold verpackten „Henry Clay sobranos." Der Prinz von Wales raucht ganz grüne Cigarren, frisch und ungetrocknet.

Der deutsche Cigarrenhandel ist auch nach dem Ausland in den letzten Jahren wieder gewachsen. Es wurden 1894: 4635, 1895: 6336, 1896: 6384 Doppelcentner Cigarren exportiert. Unsere Ausfuhr selbst bewegt sich in größerem Umfange nach Österreich-Ungarn, also wohl für die dortigen Regieverwaltungen,

nach Skandinavien, nach Australien und dem Kaplande, endlich nach Großbritannien. Auch die Ausfuhr nach der Schweiz nimmt wieder zu. Von der gesamten deutschen Produktion werden aber nur 2,17% ausgeführt, die übrigen verbleiben dem Eigenhandel.

Im Cigarettenhandel dominiert wie gesagt die egyptische Ware. Auch die Vereinigten Staaten sind stark am Handel beteiligt. Weiter kommen in Frage die Türkei, Kleinasien, Malta, Cuba, Mexiko, Großbritannien, Frankreich, Belgien und Rußland. Die Einfuhr erfolgt meist auf dem Seewege über Hamburg. Im Jahre 1897 führte z. B. Hamburg allein 1947 Doppelcentner Cigaretten für 1,5 Millionen Mark ein. Deutschland brachte $1\frac{1}{10}$ Milliarde Cigaretten im Werte von 11 Millionen Mark, deutsches Fabrikat, in den Handel. Ein Mißbrauch im Cigarettenhandel sind die „anonymen Packetchen", bei denen die Verheimlichung der Bezugsquelle auf eine Täuschung des Publikums hinausläuft. Es wird dabei russisches, türkisches, französisches oder englisches Fabrikat vorgespiegelt, während ein solches gar nicht vorliegt. Der ehrliche Handel wird dadurch, weil diese Pseudo-Importen natürlich billig verkauft werden können, schwer geschädigt.

Welche Bedeutung das Cigarrengeschäft im modernen Leben hat, konnte man jüngst einmal in Berlin sehen. Am 19. März 1897 streikten sämtliche Tabaksgeschäfte in Berlin drei Stunden lang. Es gab kaum eine Ausnahme. Die allergrößten, allerältesten und die kleinsten Anfänger machten den Streik mit. In den elegantesten Läden Unter den Linden, wie in den Vorstädten, wo der Arbeiter seinen Tagesbedarf entnimmt, spürte man von 3 bis 6 Uhr keine Rauchwölkchen. Überall ver-

schlossene Thüren und gelbe Plakate in den Schaufenstern, welche verkündeten, daß diese Schließung ein Protest der Tabaksinteressenten gegen die Tabaksfabrikatsteuer sein solle. Die Kundgebung brachte manchen „starken Raucher“ zur Verzweiflung. Man ging „fechten“ auf den Straßen, um eine Cigarre rauchen zu können. „Ein Königreich für eine Cigarre!“ war die Parole des Tages, bis um 6 Uhr sich die Läden wieder öffneten und im Sturm genommen wurden.

Ja, die liebe Macht der Gewohnheit — sie treibt auch den Raucher zum Äußersten.

Hätte der Streik noch länger gedauert, man hätte noch Schlechteres als Huflattich und Spitzwegerich gequalmt!

* *
*

Als steuerkräftiges Objekt ist der Tabak von fast allen Kulturstaaten ausgenutzt worden. Man kennt vier Arten der Tabaksbesteuerung.*)

Zunächst die sogenannte Handelsbesteuerung, welche am einfachsten in England ausgeführt wurde. Schon seit 1652 ist dort und ebenso für Irland, mit einer Unterbrechung von 1799 bis 1831, dann

---

*) Mayr: „Das deutsche Reich und das Tabaksmonopol“, Stuttgart 1878. — M. Mohl: „Denkschrift für eine Reichstabakregie“, Stuttgart 1878. — Felser: „Das Tabaksmonopol und die amerikanische Tabaksteuer“, Leipzig 1878. — Pierstorff: „Entwickelung der Tabaksteuergesetzgebung in Deutschland seit Anfang dieses Jahrhunderts“, 1879. — Krükl: „Das Tabaksmonopol in Österreich und Frankreich“, Wien 1879. — Aufseß: Über die Besteuerung des Tabaks“, Leipzig 1878. — Creizenach: „Die französische Tabakregie“, Mainz 1869. — Meyer's Konvers.-Lexikon. Bd. 15, S. 483 ff. — Brockhaus Konvers.-Lexikon, Bd. 15, S. 436 ff.

für Schottland seit 1782, der Tabaksbau verboten, und die Steuer wird durch reine Verzollung, in Verbindung mit Licenzen erhoben. Die Tabaksfabrikatzölle betragen in Großbritannien 5 bez. 4 Schilling, die für Rohtabak 3 Schilling 2 Pence. Der Zollertrag betrug im Jahresdurchschnitt 1888/93 etwa 194 Mill. Mark, pro Kopf etwa 5,18 Mark.

In Portugal, wo 1664 das Monopol eingeführt worden war, ist heute für die Licenz zum Tabaksbau eine Gebühr zu entrichten. Neue Tabaksfabriken dürfen nach dem Gesetz vom 27. Januar 1887 nicht mehr errichtet, bestehende nicht erweitert werden.

Schweden, welches seinen Tabak größtenteils aus Rußland bezieht, erhebt nur einen Zoll, dagegen keine innere Abgabe. Die von Händlern und Fabrikanten erhobenen Licenzen können überhaupt nur die Bedeutung von Ergänzungssteuern haben, da sie eine Belastung nach der Steuerfähigkeit, bez. dem Geschäftsumfang nicht ermöglichen, daher mäßige Sätze nicht überschreiten dürfen.

An die Handelsbesteuerung schließt sich die Rohprodukten- oder Pflanzungssteuer, die sog. Urproduzentensteuer. Sie trifft die inländischen Erzeugnisse an Rohtabak entweder in der Form der Flächen- oder Gewichtssteuer. Die Flächensteuer wird nach der Größe der mit Tabak bepflanzten Fläche, wie schon der Name sagt, bemessen, wobei auch noch Abstufungen nach der Ertragsfähigkeit des Bodens stattfinden können. Im Übrigen nimmt sie keine Rücksicht auf die insbesondere von Jahr zu Jahr wechselnde Menge und auf die Qualität des Tabaks. Diese Steuer bestand in Preußen seit 1828, nachdem man vorher seit 1819 nach dem Gewicht besteuert hatte. Sie bestand auch

im Zollverein von 1868 bis 1879 und wurde in diesem Jahre durch die Gewichtssteuer ersetzt, welche nach dem Gewicht des Tabakserzeugnisses bemessen wird, während die Flächensteuer für kleinere Pflanzungen von weniger als 4 Ar Flächengehalt beibehalten wurde. Das zu erwartende Ergebnis wird bei dieser Steuer an Ort und Stelle vor der Ernte amtlich eingeschätzt. Später findet amtliche Nachzählung und Verwiegung statt.

In Belgien wird seit 1883 die Steuer nach der Pflanzenwahl bemessen, indem nur in weiteren Grenzen das Gewicht, mit drei Abstufungen nach der Bodengüte, in Rechnung gezogen wird. Diese Steuer nimmt keine Rücksicht auf die Qualität und beengt durch ihre Kontrollen den Tabaksbau. Es herrscht ein gewisser Kulturzwang, die Pflanzung muß in Reihen und gleichen Abständen erfolgen, es darf keine Mischung mit andern Pflanzen eintreten, es hat eine Vernichtung aller vor der Ernte stattfindenden Abfälle einzutreten u. s. w., wodurch der Tabakbauer wesentlich in seinen freien Entschließungen zur Erwerbung größerer Vorteile beeinträchtigt wird. Flächen- wie Gewichtssteuer reizen obendrein zur Verschlechterung des versteuerten Rohtabaks durch Beimengungen.

Die sog. Fabrikatsteuer, welche in den Vereinigten Staaten 1868, in Rußland seit 1877 besteht, wird nach Gewicht und Form der aus der Fabrik in den Handel übergehenden Fabrikate (Rauch- und Schnupftabak, Cigarren u. s. w.) erhoben. Bei derselben lassen sich Stempelrollen, Bänderrollen 2c. anwenden, welche der Fabrikant von der Behörde bezieht und an seinen Waaren in der Art anbringt, daß sie bei dem Verbrauch zerstört werden müssen,

was natürlich bestimmte Vorschriften über die Verpackung u. s. w., sowie eine scharfe Kontrolle des Tabakshandels nötig macht. Die Fabrikatsteuer ermöglicht eine, wenn auch nicht sehr weitgehende Unterscheidung der Qualitäten, sowie eine genauere Bemessung der Ausfuhrvergütung. Dagegen beansprucht sie lästige und teils bis zum Tabaksbau sich erstreckende Kontrollen, begünstigt lediglich den Großbetrieb und bringt nur allzuleicht den Tabaksbauer in Abhängigkeit von demselben.

Neben diesen Steuerformen kommt natürlich noch der Eingangszoll für fremde Tabakssorten und -Fabrikate zu seinem Rechte.

Das viel umstrittene Tabaksmonopol besteht zur Zeit in Frankreich, Spanien, Italien, Österreich-Ungarn, Rumänien, Serbien, der Türkei und Mexiko. Die Besteuerung des Tabaks auf dem Wege der Monopolisierung wurde in Frankreich schon 1674 eingeführt, wo sie mit kurzen Unterbrechungen (1719—23 und 1723—30) bis 1791 bestand, und 1810 durch Napoleon I. wieder ins Leben gerufen wurde. Die Durchschnittsreineinnahme aus dem Monopol betrug in Frankreich 1887/91 etwa 308 Millionen Francs, pro Kopf 6,45 Mk. In Österreich-Ungarn besteht das Monopol in einzelnen Landesteilen ob der Enns schon seit 1670, in allen Ländern diesseits der Leitha seit 1828, und in der gesamten Monarchie seit 1851. Österreich vereinnahmte als Reinertrag aus dem Tabak durchschnittlich 1891 an 52,4 Millionen Gulden,*) pro Kopf 3,65 Mk. In Ungarn kamen

*) Näheres vergl. in dem Aufsatz: „Die Cigarre als wirtschaftliches Symptom", in der „Wochenschrift des Niederöstr. G.-V.", auch mitgeteilt in der „Deutschen kaufmännischen Wochenschrift", Jahrgang 1897, Nr. 48, S. 318 ff.

fast 27 Millionen Gulden ein, pro Kopf $2,_{52}$ Mk. Der Tabak wird in den sog. „Trafiks“ verkauft, (italienisch traffico). In Spanien besteht das Tabaksmonopol seit 1730, in Italien seit 1865. Ursprünglich war es in Italien verpachtet, wurde aber 1884 von der Regierung in eignen Betrieb übernommen. Das Monopol brachte in dem Jahrsechst 1886/92 durchschnittlich $146,_7$ Millionen Lire, pro Kopf etwa 4 Mark. Rumänien hat das Monopol seit 1865, Serbien, ebenfalls mit Verpachtung an eine Gesellschaft, seit 1885, die Türkei mit Verpachtung seit 1884 und Mexiko schon seit 1764. Sehr niedrig ist die Tabaksbesteuerung in Dänemark, den Niederlanden und der Schweiz.

Die Besteuerungsform des Monopols gestattet Kostenersparnis durch Centralisierung und Minderung des Zwischenhandels. Frankreich hat z. B. nur 16 Staatsfabriken mit 18 000 Arbeitern, während in Deutschland die Verarbeitung aus der doppelten Menge Rohtabak in 11 000 vollständigen Betrieben mit 110 000 Arbeitern erfolgt. Die Kosten der Kontrolle und Erhebung fallen weg, gegen Fälschungen ist größere Sicherheit gegeben, auch kann der Steuerfuß am Besten der Qualität angepaßt werden. Sicherlich ist das Monopol die ergiebigste Ausnutzung der Steuerquelle. In Ländern freilich, wie in Deutschland, wo sich der Tabaksbau in Privathänden so überaus stark entwickelt hat, und nicht minder der Tabakshandel, würde die Entschädigung große Schwierigkeiten und die Änderung in der Steuerform eine große Umwälzung hervorrufen.

Wo das Monopol eingeführt ist, behält sich der Staat das ausschließliche Recht des Ankaufs des heimischen Rohtabaks, der Einfuhr fremder Tabake

und das der inländischen Tabaksfabrikation vor, um durch Vermittlung von konzessionierten Verkäufen den Tabak zu Preisen zu verkaufen, welche einen Überschuß über die Kosten als Steuer ergeben. Die Einfuhr ausländischer Tabake ist in Frankreich ganz verboten, in Österreich nur ausnahmsweise gegen Licenzen gestattet. Der Tabaksbau wird im Inland nur in bestimmten Anbaubezirken gegen Staatserlaubnis und unter Kontrolle gestattet, die Erzeugnisse desselben sind zu alljährlich von der Verwaltung festgesetzten Preisen an dieselbe abzuliefern.

Für Deutschland, welches ja auch Versuche mit der Einführung des Monopols gemacht hat, (Königliche Tabaksmanufaktur in Straßburg) hat noch das Gesetz vom 16. Juli 1829 Giltigkeit, wonach die Gewichtssteuer für 100 kg inländischen Tabaks 45 Mk., der Zoll für unbearbeitete Tabaksblätter 85 Mk., der Zoll für Cigarren und Cigaretten 250 Mk. und für andere Sorten 180 Mk. beträgt. Aus der inländischen Tabaksteuer wurden 1896/97 an $12,_4$ Millionen Mk., aus dem Eingangszoll für ausländischen Tabak $51,_4$ Millionen Mk. gelöst, und nach Abzug der Ausfuhrvergütung verblieb ein Abgabeertrag von $63,_3$ Millionen Mk. für Tabake aller Art, oder $1,_{19}$ Mk. auf den Kopf der Bevölkerung. ($1,_{14}$ Mk. 1895/96.) Gegen das wiederholt geplante „Tabaksfabrikatsteuer-Gesetz" fanden wiederholt Kundgebungen der Tabaksinteressenten statt. Einer solchen Kundgebung in Berlin gedachten wir schon.

Ein auf den Rohtabakshandel beschränktes Monopol ist als Steuerform zwar wiederholt vorgeschlagen, aber nicht praktisch versucht worden.

Die Besteuerung des Tabaks, die Verzollung bei Einfuhr fremder Tabake, hat den Tabak natürlich

auch seit alter Zeit zu einem wertvollen Objekt des Schleichhandels, Schmuggels, gemacht. Er ist gute Kontrebande. Am größten ist der Schmuggel in der Türkei bis jetzt betrieben worden. Das Ministerium des Innern hat schon oft, und auch neuerdings wieder die Provinzbehörden aufgefordert, gegen den Tabaksschmuggel mit aller Strenge vorzugehen und die Agenten der Tabaksregie-Gesellschaft bei ihrer Suche nach den Schmugglern mit starken Eskorten von Gendarmen und Polizisten, eventuell von regulären Truppen, zu unterstützen. Die Pachtgesellschaft soll dadurch geschützt werden. Ob freilich diese Maßnahmen von Erfolg sein werden, ist zu bezweifeln. Nächst der Türkei ist der Schleichhandel besonders in Rußland, Spanien und Frankreich in größerem Umfange betrieben worden.



Fünftes Kapitel.

Der Tabaksgenuß. Das Rauchen und seine Geschichte. Die Naturvölker.

Es ist bekannt genug und auch von uns schon einleitungsweise berührt worden, daß zu den wenigen Kulturpflanzen, welche Amerika der alten Welt geschenkt hat, in erster Linie der Tabak gehört. Von den Indianern ist auch die Sitte des Rauchens nach Europa herübergekommen. Im Jahre 1492 gelangte durch Columbus die erste Nachricht nach Europa, daß man bei den Eingebornen von Guanahani cylinderförmige Rollen von Tabaksblättern gefunden habe, mit einem Maisblatt umwickelt, welche angebrannt und geraucht würden. Fra Romano Pane, den Columbus auf Haiti zurückgelassen hatte, machte 1496 Mitteilungen über diese Pflanze an Petrus Martyr und durch diesen gelangte sie 1511 nach Europa. Der Mönch Romano Pane sah auf der Insel St. Domingo die Wilden ebenfalls aufgerollte Blätter in den Mund nehmen, anzünden und Rauch machen, oder, wie es in der Sprache Haiti's heißt, „Tabako" machen, und zum Schutze des Gesichts gegen die

Moskito's um sich herblasen. Daher soll der Name Tabak kommen. Im Jahre 1498 entdeckte dann Columbus, wie ebenfalls schon erwähnt, eine Insel, die von dem Kraute bedeckt war, weshalb er die Insel „Tabago“ nannte, wodurch sich der Name allgemein einbürgerte.

Bei den Indianern war das Tabakrauchen, das ursprünglich zum Schutze gegen Insekten eingeführt wurde, bald zum Genußmittel geworden und ist es bis heute fast bei allen Naturvölkern geblieben. Betrachten wir zunächst die Naturvölker beim Rauchen.*)

Kehren wir bei den niedrigst kultivierten zuerst ein — bei den Insulanern des großen Oceans. Da sehen wir, wie der australische Papua Bambuköcher mit sich herumträgt, in denen er den unentbehrlichen Tabak aufbewahrt. Will er rauchen, so nimmt er ein Stück Pisangblatt, in welches er den Tabak einrollt. Die Qualität des Tabaks ist nicht schlecht. Er wird von der Bevölkerung selbst angebaut, welche die Blätter in an beiden Enden spitz verlaufende Rollen verpackt. Im Inneren Neu-Guineas rauchen die Papua den Tabak aus Holzpfeifen, an den Küsten als Rollen (Cigarren).

„Zwar rauchen sie“, berichtet Dr. Meyer,**) „zur Zeit immer nur eine geringe Quantität, aber nach sehr kurzer Pause zünden sie sich auch immer eine neue Cigarre an. Gegen ihre Freunde in jeder Beziehung gastfrei, teilen sie sich auch stets gegenseitig kleine Quantitäten Tabak mit, der ihnen zum

---

*) Friedrich von Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen“, Stuttgart, 1882. 2 Bde.

**) „Ausland“ 1873, S. 963. — Vergl. Meinicke: „Die Inseln des stillen Oceans“ Bd. I. S. 122.

Leben ebenso nötig erscheint, wie Essen und Trinken. Es sei hier gleich die Eigentümlichkeit erwähnt, daß die Papua, nachdem sie den Rauch aus Nase oder Mund ausgeblasen haben, Luft durch den wie zum Pfeifen zugespitzten Mund mit Geräusch einziehen, so daß man immer hören konnte, wenn ein Papua in der Nähe rauchte.“ Der Tabaksbau ist bei den Papua's ziemlich allgemein und wird mit großem Fleiße betrieben. Bei den Mischlingen Melanesiens trifft man den Tabaksgenuß nicht überall an. Er ist unbekannt auf dem Archipel von Neubritannien, dagegen in Gebrauch auf den Salomonsinseln, deren Bewohner aus Thonpfeifen selbsterbauten Tabak rauchen. Auch bei den Vitiinsulanern gehört der Tabak zu den beliebtesten Genußmittel und die Kinder rauchen ihr Pfeifchen ebenso gut, wie die Erwachsenen. Die Geselligkeit befördert es noch, daß man mit dem Rauchen auch das gegenseitige Absuchen und Verzehren von Ungeziefer verbindet. In Ermangelung von Cigarrenspitzen stecken die Raucher die Cigarren gleich in die Nasenlöcher und ziehen den Rauch ein.

Bei den Mischlingen Mikronesiens erfreut sich der Tabak allgemeiner Beliebtheit. Beide Geschlechter rauchen auf den Marschalls-Inseln vom 5. bis 6. Jahre an den ganzen Tag und so oft sie des Nachts aufwachen. Nach einigen Zügen wird die kleine Thonpfeife an den Nachbar gegeben, der auch einige Züge thut, um sie dann weiter oder zurückzugeben. Statt unsres „Rundseidels“ ist hier die „Rundpfeife“ in Gebrauch. Was die Polynesier anlangt, so wird bei den Weißen in der Südsee der Tabaksbau und Tabakshandel eifrig betrieben, und natürlich infolge dessen auch selbst dem Rauchen gefröhnt. Apia auf Samoa ist die Centrale des dortigen Tabakshandels.

Wenden wir uns den Völkern Amerikas zu. Wir finden da den Eskimo als leidenschaftlichen Raucher. Unsere Wachtstuben sind nichts gegen einen Iglu der Eskimos. Die Ventilation fehlt darin fast gänzlich. Wohl aber brennt ein Herdfeuer und eine Seehundsthranlampe darin und männliche und weibliche Bewohner rauchen aus kurzen Thonpfeifen dänischen Tabak. Man kann sich denken, welche Atmosphäre in dem Raum herrscht.*) Leidenschaftliche Raucher sind die Völker des Nordwestens, voran die Kenai, sehr gebildete Indianer, welche sich geschmackvolle, reich ornamentierte Tabakspfeifen, Kalumet, aus Stein und gebranntem Thon herstellen. Wir finden daran auch die Quaste, die unsre Studentenpfeifen ziert. Die Indianerstämme im Osten der Felsengebirge bringen oft den ganzen Tag mit Rauchen und Schlafen zu und geben dem Toten noch die Tabakspfeife bei der Bestattung in den Mund. Sie können sich nichts Fürchterlicheres denken, als daß er bei den Seligen ohne Tabakspfeife sein müßte. Die Dakota verwenden ebenfalls viel Fleiß auf die Herstellung von Tabakspfeifen und zeichnen sich durch kunstvolle Tabaksbeutel aus, welche aus Edelmarderfell hergestellt und mit farbigen Perlen geschmückt werden. Neben diesem friedlichen Erzeugnis heimischer Industrie hängen freilich gleich die Skalpe. Oberst Brackett berichtet: „Wenn ein Sioux stirbt, so werden ihm Waffen, Kleider und Tabakspfeifen ins Grab mit gegeben."**) Dasselbe gilt von den Pahni (Pawnees). Jagen, Rauchen und Spielen

*) Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos", S. 45 ff.

**) Ann Rep. of the Smith-sonian. Inst. 1876, S. 470, bei Hellwald a. a. O. S. 318.

sind ihre Lieblingsbeschäftigungen, während die Arbeit den Frauen zufällt.

Die Californier machen dagegen vom Rauchtabak nur einen beschränkten Gebrauch.

Die mexikanischen Indianer, bei denen die Tabakspflanze Yetl, das Rohr, durch das man die Blätter raucht, aber ebenfalls Tabago heißt, rauchen allgemein. Bei der Tabaksernte werden, wie bei der Maisernte, bei einzelnen Völkerschaften, z. B. den ehrlichen Zapoteken, die Anteile genau gezählt und wem der Mais oder Tabak zu früh ausgeht, der kann nur durch Borgen von den anderen etwas erlangen. Kein Zapoteke schenkt dem anderen eine Cigarre. Sie leihen sich dieselben nur gegenseitig. Unter den Andesvölkern finden wir bei den Ketschua Papiercigarren, die von Hand zu Hand wandern, damit jeder ein paar Züge thun kann. Ebenfalls zu den Südamerikanern gehören die Gualaquisa Jivaro. Sie sind so große Verehrer des Tabaks, daß die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens als eine der größten Festlichkeiten gilt. Die ganze Familie versammelt sich, das Haupt derselben hält eine Rede, es preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes, indem es der Hoffnung Ausdruck giebt, das letztere möge jenen nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kindchen gereicht, welches nun die ersten Züge thut und fortan ein Raucher wird; alle Anwesenden lassen sich dann die Pfeife der Reihe nach geben und halten ein Chichagelage ab. Ihre Tabakspfeifen tauschen sie übrigens auch, wie ihre Frauen, gegenseitig aus.

Die Araukaner lieben den Tabak nicht minder und schlucken den Rauch so lange hinter, bis sie

davon trunken werden und unter Zuckungen niederstürzen. Ihre Ärzte, „Mathi's“, kurieren sie dann wieder mit Brechmitteln.

Die Tehueltschen, welche zu den Völkern der Pampas gehören, zählen zu den leidenschaftlichsten Rauchern. Ist die Pfeife angezündet, so legt sich der Tehueltsche nieder, bläst eine Rauchwolke nach jeder der vier Windrichtungen und murmelt dazu einige Worte eines Gebetes. Dann schluckt er einige mundvoll Tabaksrauch hinter, wodurch Berauschung und teilweise Unempfindlichkeit auf die Dauer von zwei Minuten eintritt. Während dieser Frist hüten sich seine Genossen wohl, ihn zu stören, denn man glaubt, daß in diesen Momenten man mit den Göttern verkehre. Ist der Rausch vorüber, so trinkt der Tehueltsche einen Schluck Wasser und mischt sich dann ohne weiteres in das Gespräch der anderen. In Ermangelung von Tabak wird ein von den Araukanern eingetauschtes Kraut, jedoch niemals unvermischt, sondern stets mit Paraguaythee gemengt, geraucht. Weiber rauchen mitunter, jedoch meist nur, wenn sie alt sind. Die Bewohner des Feuerlandes, die Pescheräh, die Eskimo des Südens, die sich fast nur von Muscheln und rohen Fischen nähren, fallen mit wahrer Gier über den Tabak her und hören nicht auf zu rauchen, bis auch das letzte Krümchen verbraucht ist. Wenn sie keine Pfeife haben, verzehren sie die Tabaksblätter als Kompot zu ihren rohen, oft halb verfaulten Fischen.

In Afrika sind die Hottentotten gewaltige Raucher. Sie mischen den Tabak mit wildem Hanf „Dacha“, und rauchen auch letzteren allein, wenn es an Tabak gebricht. Die beim Rauchen verwendeten Pfeifen, größer als die unsrigen, werden von den

Hottentotten selbst aus Thon oder einer weichen Steinart verfertigt und auf ein Horn gesetzt. Die Art, zu rauchen, weicht von der unsrigen ganz ab. Statt den Rauch einzuziehen und dann beim Mund oder der Nase wieder herausströmen zu lassen, ist der Hottentotte geradezu gewohnt, den ganzen Rauch zu verschlucken, wodurch die narkotische Wirkung des Krautes bedeutend verstärkt wird. Wenn ein Jüngling einem Mädchen seine Neigung zugewendet hat, so begiebt er sich mit seinem Vater in das Haus des Vaters seiner Braut. Aber es wird nicht eher gesprochen, als bis die Pfeifen angezündet sind und der Rauch seine Wirkung zu äußern beginnt. Wie wir vom Wein, so holt sich der Hottentotte vom Tabak Mut und Begeisterung. Eine Pfeife Tabak versetzt den Hottentotten erst in heitere Stimmung. Ehe sie nicht zur Hand ist, wird keine Beratung gehalten. Die Tschuanen rauchten früher nur Dacha, jetzt ist auch Tabak in Gebrauch. Die Weiber rauchen bei ihnen leidenschaftlicher als die Männer. Der Stamm der Suto hat Wasserpfeifen, die denen des Morgenlandes ziemlich gleich sind.

Die Völker des Sambesibeckens rauchen Tabak, aber handeln auch mit ihm. Die Maschona namentlich bieten viel Tabak zum Verkauf an. Im Reich der Marutse-Mambunda herrscht ebenfalls die Wasserpfeife vor. Man nimmt ein Horn, an welchem seitlich das eigentliche Rohr mit dem Pfeifenkopfe angebracht ist. Das Horn wird mit Wasser gefüllt. Aber auch andere Pfeifen mit schönen Schnitzereien werden von ihnen angefertigt.

Die Stämme an der südlichen Guineaküste huldigen meist nur dem Dacha-Rauchen. Die Bayaka lieben allerdings den Tabak ebensosehr wie die Banane.

Es wird nicht aus den sonst üblichen kurzen Pfeifen geraucht, sondern wie auch vielfach im Innern Loangos aus einer Art primitiven Tschibuks, wie sie Hermann Soyaux schon bei den Simalakunja beobachtete. Einem auffallend kleinen Kopf aus gebranntem Thon ist die hohle Rippe eines Bananenblattes als Rohr angesetzt und so die Pfeife hergestellt. Man sieht einen Schwarzen fast nie behaglich vor sich hin rauchen, sondern in der Regel kreist auch hier dieselbe Pfeife bei drei bis fünf zusammenhockenden Schwarzen einmal herum und dann hat das Vergnügen zunächst ein Ende. Der Raucher pflegt zuerst durch das Rohr zu blasen, saugt dann so viel Rauch ein, als sein Atmungsvermögen gestattet, stößt den aufgespeicherten Rauch mit Macht aus und übergiebt die Pfeife seinem Nebenmann. Dem Bayaka-Tabak werden stark betäubende Wirkungen zugeschrieben.

Auch bei den Wolof, dem schönsten aller Negerstämme Senegambiens, ist das Rauchen in Brauch und ihre Tabakspfeifen sind nicht ohne Kunstfertigkeit. Im mittleren Sudan sind die Makari, die Musgo und die Banda fleißige Tabaksbauer und Raucher. Die Banda rauchen meist virginischen Tabak aus schwarzen Thonpfeifen, die sie aus dem Material der Termitenbauten verfertigen.

Die Schilluk auf dem linken Ufer des weißen Flusses im östlichen Sudan rauchen meist nur in Geselligkeit. In der Mitte eines jeden Dorfes befindet sich ein runder, freier Platz, auf welchem sich Abends die Einwohner versammeln und, auf Thierhäuten ausgestreckt, ihrer Rauchlust obliegen. In der Mitte wird dazu ein Feuer von trocknem Kuhmist hergestellt, welches das Ungezieser vertreiben

soll, aber auch europäischen Nasen ein Entsetzen bereitet. Aus Pfeifen mit kolossalen Thonköpfen rauchen sie den Tabak, den sie selbst erbauen. Es sind wahre Riesenpfeifen. Am Mundstücke bringen raffinierte Raucher eine große Kürbisschale an, welche sie mit wohlriechenden Blumen füllen. Durch sie wird der Tabaksrauch hindurchgezogen, wodurch er einen aromatischen Duft erhält, der freilich nicht zu dem Kuhmistfeuer paßt. Die Schilluk trocknen den Tabak, zerreiben ihn dann zu einem Teig, geben ihm eine Brotform und heben ihn in dieser Weise auf. Die Dinka, deren Leckerbissen Schildkröten, Wildkatzen und vor allem Hasen sind, bedienen sich beim Rauchen ebenfalls so immenser Thonpfeifen, daß sie nur in sitzender Stellung rauchen können. Auch die Pfeifen der Dschur zeichnen sich durch Größe und phantastischen Aufputz aus. Sie sind mit Haarquasten, Zähnen, Perlen, ja wohl gar kleinen Fellen behangen. Oft werden Antilopenhörner zu Tabakspfeifen verarbeitet, die ½ Kilo Tabak auf einmal aufnehmen.

In Nordostafrika finden wir wieder die Wasserpfeife. Bei den Mensanomaden darf bei keiner Gelegenheit, vor allem in keiner wichtigen Versammlung, die Wasserpfeife fehlen. Kommt man zu einigen Hirten auf dem Felde und spricht mit ihnen, sofort holen sie die Pfeife aus ihrem Versteck in irgend einem Busche und ehe man antwortet, macht sie erst die Runde. Besucht man einen Ackerbauer auf dem Felde, so macht sofort nach der ersten Begrüßung die Wasserpfeife ihre Aufwartung und mit indianischer Feierlichkeit geht sie von Hand zu Hand, von Mund zu Mund.

Wer keine Pfeife hat, raucht auch aus einem

Erdloche, über das ein durchlöcherter Stein gedeckt ist.

Bei den gebildeteren Araberstämmen Nordafrikas ist das Rauchen aus dem Tschibuk Lebensgewohnheit. Selbst die Arbeiter, die egyptischen Lastträger, Wasserträger, die Nilschiffer, Limonadenverkäufer u. s. w. tragen ihn stets mit sich herum, um jede Spanne freie Zeit einige Tabakswolken um sich verbreiten zu können. Dasselbe gilt von den asiatischen Arabern. In Syrien ist die Wasserpfeife allgemein gebräuchlich, und die syrischen Kaufleute, Teppichhändler u. s. w. schließen ihre Geschäfte ab, während sie den Schlauch ihrer Wasserpfeife im Munde haben. Die Drusen rauchen merkwürdiger Weise selbst nicht, aber ihren Gästen setzen sie sofort Tschibuk oder Nargileh hin. Die Drusen wohnen am Libanon und haben in allen ihren Gebräuchen etwas Feierliches. Selbst eine Cigarette präsentieren sie nicht ohne eine gewisse Würde. Man meint, daß es religiöse Gebräuche seien, welche sie vom Rauchen abhalten. Darin thun es ihnen die Nosairyer gleich, die den Tabak höchstens auf Opfersteinen anbrennen und verdampfen lassen. Dabei wird um die Vernichtung der türkischen Herrschaft gebetet.

Das Volk der Kurden, die nördlichen Nachbarn der Araber in Mesopotamien, raucht gern und dem Gast wird nach dem Mahl sofort die Pfeife mit Bernsteinmundstück und ausgezeichnetem türkischem Tabak überreicht. Die Kaschmiri, bekannt durch ihre Shawls, fertigen auch prunkhaft ausgestattete Pfeifen an, aus denen türkischer Tabak geraucht wird. Wasserpfeife und Tschibuk raucht auch der Perser. Unter den Völkern Indiens erbauen und rauchen die Ku oder Khumd viel Tabak, den sie zu-

weilen mit Senf und Pfeffer vermischen. Die Tibetaner rauchen gern — leider auch Opium — und beziehen ihren Tabak aus China. In der Mitte des 14. Jahrhunderts verbot der große Reformator Tsong-Neba den Genuß des Tabaks den Lamapriestern, zugleich mit dem Genuß des Knoblauchs, da Buddah übelriechende Gebete nicht vertragen könne.

Auf der hinterindischen Halbinsel durchlöchern sich die Payü-Weiber die Ohrläppchen und schmücken sie mit durchgesteckten Cigarren. Sie rauchen alle Tabak, während die Männer dem Opium verfallen sind. Bei den Birmanen bildet die lange ostindische Cigarre das Dessert zu jeder Mahlzeit. Die ostindischen Cigarren (Cheroots) werden von beiden Geschlechtern in allen Altersstufen geraucht. Die birmanischen Knaben übertreffen selbst die amerikanischen an Rauchwut, denn man sieht oft Säuglinge, welche von der mütterlichen Brust zur Cigarre langen, um einige Züge daraus zu thun.*) Bei den Siamesen ist das Rauchen so beliebt, daß fast jeder Mann eine oder mehrere Papiercigarren hinter dem Ohre trägt. Dasselbe finden wir bei den Tabak bauenden Lao; hinter jedem Ohr lugt auch bei ihnen die mit einem Bambudeckblatt umwickelte Cigarette hervor.

Bei den Malayen und Negritos kommt der Tabaksgenuß nur hier und da vor, indessen wird auf Malakka Tabak erbaut. Bei den Javanen hat sich das Tabakrauchen auch erst in neuerer Zeit eingebürgert, desgleichen bei den Mentawey-Insulanern, den Dayaken, den Tagalen, wo namentlich die Frauen stark rauchen, und den Chinwan, bei

*) Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1879. Bd. II. S. 83 ff.

denen beide Geschlechter fast beständig die Pfeife im Munde führen. In seiner Rohleder-Tasche, die er am Tage nicht ablegt, hat der Chinwan stets Pfeife, Tabaksblätter, Feuerstein und chinesischen Stahl, dabei auch zuweilen den abgeschnittenen Kopf eines Feindes. Die Nikobaresen rauchen Cigaretten aus chinesischem Tabak.

Die Tabakspfeife spielt auch bei den Chinesen neben der Opiumpfeife eine große Rolle. Die Tabakspfeifen haben als Kopf eine Öffnung, die nicht viel größer ist als die Hälfte eines Fingerhutes. Es ist die im ganzen südöstlichen Asien gebräuchliche Form der Tabakspfeife, wie man sie auch auf Java und in ganz Indien findet. Die Metallbeschläge an den Pfeifen verraten oft eine große Kunstfertigkeit. Die alten Chinesen und Chinesinnen rauchen oft stundenlang in einer ganz eigentümlichen Weise. Sie thun nämlich immer nur ein Paar Züge aus der kleinen Wasserpfeife und füllen sie dann sofort von neuem. Die Pfeife hat einen Kopf von der Größe eines halben Fingerhutes, ist aus weißem Metall hergestellt und hat einen fingerlangen, röhrenförmigen Fortsatz in den kleinen Wassersack, der etwa die Größe einer Gummiflasche hat. Dieses Pfeifenköpfchen wird mit ganz feingeschnittenem Tabak vollgestopft, dieses dann mittelst eines cylindrisch gedrehten Fidibus angezündet und in drei bis sechs Zügen ausgeraucht. So ist der Tabak immer frisch und der Chinese hat seine Beschäftigung dazu.

Das Rauchen ist so verbreitet, daß der Dienstgeber oft seinem Gesinde neben dem Lohn eine kleine Summe zum Ankauf vom Tabak giebt.*) Die

*) Leopold Katscher: „Bilder aus dem chinesischen Leben", Leipzig, 1881. S. 95.

chinesischen Edlen tragen in Yokohama, wie Alexander Baron von Hübner erzählt, neben dem stolzen Schwert die friedliche Pfeife im Gürtel.*) Man kann sich auch einen ehrlichen Bürger von Tientsin nicht gut ohne die Tabakspfeife im Munde denken. Selbst die Richter in der Gerichtshalle können des Tabaks nicht entbehren. Hinter ihnen stehen ihre Privatdiener, die ihnen auch während der Gerichtssitzung von Zeit zu Zeit die Pfeife reichen, indem sie ihnen dieselbe unter dem Arm durch in den Mund stecken. In dem portugiesischen Makao rauchen auch die Soldaten während des Dienstes ihr Cherut, soweit es die dienstlichen Verrichtungen zulassen. Der Chinese „ißt“ seinen Tabak (tché ien) und deshalb will er auch Genuß davon haben und räuchert zu diesem Zweck zugleich seine Nase damit aus.

Auch bei den Japanern rauchen Männer wie Frauen feingeschnittenen Tabak aus kleinen Pfeifen von Stahl, die ebenfalls nur so wenig Tabak fassen, daß sie nach vier oder fünf Zügen wieder gefüllt werden müssen. Die Industrie in Rauchutensilien ist eine sehr entwickelte und was die Tabaksbeutel anlangt, so herrscht geradezu Luxus. Die Tschuktschen sind so rauchwütig, daß die Armen, wenn sie sich keinen Tabak verschaffen können, Wallroßhaare in die Pfeife stopfen und beim Rauchen derselben einen wahrhaft penetranten Geruch verbreiten. Die Haare reißen sie gleich aus den Fellen ihrer Kleidung heraus.**) Das in seinen Gebräuchen geradezu ekelhafte Volk der Tunguſen hat neuerdings ebenfalls

*) Alexander Freiherr von Hübner: „Ein Spaziergang um die Welt“, Leipzig 1882. S. 152, 381, 425. 431.

**) Globus, Bd. XI. S. 139 ff.

die Bekanntschaft mit dem Tabak gemacht und er ist ein beliebtes Genußmittel geworden. Bei den Manguten findet man im Gürtel fast immer die Pfeife, ein eisernes Werkzeug zum Pfeifenreinigen, einen Feuerstahl und eine Zundertasche. Sie vergeuden ihr Vermögen, welches in Zobelfellen besteht, im Austausch gegen Tabak.*)

Daß bei der Völkersippe der Türken der Tabaksgenuß unentbehrlich geworden ist, ist bekannt genug. Der Tabak ist hier der unzertrennliche Begleiter des Kaffees und auch in den Harems wird tüchtig geraucht. In Konstantinopel ist die Sitte des Rauchens 1605 unter Achmed I. eingeführt worden. Freilich war die Sitte nicht immer beliebt und einzelne Sultane kämpften gegen dieselbe in Konstantinopel an. Murad IV. verfolgte die Raucher ebenso wie die Kaffeetrinker. Er erließ ein Verbot, welches über jeden Raucher die Todesstrafe aussprach. Man konnte damals allerdings auf hunderttausend brennende Pfeifen in Konstantinopel zählen und der Sultan fürchtete Feuersgefahr. Er schlich denn auch in Verkleidungen selbst umher, um etwaige Übelthäter zu fassen, bis er einmal von einem Spahi so weidlich durchgeprügelt wurde, daß er in Zukunft die Überwachung des Gesetzes seinen Soldaten überließ. „Der Despot fürchtete nicht mit Unrecht", heißt es im Buche Naima, „daß aus den dampfenden Tassen und rauchenden Pfeifen unruhiger Sinn und Widerstand aufsteigen könnten." Nicht nur bei den Türken, sondern auch bei den Persern wurde anfänglich gegen den Tabaksgenuß gekämpft. Man ließ die

*) Karl Hiekisch: „Die Tungusen". Eine ethnologische Monographie. St. Petersburg, 1879.

Raucher einfach aufspießen. Milder war die Stimmung in Mekka. Man verbot auch hier das Rauchen, weil auch Muhamed nicht geraucht habe, ohne sich darum zu kümmern, daß der Schöpfer des Korans 800 Jahre vor Entdeckung des Tabaks gelebt hatte, aber man war doch nicht so streng in der Verfolgung der Übelthäter. Eine religiöse Sekte der Araber, die Wahabiten, bekämpfen den Tabak als eine Sünde. Ihre Prediger sagen: „Es giebt nur zwei Todsünden, den Götzendienst und das Rauchen!" Noch im 18. Jahrhundert sah man Türken mit einer durch die Nase gestoßenen Tabakspfeife zum abschreckenden Beispiele durch die Straßen Konstantinopels unter Peitschenhieben führen, eine Strafe, die Sultan Amurath VI. zuerst im Jahre 1610 zur Anwendung gebracht hatte. Aber alle diese Verbote und Strafen konnten den Tabak auf seinem Siegeszuge durch den Orient nicht aufhalten. Jetzt ist selbst der Schah von Persien ein so großer Liebhaber des Rauchens, daß er sich bei Staatsaktionen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten einer Tabakspfeife bedient, die reich mit Diamanten, Smaragden und Rubinen verziert ist und die Summe von 1600000 Mark gekostet haben soll.

Während früher in der Türkei Tschibuk und Nargileh allgemein waren, ist jetzt die Cigarette mehr in Aufnahme gekommen. Der Tschibuk wird aus Ahornholz gefertigt und ist oft 4—5 Fuß lang. Der größere Teil des Rohres wird häufig mit Seide überzogen, die an den Enden mit Golddraht oder mit einem Ringe von vergoldetem Silber eingefaßt ist. Dieser Überzug ist eigentlich da, um mit Wasser befeuchtet zu werden, durch dessen Verdunstung der Rauch abgekühlt wird. Auch Rohre

aus Kirschbaum werden, namentlich im Winter, geraucht. Der Kopf der Tschibuks besteht immer aus rotbrauner, gebrannter Erde. Das Mundstück wird aus zwei oder mehr Stücken Bernstein mit Zieraten von Gold, Achat, Jaspis oder Edelsteinen hergestellt. Der vornehme Türke schätzt seine Pfeifensammlung wie eine Gemäldesammlung. Die eigentliche orientalische Pfeife ist die Wasserpfeife, das Nargileh, wörtlich Kokosnuß. Der Name kommt daher, daß die Pfeife ursprünglich aus Kokosnüssen hergestellt wurde. Mit ihr wird jetzt ein großer Luxus getrieben. Sie wird reich verziert und bemalt. Das Mittelstück besteht oft aus reinem Silber.

Im Nargileh wird, wie schon früher erwähnt, Tumbeki, ein persischer Tabak, geraucht. Man thut den Tabak in ein Tuch von Waschleder, taucht es ins Wasser, drückt es fest aus und reibt es. Dann stopft man den Tabak in den Kopf des Nargileh und legt eine glühende Kohle darauf. Man zieht den Rauch frei in die Lungen, was anfangs die Brust belästigt. Der Orientale verschluckt überhaupt am liebsten den Tabaksrauch. Daher sagt man tütün itschmek, d. h. Rauch oder Tabak trinken. In den Kaffeehäusern stehen die Nargilehs nach der Größe geordnet auf einem Regal und der Gast nimmt sich eine ihm passende herunter. Den Tumbeki bringt er sich natürlich selbst mit.

Es ist ein malerisches Bild, wie diese Gruppen von Nargileh-Rauchern auf niedrigen Stühlen ohne Lehne vor dem Kaffeehaus sitzen, dem Spiel der in dem Glasgefäß aufsteigenden Wasserblasen zusehen, Kaffee schlürfen und — schweigen! In dieser Beziehung sind sich alle Muhamedaner, Türken, Araber, Beduinen und Egypter gleich. Unter den Geschenken,

welche bei der Verlobung ausgetauscht werden, darf in der Regel die silberne Tabaksdose nicht fehlen. Nach dem Hochzeitsmahl, während die Hokka-baz und Kara-göz, Possenreißer und Gaukler, Sänger und Musikanten ihr Spiel treiben, gehen die Cigaretten oder Tschibuks oder Nargilehs herum und auch die Braut beteiligt sich an dem hochzeitlichen „Tabakskollegium". Auch vor der eigentlichen Eheschließung werden im Haremlik und Selamlik Cigaretten oder Pfeifen verabreicht, desgleichen nach Beendigung der Ceremonien. Die türkischen Tscherkessen ergötzen sich bei ihren Hochzeitsfeierlichkeiten ebenfalls am Tabakrauchen*) und singen dabei ernste und heitere Volkslieder zum Lobe des edlen Krautes.

Wir sind aber mit den muhamedanischen Völkerschaften auch schon bei den Kulturvölkern angelangt, deren Rauchlust und Rauchkunst wir in den folgenden Kapiteln betrachten wollen.

---

*) Theophil Löbel: „Hochzeitsbräuche in der Türkei", Amsterdam 1897. S. 16, 21, 26, 34, 69.



Sechstes Kapitel.

Das Rauchen bei den Kulturvölkern.*)

Als während der Eroberung Amerikas der schon erwähnte Mönch Roman Pane im Jahre 1496 den Tabak aus der Provinz Tabago in Domingo nach Europa gesandt hatte, brauchte man ihn daselbst nur als Arzenei. Im Jahre 1559 kam der Tabaksamen zum ersten Male nach Portugal und man versuchte hier, das Arzeneikraut zu züchten. Gegen 1520 hatten die Spanier den Tabak auch in Yucatan aufgefunden und 1535 hatten sich schon die Neger an das Rauchen gewöhnt.

Jean Nicot, Gesandter des französischen Königs Franz II. am Hofe zu Lissabon, erhielt 1520 von einem flandrischen Kaufmann einige Pflanzen aus

*) Dr. Richard Markgraf: „Einiges über das Tabakrauchen", Leipziger Neueste Nachrichten vom 14. Januar 1898. — Otto Moser: „Zur Geschichte des Tabakrauchens", Leipziger Tageblatt vom 24. Juli 1898. — Dr. H. Ruhe: „Ein Kapitel über den Tabak" im Leipziger Tageblatt vom 21. Febr. 1888. — Schreiber: „Tabak und Cigarren" im „Vaterland", 10. Jahrg. Nr. 28.

Florida, pflanzte sie als wichtige Arzeneipflanze in seinen Garten und soll auch mit dem Kraute den Nasenkrebs eines Pagen geheilt haben. Er teilte 1560 Samen von diesem Wunderkraut dem Großprior und der Katharina von Medici mit. Durch ihn wurde das Kraut weiter verbreitet und er war es auch, der die Sitte des Tabak-Schnupfens aus Portugal nach Frankreich verpflanzte. Das Schnupfen soll in Europa älter sein als das Rauchen. Zu Nicots Ehren erhielt das amerikanische Gewächs in der botanischen Wissenschaft von Linné den Namen **herba Nicotiana**, obwohl Jean Nicot mit der eigentlichen Entdeckung des Tabaks ebensowenig zu thun hat als Amerigo Vespucci mit der Entdeckung Amerikas. Um der Katharina von Medici zu schmeicheln, hieß die Pflanze im botanischen Garten zu Paris auch das „Königinwunderkraut". Am Ende des 16. Jahrhunderts finden wir den Tabak als Arzeneipflanze nicht nur in Spanien, Portugal und Frankreich, sondern auch schon in Deutschland, der Schweiz und Italien angebaut. Man nannte ihn auch „Religionskraut", lateinisch **herba sano sancta** oder **herba sancta crucis**. In einem Kräuterbuch von 1656 heißt es: „Dieses Kraut reinigt Gaumen und Haupt, vertreibt die Schmerzen der Müdigkeit, stillet das Zahnweh und Dünsteaufsteigen, behütet den Menschen vor Pest, verjagt die Läuse, heilet den Grind, Brand, alte Geschwüre, Schaden und Wunden".

Eine genaue Beschreibung der Pflanze gab 1525 Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdes, der Statthalter von St. Domingo. Später pries der spanische Arzt und Botaniker Nicolas Memardes in seinem 1571 zu Sevilla erschienenen Buch über Westindien

den Tabak als Heilpflanze an, was wesentlich zu seiner Kultur beitrug. Kurze Zeit nach dem Anbau im botanischen Garten zu Paris erhielt auch Konrad Geßner indirekt von dem Stadtphysikus Occo in Augsburg das Kraut und erkannte es durch Vergleichung mit einer Abbildung, welche ihm Aretius in Bern nach von letzterem selbst aus Samen gezogenen Pflanzen gegeben hatte. Geßner machte nun in Deutschland zuerst auf den Tabak und seine medizinischen Eigenschaften aufmerksam. Konrad von Geßner oder Gesner, der 1565 an der Pest in Zürich verstarb, errichtete dort einen botanischen Garten, in welchem er auch fortgesetzt Versuche mit der Kultur der Tabakspflanze machte. Nach ihm sind in der Botanik bekanntlich die Gesneriaceen benannt.

Heilpflanze und Zierpflanze blieb der Tabak noch längere Zeit, und nachdem man ihn dann zuerst als Schnupftabak verwandt hatte und zwar ebenfalls anfänglich nur als Heilmittel gegen Kopfweh u. s. w., kam in Spanien um die Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst das Rauchen auf. Seeleute, die aus der neuen Welt zurückkehrten, erzählten, wie dort das Rauchen ein religiöser Gebrauch, ein der Sonne und dem großen Geiste gebrachtes Opfer sei, und regten zur Nachahmung in der alten Welt an. Man sah bald überall in Spanien und Portugal Tabakspfeifen in Brand. Der Brauch wurde bald zur Leidenschaft und es begannen die Kämpfe gegen den Tabaksgenuß. Der Großinquisitor und Erzbischof von Salamanca, Bartolomeo de la Camara, befahl 1659 den Priestern, sich eine Stunde vor und zwei Stunden nach der Messe des Rauchens zu enthalten, da es sich nicht als ein gottwohlgefälliges Werk ansehen lasse.

In Frankreich gab es zwei Parteien, die Jansenisten, welche für, und die Molinisten, welche gegen den Tabak auftraten. Die Sorbonne, als Schiedsrichterin angerufen, gab weder den einen, noch den anderen Recht und erst die Jesuiten machten dem Tabaksstreit ein Ende, indem sie das Rauchen gestatteten, „soweit dies nicht in böser Absicht geschehe, sondern bloß der Förderung der Verdauung und Anregung guter Gedanken diene.“ Haß und Gunst der Parteien riefen schon zu jener Zeit eine Anzahl von Broschüren, Büchern, Aufsätzen, Reden und Briefen für und gegen die Tabakspflanze in's Leben. Der Eine sprach dem Tabak jede gute Eigenschaft ab, der Andere nannte ihn ein wunderbares, edles Gewächs. Professor Courtizi in Paris erklärte in der Akademie, der Tabak sei dem Gehirn unschädlich; sein Gegner Fagon rief aus: „Ergo ex tabaco usu frequente vitae summa brevior!“ (Häufiger Genuß des Tabaks kürzt das Leben ab) und während er so auf der Kanzel wetterte, merkte der wackere Professor gar nicht, daß ihm der hinterlistige Präsident der Akademie eine Dose hinhielt, aus welcher der Feind des Rauchens und Schnupfens im Eifer selbst eine tüchtige Prise nahm, sie in's Nasenloch steckte und unter dem brausenden Gelächter der Zuhörer seine Philippika gegen den Tabak niesend beendete.

Ludwig XIV. war ein eingefleischter Gegner des Tabaks und verbannte ihn von seinem Hofe. Die Diener des Königshauses rauchten aber trotzdem, wenn auch nur heimlich. Eines Tages überraschte der König die Dauphine und ihre Begleitung in Nancy beim Rauchen der Pfeifen, die sie von den Soldaten der Schweizergarde entliehen hatten. Rot

vor Zorn jagte Ludwig die Gesellschaft auseinander und wollte die Dauphine wochenlang nicht mehr sehen. Daß Ludwig XIV. den Anbau von Tabak in Frankreich einschränkte, hatte mit seiner Abneigung gegen das Rauchen allerdings nichts zu thun. Er wollte dadurch vielmehr nur die Zolleinkünfte, welche die Einfuhr amerikanischer Tabake abwarf, erhöhen. Man ließ dem Tabaksgenuß in ganz Frankreich, außer am Hofe, freien Lauf, denn die Steuer, welche 1674 von Richelieu eingeführt worden war und welche auf je 100 Pfund 2 Francs betrug, brachte schon in diesem Jahre dem Staat eine Million Livres ein. Diese Tabakssteuer war übrigens mit eine der ersten, die erlassen wurden. Im Jahre 1635 hatte man allerdings in Frankreich den Verkauf von Tabak einmal ganz verboten und nur zugelassen, daß Tabak auf Anordnung des Arztes in den Apotheken verkauft werden dürfe, aber dieses Verbot hat sich nicht lange erhalten.

In England lernte man die Tabakspflanze 1585 kennen. Der Engländer Rapholong, der große Reisen gemacht hatte, brachte sie mit nach dem Inselreiche. Er hatte bei den Wilden in Panama zuerst das Rauchen gesehen. Sie rauchten den Tabak so, daß sie ein zusammengerolltes Tabaksblatt an einem Ende anzündeten und sich durch das andere den Rauch in's Gesicht blasen ließen, wozu Knaben angestellt wurden. In Kanada fand er dagegen schon damals das „Calumet", eine große, mit allerhand bunten Läppchen und Vogelfedern gezierte Pfeife, und in Virginien, das Richard Greenville und Walter Raleigh entdeckt hatten, lernte er selbst das Rauchen aus kleinen thönernen Pfeifen. Diese brachte er mit in seine Heimat. Hier beeiferte sich

nun jeder, der für einen weitgereisten Mann gelten wollte, eine solche Pfeife in den Mund zu stecken, obwohl Old England anfänglich, wie sich aus dem Berichte des Kgl. Historikers Camden ergiebt, in Entsetzen geriet. Durch Walter Raleigh, der Virginien der jungfräulichen Königin Elisabeth zu Ehren so getauft hatte, und John Hawkins wurde das Tabakrauchen auch unter die vornehme Welt gebracht. Bald rauchte man in den Theatern und sogar in den Kirchen. Daher fand der Tabak große Feinde in der Geistlichkeit, welche ihn stinkendes Unkraut nannten, das zur Verunehrung Gottes mißbraucht würde. Man wies auf die heidnische Unsitte hin, welche als heidnisch auch als gotteslästerlich zu betrachten sei. Mit den Geistlichen verbanden sich auch die weltlichen Herrscher. — Einer der ärgsten Rauchfeinde war der Sohn der schönen Maria Stuart, Jakob I., König von England. Dieser schrieb „von Ingrimm über die abscheuliche Unsitte erfaßt" — wie er sagt — eine Schrift, welche in's Deutsche übersetzt den Titel trägt: „Der Rauchfeind oder die Spielerei eines Königs über den Mißbrauch des Tabaks" (Misocapnus seu de abusu Tabaci lusus regius). In diesem Schriftchen sucht Jakob I. zu beweisen, daß das Tabakrauchen das wahrhafte Bild der Hölle darstelle und zur Hölle führe. Seinen Zorn scheint in ganz besonderem Grade der beim Tabaksgenusse erzeugte Rauch erregt zu haben. „Erstens", sagt er, „ist es ein Rauch, und das sind alle Eitelkeiten der Welt. Zweitens ergötzt es die, welche es treiben, gleich anderen Lüsten, welche den Menschen unfähig machen, ihnen zu entsagen. Drittens macht es betrunken und toll im Kopfe, so thun es auch die Eitelkeiten der Welt. Viertens,

wer raucht, der sagt, er könne es nicht lassen, er sei wie behext, gerade so ist es mit allen weltlichen Lüsten. Fünftens ist das Tabakrauchen der Hölle gleich. Denn das Tabakrauchen ist ein stinkendes, ekelhaftes Ding."

„Wenn endlich, o Bürger," so schließt Jakob I. seine Schrift, „noch Scham in euch ist, so gebt jenen heillosen Gebrauch auf, der in Schande entsprungen, aus Irrtum aufgenommen, durch Thorheit verbreitet ist, durch den Gottes Zorn gereizt, des Körpers Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrüttet, das Volk im Vaterlande herabgewürdigt und auswärts verächtlich gemacht wird; ein Gebrauch, der unangenehm der Nase, schädlich dem Gehirn, verderblich den Lungen, und wenn ich es recht sagen soll, durch die schwarzen Rauchwolken dem Höllendampfe vollkommen gleich ist."

Ein furchtbar abschreckendes Bild entwirft hiermit der gute Jakob seinen Zeitgenossen von dem Rauchen und seinen Folgen. Trotzdem aber wurde tapfer weiter geraucht. Die Tabakskulturen von Glocester wurden auf Befehl des englischen Königs vernichtet, indem man Kavallerie auf die Äcker dirigierte und die Pflanzungen durch die Hufe der Rosse zertreten ließ. Es sollte ein abschreckendes Beispiel sein.

Im Jahre 1604 legte der königliche Verfasser des „Misokapnus" auch eine Abgabe von 2 Thalern auf das Pfund Tabak und befahl, daß kein virginischer Pflanzer mehr als 100 Pfund dieses Krautes anpflanzen sollte, während er auch auf fremden Tabak eine hohe Steuer setzte. Der „Salomo seiner Zeit," wie ihn die Schmeichler, „der gelehrteste Narr in Europa," wie ihn Sully nannte,

hatte denn auch einen Haß auf Walter Raleigh, den er nie verwinden konnte, so daß er am 29. Oktober 1618 noch den um England hochverdienten Mann, auf Grund eines 15 Jahre früher gefällten Todesurteils, hinrichten ließ. Er verdiente in seinen Augen kein Mitleid, weil er das Rauchen eingeführt hatte. König Jakob führte ebenfalls Spione ein, welche in London nach denen fahndeten, welche das Rauchverbot übertraten und er beteiligte sich oft selbst an einer solchen Razzia. In der Hauptsache kam es ihm darauf an, hohe Geldbußen für den immer leeren Staatssäckel zu erzielen. In einem neueren Drama befindet sich eine köstliche Szene zwischen König Jakob und einem Londoner Goldschmied, dem der König die Kronjuwelen verpfändet hatte, und der das Rauchverbot vor den Augen des Königs straflos umgehen durfte, weil er die Tabakspfeife mit dem Schuldschein des Königs als Fidibus anzündete. König Jakob, der das Rauchen als Hochverrat ansah, tröstet sich hier mit den Worten:

„Ich selber habe das für Gift erklärt,
Drum ist es Gift und bleibt's für Jedermann,
Doch manchmal wird das Gift zur Arzenei.
So qualm' dein Pfeifchen fort in meiner Nähe,
Denn man verhaftet dich als Hochverräter,
Wenn man dich sonst in Schloß und Park erblickt.
Und hast du wieder ein Papier wie dies,
Und wieder Lust, die Pfeife anzuzünden:
So komm zu mir, ich werde Dir's nicht wehren.
Das ist ein Opferdampf, der Gott genehm,
Und diese Asche will ich freudig segnen."*)

Das ist eine treffliche Schilderung des heuchlerischen Königs, an dessen Hofe die Schwelgerei zu

*) Rudolf von Gottschall: „Arabella Stuart," Leipzig, 1877. S. 75 (II. Aufzug, neunter Auftritt).

Hause war. Sein Nachfolger, König Karl I., gestattete 1637 gegen eine Abgabe den Handel mit Tabak, der für England sehr ersprießlich war. Das Verbot König Jakob's hatte wie gesagt das Tabakrauchen weder abgeschafft noch vermindert, doch übte man seitdem mehr Rücksicht auf äußeren Anstand und unterließ das Rauchen in Kirche und Theater. Peter Campbell, ein Feind des Tabakrauchens, hängte im Jahre 1616 seinem Testamente die Klausel an, daß der Universalerbe seines ungeheueren Vermögens sofort der Erbschaft verlustig gehen sollte, wenn einer seiner Verwandten ihn mit brennender Pfeife erwischte. —

In Holland fing man den Tabaksbau und das Rauchen 1615 an. Englische Studenten, die in jener Zeit die berühmte Universität Leyden besuchten, bürgerten die Sitte daselbst ein, und sie fand hier einen fruchtbaren Boden. Um das Jahr 1650 kam das Tabakrauchen nach Schweden, 1616 nach Norwegen und Dänemark, 1630 nach Rußland. Im Reiche des Zaren wurde der Leidenschaft von Staatswegen mit harten gesetzlichen Bestimmungen entgegengetreten. Im Jahre 1634 wurde von „Väterchen" ein Ukas erlassen, der den Rauchern Nasenaufschlitzen, Nasenabschneiden androhte, wozu Zar Alexei 1641 noch Knutenstrafe und Verbannung nach Sibirien in Aussicht stellte. Später wurde, wie in der Türkei, Todesstrafe auf das Tabakrauchen gesetzt.

Nach Deutschland kam die Sitte des Tabakrauchens im Jahre 1620 durch englische Hilfstruppen, welche dem König Friedrich von Böhmen gesandt wurden, und durch die Truppen Karls V. Die Truppen im dreißigjährigen Kriege gewöhnten sich rasch an die neue Sitte und namentlich die



schwedischen Soldaten befreundeten sich mit ihr und brachten sie später mit in ihre Heimat.

In Deutschland wurde angeblich zuerst in Sachsen geraucht, und zwar nach Carpzovs Chronik in Zittau 1620 oder, wie andere wollen, 1631 zu Leisnig im Kreise Meißen, 1687 in Stötteritz bei Leipzig, wo der dort gebaute Tabak den Spottnamen „Stötterico" erhielt und zuerst von dem eingewanderten Calvinisten Ducrot angebaut worden war.*) Die Fabrikation wird heute noch an diesem Orte betrieben. Sowohl die weltliche Obrigkeit als auch die Geistlichkeit erhob gegen die Sitte oder, falls man lieber sagen will, gegen die Unsitte des Tabakrauchens energischen Protest. Es sei „ungeziemlich und gottlos," so hieß es, „den Mund, den Ein- und Ausgang der unsterblichen Seele, den Mund, welcher zum Atmen der frischen Luft und zum Lobe des Allerhöchsten bestimmt sei, durch Einsaugen und Ausblasen des Dampfes zu entweihen." Allein alle Proteste verhallten wirkungslos, und das um so mehr, als die Polizei sich nicht bemüßigt fand, mit harten Strafen gegen die Raucher vorzugehen. Doch in der guten Gesellschaft galt das Rauchen noch lange Zeit als unanständig. Die Bauern brachten der Neuerung eine abergläubische Furcht entgegen. Zur Charakteristik derselben diene folgende Erzählung: Als ein Mohr im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg eines Tages auf der Jagd einem Bauern eine Pfeife Tabak anbot, sprang der schlichte Landmann entsetzt einige Schritte zurück und rief ganz bestürzt aus: „Nein, mein gnädiger Herr Teufel, ich fresse kein höllisches Feuer!"

*) Ferdinand Stolle: „Das neue Leipzig", 1834, S. 135.

Durch die spanischen Soldaten, welche unter Karl V. nach Deutschland kamen, hatte man die Sitte des Rauchens zwar schon früher kennen gelernt, aber ohne sich mit ihr zu befreunden. Im Jahre 1659 rauchte man in Suhl im Henneberg'schen, seit 1697 in der Pfalz und in Hessen allgemein und die Tabakspfeife eroberte sich nach und nach alle deutschen Lande. Um 1640 finden wir schon in Nürnberg Tabaksfabriken, die fast ganz Deutschland und einen großen Teil im südlichen Europa mit den wohlriechenden Erzeugnissen der auf vaterländischem Boden gewachsenen Tabakspflanzen bekannt machten.

Wir sagten schon, daß gleich nach der Einführung des Tabakrauchens auch der Kampf gegen dasselbe begann. Es bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine ebenso begeisterte Verehrer des braunen Krautes zu ihren Mitgliedern zählte, wie die andere aus dem Gebiete der Religion zahlreiche Gründe herzuleiten suchte, warum der Genuß des „Teufelskrautes" zu verwerfen sei.

Einer der ersten Lobredner des Tabakrauchens war beispielsweise der seiner Zeit berühmte Arzt Bentekoe. Dieser schreibt in seinem Buche: Von dem Tabak, einem vornehmen Mittel zum Leben und der Gesundheit, welches täglich zu gebrauchen wert ist, folgendermaßen: „Noch ist nichts so gut, nichts so sehr zu achten, nichts zu dem Leben und der Gesundheit so nötig und dienstlich, als der Rauch des Tabaks, des königlichen Gewächses, welches Könige selbst zu rauchen sich nicht entsetzen, und von vielen Zeiten her, obwohl Europa es etwas später hat kennen lernen, im Gebrauch gewesen. Es ist aber merkwürdig, daß beynahe auf eine Zeit

sehr nötige Dinge seyn entdecket worden, der Umblauff des Geblütes, der Umblauff um den Erdboden durch Zirkulation der Schiffahrt und der Tabak, welcher den Lauf des Geblütes kräftig unterhält, und alle diese drei Inventiones hat man den Engländern in Sonderheit zu danken, weil sie diejenigen seyn, welche uns beydes den Umblauff der großen und kleinen Welt, als auch das nie sattgepriesene Rauchkraut aus weiten Ländern durch den Umblauff ihrer Seefahrt angewiesen haben."

Seit des seligen Bentekoes Zeiten sind die Ärzte, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, Freunde des Tabaks geblieben, nur daß sie heute seinen Wert für die Gesundheit weniger in der kräftigen Unterhaltung des Blutumlaufs, als vielmehr in der Bacillentödung erblicken. Die in der Mundhöhle sich ansammelnden und manchmal trotz aller Mund- und Zahnpflege nicht völlig zu beseitigenden Speisereste werden durch die Einwirkung der dem Tabak innewohnenden und sein Aroma bewirkenden feinen Harze und Öle desinfiziert. Und wenn viele Ärzte auf ihrer mühe- und gefahrvollen Wanderung von einem Kranken zum anderen fleißig zu rauchen pflegen, so sind sie sich darüber klar, daß sie eines der wirksamsten Vorbeugungsmittel gegen die meisten Arten der Ansteckung zur Anwendung bringen. Daß dieses Desinfektionsverfahren zugleich das angenehmste unter allen ist, nimmt ihm nichts von seinem praktischen Werte.

Wir werden darauf noch später eingehend zu sprechen kommen.

Ein großer Gegner des Tabaks war Kaspar Hoffmann, Pfarrer in Quedlinburg am Harz, der von der Kanzel herab den Tabak für ein Seelen

verderbendes Wesen und für ein unmittelbares Werk des Satans erklärte. Anselm Hüpfauf, Pfarrer in Basel, sagte in einer Predigt: „Wenn ich Mäuler sehe, die Tabak rauchen, so ist mirs, als sehe ich lauter Flammen der Hölle."

Ein ergötzliches Beispiel als Rauchverbot liefert ein im Jahre 1651 erlassenes Edikt des damaligen Rates der Stadt Budissin, des jetzigen **Bautzen**. Es verbietet das Rauchen und Schnupfen „allen Bürgern und Unterthanen" bei fünf Thaler Strafe; weil sich jedermann von dem „garstigen Schmauch und Rauch, schändlichem Spritzeln und Auswerfen und heftigem Niesen und Schneutzen und was dergleichen Unflaths mehr ist, nur allerhand Verdrießlichkeit, Unlust, Beschwer und Grauen zuzieht."

Ein Rauchverbot aus Fraustadt existiert sogar noch aus dem Jahre 1844 und lautet: „Publicandum! Es wird hiermit wiederholt zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß alles Tabakrauchen hier auf sämtlichen Straßen, Plätzen und Spaziergängen bei 10 Sgr. bis 1 Rthlr. Strafe verboten ist und die Polizeidiener angewiesen sind, auf Übertreter zu vigilieren und sie zur Bestrafung anzuzeigen. Fraustadt, den 21. April 1844. Der Magistrat."

In chursächsischen Landen wurde das Rauchen im Jahre 1653 bei 10 Thaler Strafe gänzlich verboten. 1700 und 1709 durfte laut Verordnung nicht in Höfen und Dorfgassen geraucht werden. Besondere Strafe traf den, der auf Holzplätzen rauchte. Die Generalverordnung von 1719 verbot das Rauchen in Scheunen, Kammern und „Oberbehältnissen". Infolge Postordnung sollten auf den Posten weder Passagier noch Postillon Tabak rauchen.

Das obige Rauchverbot der Stadt Bautzen sei hier als Beispiel solcher Rauchverbote noch im Wortlaut mitgeteilt.*)

„Wir Bürgermeister und Ratmanne der Stadt Budissin fügen hiermit zu wissen männiglich, demnach bei dem unseligen Kriegswesen, womit unser geliebtes Vaterland deutscher Nation so viele lange Jahre heimgesucht worden, neben allerhand eingerissenen Mißbräuchen und Unordnungen auch der schädliche Gebrauch des Tabaks aufgekommen und in Schwung gebracht worden, welcher aber nicht nur der Gesundheit des Menschen sehr nachteilig, sondern auch allerlei Ungelegenheiten, Gefahr und Schaden, wie es die Erfahrung leider an manchen Orten bezeuget, verursacht hat, ernstlich abzuschaffen. Deshalb befehlen wir allen unseren Bürgern, Inwohnern, Schutzverwandten rc., sich allhier des Tabakrauchens gänzlich zu enthalten. Diejenigen, welche sich wider dieses unser Gebot den Tabak gebrauchen in Strafe von fünf Thaler verfallen, auch denjenigen Wirt, bei welchem das Licht, Funken oder Kohlen und also das Feuer dazu hergeben, gleichfalls fünf Thaler zur Strafe erlegen sollen. Decretum in Concessu Senatus den 18. Aprilis 1651 und urkundlich mit unserem und gemeiner Stadt Insiegel besiegelt."

Der Helmstädter Professor der Medizin, Jakob Tappius, der 1653 bei Niederlegung seines Prorektorates eine so gründliche Rede gegen das Tabakrauchen hielt, mußte doch gestehen: „Nichts destoweniger giebt's heutigen Tages keine Gegend, keine

*) Vergl. Neue Lausitzer Monatsschrift, 1801, II. Teil, S. 252, ff.

Stadt, kein Haus, wo man nicht ohne Unterschied jedes Alter jenes staubige Naß trinke und trunken vom trocknen Wein taumle."

1660 schrieb Martin **Zeiler**: „Das Tabakrauchen ist durch die Soldaten vor 30 oder mehr Jahren in unserem Schwabenland eingeführt worden. Man trinkt ihn am wenigsten wider die Krankheiten des Leibes und zur Erhaltung der Gesundheit, sondern er muß auch vor Hunger und Durst dienen. Ist einem die Weile lang, er hat nichts zu thun, so trinkt er Tabak. Ist er unlästig, zornig, und geht ihm was Widerwärtiges durch den Kopf, so nimmt er die Pfeife ins Maul und schlotzet ein Weil daran. Koldert (zanken, lärmen) und marret (die Zähne fletschen und knurren wie die Hunde) und zanket das Weib, so laufet der Mann seiner Tabakspfeife zu und giebt ihr vor ihr Maul voll Wort ein Maul voll Rauch." Um dieselbe Zeit heißt es in einem Aufsatz eines Breslauer Kalenders von Bartholomäus Schimper (1660): Richtig gebraucht, wie einzelne „Medici" und „Physici" meinen, soll er sehr gesund und nützlich sein. Aeußerlich heilt er Schäden und Wunden, innerlich ist er dem Gehirn von großem Vorteil, denn „wenn das Haupt mit kalter, phlegmatischer Feuchtigkeit sehr überhäuft ist und man alsdann ein kleines Räuchlein des besten Tabaks mit Anis und Majoran vermischt, ins Gehirn zieht, so ist dies für das Haupt wie eine starke Reinigung, denn das Gehirn wird mit Gewalt zusammengezogen und gedrückt, als wenn man einen Schwamm drückt und die nasse Feuchtigkeit herauspreßt." Wo jedoch der Tabak im Übermaß genossen werde, da wirke er nachteilig. Zu tadeln seien deshalb die „**Tabakschwelger**", die sich so an das

Kraut gewöhnt haben, daß sie krank werden und meinen sterben zu müssen, wenn sie nicht täglich, ja stündlich Tabak trinken können. Diesem Laster seien besonders die „Vollsäufer" ergeben, die Tabak trinken, damit die dicken Dünste vom Wein oder Bier in dem Gehirn sich zerteilen und herabgehen, und damit sie, nüchtern geworden, sich bald wieder — womöglich täglich mehrmals — volltrinken können". Schrecklich sind die Beispiele, die — abgesehen von einer Zunahme der Feuersbrünste — die Folgen unmäßigen Tabaksgenusses illustrieren sollen. So wird von einem Arzt, der auch nachts das Rauchen nicht habe lassen können und deshalb neben seinem Bette eine Ampel mit Wachskerzlein, sowie Tabakspfeifen hängen gehabt habe, berichtet, wie bei der Sektion seines Leichnams das Gehirn derart ausgetrocknet befunden wurde, daß es kaum so groß war wie eine Nuß. Nicht minder grausig sah es im Schädel eines 1659 zu Leyden hingerichteten Verbrechers aus, der vor seinem Tode gestand, daß er im Leben mehr Tabak getrunken habe als zwanzig andere. Bei ihm soll sogar das Innere des Knochens über der Nase ganz kohlschwarz, verbrannt und mürbe, wie auch der vorn liegende Teil des Gehirns ganz schwarz und vertrocknet gewesen sein. — So der Breslauer Kalendermann von 1660. Uns kommt natürlich seine Weisheit hochkomisch vor. Wie wird es aber in wiederum 200 Jahren aussehen? Ob da die Anschauungen unserer „Medici" und „Physici", die wir mit Staunen und Grausen aufnehmen, immer respektvollem Ernst begegnen werden?

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen schreibt im Jahre 1666 alles mögliche Gute

und Böse vom Tabak: Ich habe ihn essen, trinken und schnupfen sehen durch alle Stände und weiß ein Jeder zu sagen, wofür er ihn gebrauche und wozu er ihm wohl bekomme. Dem Einen erläutert er die Augen, dem Andern zeucht er die Fluß aus dem Gehirn, dem Dritten lindert er die Zahnwehe, dem Vierten vertreibt er das Sausen und Brausen in Ohren, dem Fünften bringt er den Schlaf, dem Sechsten löscht er den Durst, dem Siebenten zeucht er die Schädlichkeiten des eingesoffenen Wassers wieder aus dem Leibe, dem Achten ist er gut vor böser Luft, dem Neunten taugt er die Zeit zu vertreiben und dem Zehnten, Gesellschaft halber mit zu machen. Und findet man keine Brüderschaft in der Welt, die einander so getreulich mitteilet als die Tabaksbrüder einander spendieren, also daß darvor zu halten, der Tabak stifte Freundschaft und Einigkeit zwischen den Menschen.

Es taugt auch dem Tabak zu nicht geringer Ehre, daß in einem großen Sterben zu London die schädliche Ansteckung kein Haus berührt, darinnen man denselben verarbeitet, und scheint gleichsam, als wenn aus sonderer Vorsehung Gottes in diesen letzten Zeiten dem schwachen menschlichen Geschlecht, welches allem Ansehen nach auf die Neige geht, zum Besten der edle Tabak offenbaret worden wäre, dessen hinfällige, matte Kräfte damit zu stärken und den zufälligen, widerwärtigen Krankheiten damit zu begegnen.

Heinrich von Sittenwald schreibt dem Tabak einen eigenen Teufel in der Hölle zu und sagt: Man sehe mir doch um Gottes willen nur so einen Kerl an, wie er dort stehet mit dem Feuer in der Hand und der Tabakspfeif' im Maul, wie begierig

er den stinkenden Rauch an sich zieht, und wie schnell er ihn wieder von sich bläst. Wie er die Luft mit Gestank erfüllet und die Erde mit Unflat beschmeißt.

Es ist nichts auf der Welt, daß einer den andern so gerne lernet, als das Tabaksaufen, und die Lehrjungen begreifen auch nichts behender, als eben diese Thorheit. Wenn es ein Phantast begreift und ein wenig übt, so kommt er in eine Gewohnheit und kann dessen die Tage seines Lebens nicht mehr müßig stehen und sollte er statt des Tabaks dürre Hützlen (Holzbirnen) oder faul Heu einfüllen, davon stinken sie dann immerhin so abscheulich aus dem Maul heraus, wie ein abgebranntes Dorf, also daß andere Leute nicht um sie bleiben können.

Moscherosch (1642) tritt wiederholt mit Energie gegen den „höllischen Rauch" auf.

Sogar Jupiter bricht den Stab über das Rauchen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts heißt es in einem Gedicht:

Er (Jupiter) macht ein groß Bankett, lud alle Götter ein,
Sie stellten sich auch dar und wollten lustig sein.
Als man nun Tafel hielt und hatte wohl gegessen,
Da ward der Salus drauf mit Humpen ausgemessen,
Des starken Malzes Kraft nahm ihre Häupter ein,
Sie jauchzten allesammt, die Geigen gingen drein.
Vulkanus als ein Gott des Rauches und der Funken
Fing an sein eigne Lust, dieweil die andern trunken.
Das Bier, sprach er, schmeckt nicht und griff in seinen Sack,
Bracht' eine Pfeif hervor und stinkenden Tabak.
Die Götter sahen zu. Mit einer Feuerkohlen
Kunnt aus dem Schmochtabak heraus gar häufig holen
Den Rauch, der sich ergoß auch bis an's Himmels Rand.
Cupido dacht', es wär der Himmel angebrannt.
Die Sterne löschten aus, die Wolken wurden dicke,
Der Mond verhüllte sich, zog auch den Schein zurücke.

Auch der Venus fällt dieser Rauch auf ihre zarte Brust und sie fragt:

Wer macht den Dampf, bist du es nicht Vulkan?
Ja ja! Das dacht ich wohl — ach pfui, du grober Mann!

Vulkan erzählt nun, wie er dazu gekommen sei. Ein junges Teufelchen aus Pluto's Reich habe ihm auf seines Herrn Befehl die Pfeife gebracht. Die Götter wurden alle unwillig darüber und wollten fortgehen.

Oho! sprach Jupiter, Vulkan ich sage Dir,
Mach einen Unterschied auch zwischen Höll und hier!
So Dir gelüsten wird, noch mehr Tabak zu trinken,
So geh' in Pluto's Reich, da höher gilt Dein Stinken;
Hier bei der Götter Schaar, ich dies nicht leiden mag.
Zum Himmel wirf hinaus die Pfeifen und Tabak!
Sonst wird es Dir mein Blitz von Deiner Nasen treiben. —
Vulkanus höret auf und ließ das Stänkern bleiben,
Gedachte: soll mir so der Trunk gesegnet sein,
So steck ich alsobald die Pfeife wieder ein.
Mercurius der nahm mit zornigen Geberden,
Den Plunder und warf ihn hinunter auf die Erden.

Auf der Erde wurde nun der Tabak als ein Schatz von den Göttern aufgenommen, gepflanzt und verbreitet.

Das Tabakrauchen verbreitete sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr. Wenn früher nur Soldaten, Handwerksleute, Tagelöhner und Bauern geraucht hatten, so fingen nun auch die Studenten und Professoren an. Schon Marcus Zuerius Boxhorn war ein so leidenschaftlicher Raucher, daß er sich ein Loch in seinen Hut geschnitten hatte und dadurch seine brennende Peife steckte, um nicht am Lesen und Schreiben gehindert zu sein.

Die Gelehrten waren bemüht, sich wegen dieser neuen ergötzlichen Gewohnheit zu entschuldigen und

zu rechtfertigen. Schon 1647 schrieb Henricus Barnstein, Leib- und Wundarzt zu Erfurt: Der Tabak ist sehr gut den Studenten und Anderen, die den Kopf brauchen müssen.*)

Die Päpste Urban VII. und Innocenz VII. bedrohten jeden Christen, welcher auf dem Wege nach dem Gotteshause rauchte, mit der großen Exkommunikation. Dieselben Verbote wurden unter Urban VIII., Innocenz X. und Innocenz XII. wiederholt. Clemens XI. beschränkte das Verbot nur auf die Peterskirche in Rom und Benedikt XIII. hob 1734 zur Befriedigung der eigenen Tabakslust das ganze Verbot wieder auf.

Ergötzlich sind die sogenannten „Tabakspredigten", welche die Geistlichkeit jener Zeit, katholische wie protestantische, gegen die Tabaksraucher losließ. Deren Mund wurde mit einem Satansrachen verglichen, der Rauch und Feuer ausspeie und durch seinen unausstehlichen Geruch die Luft in weitem Umfange verpeste. Der liebe Gott und all die Heiligen aber sähen mit gewaltiger Entrüstung auf das teuflische Spielwerk, und die Zeit könne nicht mehr fern sein, wo der Teufel in eigener Person sich in die Sache mischen und den Feuerspeiern ihre Thorheit vergelten würde. Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), der berühmte Kanzelredner in Wien, nannte in seiner urwüchsigen Weise den Mund eines Rauchers den „Rauchfang des Teufels". Am drolligsten bei der ganzen Sache war, daß viele Geistliche, welche so jämmerlich über den Tabaksgenuß herzogen, im Geheimen selbst Verehrer des von ihnen verdammten Krautes waren, und sich zur Er-

*) „Lob und Tadel des Tabaks in verschiedenen Jahrhunderten" von O. A. im „Leipz. Tagebl."

holung von der kirchlichen Anstrengung und fulminanten Dorfpredigt ein Pfeifchen ansteckten. Als ein Bauersmann einst seinen Pfarrherrn mit der brennenden Pfeife im Mund überraschte, erklärte dieser seinem erstaunten Beichtkinde: „Er rauche die Pfeife als Selbstbestrafung, weil er am Morgen das Frühgebet verabsäumt hätte".

Im Jahre 1723 mußte das herzoglich braunschweig-lüneburgische Konsistorium zu Wolfenbüttel den Geistlichen bei Androhung der **suspensio ab officio** das öffentliche Tabakrauchen verbieten. So hatte sich das Rauchen bei der Geistlichkeit bereits eingebürgert. Noch heute gehört ja zum Bilde eines deutschen Pfarrers die lange Pfeife und man kennt im Handel einen besonderen „Pastoren-Tabak".

Der Jesuit Jakob Balde, berühmt durch seine lateinischen Dichtungen, gab 1658 eine Strafrede wider den Tabak heraus, in der es unter anderm heißt: Fliehet diese Feuerwürmer, wie eine Taube den Habicht. Ihre Köpfe müssen im Rauch hängen, wie die Schinken in den Schornsteinen. An die Seite muß man ihnen die Biertonne setzen, die Gemahlin des Tabaks. Tabak ist eine häßliche Schlange, die aus den brasilianischen Feldern hervorgekrochen ist. Die gemeinen Pipen sind vielen noch zu klein, sie wünschen sie in der Größe, wie einen Elephantenrüssel. Die Tabakraucher müssen bestraft werden wie Sabbath-Schänder und Ehebrecher. Und diese Seuche hat auch das weibliche Geschlecht vergiftet. Man findet Frauenmenscher, die sich mit einer Tabaksbüchse tragen und sogar die Pipe ansetzen. Was ist das für ein Geruch, wenn ein Weib nach Tabak stinket, es wäre besser, wenn sie sich beflissen, nach Balsam zu riechen, der Rauch

von Küche und Herd möchte noch ihr gutes Gerücht vermehren". Und an einer anderen Stelle sagt er: „Diese Trunkenen sind Affen der nassen Zechbrüder und wollen es ihnen in Allem nachthun. Wie jene die Gläser, so lassen diese ihre Pipen im Kreise herumgehen und trinken einander mit Schmauch Wettstreit zu, dutzendweis, nicht auf Gesundheit ihrer Liebsten, denn diese Stinker haben keinen Platz beim Frauenzimmer, sondern auf glückliche Ankunft irgend eines englischen oder spanischen Schiffs, das mit Tabak beladen unterwegs ist."

Hainburg in Niederösterreich mit seiner jetzt so blühenden Tabaksindustrie erhielt im Juli des Jahres 1692 von seinem Stadtrate den Befehl: „Wann ein Schwab oder iemandt anderer auf der Gassen Tobök trinken soll, daß derselbe durch den Diener soll eingesperrt werden." Noch im Jahre 1710 wurde das Verbot des „Tabaktrinkens" auf der Gasse wiederholt. Besonders eiferten die Pietisten gegen das Tabakrauchen. Sie erklärten freilich auch das Lachen und Spazierengehen für sündhaft.

In besondere Gunst kam das Tabakrauchen unter Friedrich Wilhelm I. in Preußen. In der Geschichte des Tabakrauchens darf das berühmte „Tabakskollegium" nicht unerwähnt bleiben, welches der König zu seiner Erholung und Freude fast täglich abends um 5 Uhr zu Berlin, Potsdam oder Wusterhausen um sich zu versammeln pflegte. Die Teilnehmer waren Minister, hohe Offiziere, wie Leopold von Dessau, Grumbkow, Seckendorf u. s. w., durchreisende Standespersonen und Gelehrte und wohl auch ehrbare und erfahrene Bürgersleute, sowie Hofnarren und solche, die sich dazu gebrauchen ließen, wie Gundling, Morgenstern und Graben

zum Stein.*) Auch der Lehrer zu Wusterhausen gehörte zu den ständigen Mitgliedern des königlichen Tabakskollegiums. Alle Anwesenden mußten Tabak rauchen, und die, welche nicht rauchten, oder wie man diese Kunst früher benannte „schmauchten", die Pfeife wenigstens in den Mund nehmen. Dabei wurde Bier, das in weißen Krügen vor den Gästen stand, getrunken und Butterbrot und Käse, später auch Wein herumgereicht, wobei jeder sich selbst bediente. Die Unterhaltung bezog sich auf Lektüre von Zeitungen, Politik, Kriegsgeschichten und Besprechung von Tagesneuigkeiten, auch wurden allerhand Späße, bisweilen sehr derber Art, getrieben, die aber niemand übel nehmen durfte, und selbst der König sich gefallen ließ. Am übelsten wurde gewöhnlich dem Baron Jakob Paul von Gundling mitgespielt. Dieser, ein Pfarrerssohn aus Hersbruck, 1673 geboren, war 1705 als Professor an der Ritterakademie in Berlin angestellt und vom König in den Freiherrnstand erhoben worden. Als der König, welcher weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, von Gundling's gründlichen historischen Kenntnissen hörte, glaubte er in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden und ernannte ihn zu diesen Würden. Gundling war gar nicht ungeeignet dazu, allein sein Stolz, seine Pedanterie und linkische Steifheit machten ihn zum Gespött des Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und sein zänkisches Benehmen, wenn er bezecht war, gestalteten ihn noch lächerlicher, wodurch er bald zum Hofnarren herab-

*) Prof. Dr. William Pierson: „Preußische Geschichte". 3. Aufl., 1. Bd., S. 233 — 278. Berlin 1876.

sank, wenn er auch diesen Titel nicht führte. So konnte es kommen, daß, als Kurfürst August von Sachsen 1728 zum Besuch in Potsdam war, dessen Hofnarr Joseph Fröhlich auf Gundling gehetzt wurde, um einen Spaß zu haben. Aber Gundling gab sich nicht mit ihm ab, weil er glaubte, der höheren Region des Hoflebens anzugehören. Fröhlich setzte sich zwar an Gundling's Seite und trank ihm ein großes Glas zu, mit den Worten: „Nun profit, Herr Bruder, Du bist doch mein Bruder und sowohl ein Narr wie ich!" Allein Gundling that keinen Bescheid und nahm auch die angebotene Brüderschaft nicht an. Als Gundling gestorben war, schickte man nach Dresden an Joseph Fröhlich ein ordentliches Notifikationsschreiben, welches dieser also beantwortete: „Ich condolire nicht allein wegen des unglückseligen Todesfalles des nunmehr verstorbenen Herrn Gundlings, sondern bin auch zugleich selbst erzürnet, daß der interessirte verzweifelte Raubvogel der Menschen mir meinen werten Konfrater so bald aus der Welt geschaffet. Ich kann hoch und teuer schwören, daß sobald diese traurige Post aus dem an mich abgelassenen und den 27. April erhaltenen Schreiben ersehen, ich mir nicht nur alle Zähne im Maule abgeheulet, sondern auch zugleich mit einem Flor, welcher nach einer Voranpassung sich allemal noch in der dritten Gasse hinter mir umgesehen, bekleidet habe. Der völlige Trauerhabit wird mit Ende dieses Monats verfertiget seyn und werde sodann mit meiner ganzen Dorfschaft und Anhang mich in die tiefste Trauer einhüllen, auch alle Zimmer, selbst das Narrenhäusel und der Schweinstrog in meiner Residenz Narrendorf, soll schwarz wie die Altäre am Charfreitage bekleidet werden."

Aus diesen Überlieferungen wird ebenfalls ersichtlich, daß zur allgemeinen Belustigung die vornehmsten Herren des Tabakskollegiums sich mit Gundling die plumpsten und entehrendsten Scherze erlaubten. Aus Spott erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter, aber einfältig genug, fühlte er den Spott nicht und wurde nur noch stolzer. In der letzten Jahren seines Lebens kam er aus der Betrunkenheit fast gar nicht mehr heraus. Er starb am 11. April 1731 zu Potsdam und wurde „aus Kurzweil“ zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben. — Nach Gundlings Tode hatte auch das Tabakskollegium keinen langen Bestand mehr, und zwar wegen eines Verstoßes gegen die vom König erteilte Gesellschaftsordnung. Nach ihr war das Kartenspielen verboten, dagegen Schach und Dame erlaubt. Der König selbst spielte bisweilen mit dem General von Flauß eine Partie Toccategli. Oft kam der König tiefsinnig und verdrießlich in das Tabakskollegium, verließ es aber nie anders, als aufgemuntert und vergnügt. Als strenges Gesetz galt, daß niemand aufstehen durfte, wenn ein anderer ins Zimmer trat, selbst wenn es der König war. An dieser Bestimmung ging das Tabakskollegium zu Grunde. Als einst, bei Anwesenheit des Königs, der Kronprinz Friedrich eintrat und die Mitglieder des Kollegiums sich von ihren Stühlen erhoben, geriet der König darüber in solche Hitze, daß er fortlief und den Teilnehmern der Gesellschaft das Schloß verbot. So endete das auch für die preußische Geschichte insofern wichtige Tabakskollegium, weil in demselben der König zu Manchem überredet wurde, wozu er anderweitig sich niemals verstanden hätte; auch berichteten alle fremden Ge-

sandten pünktlich an ihre Höfe, was daselbst zur Sprache kam und vorfiel.

Man war gewohnt, in dem Tabakskollegium eine Art geheimen Staatsrat zu ersehen. Als der König seine Tochter in Bayreuth besuchte, hatte ihm dieselbe extra eine kleine Einsiedelei zur Tabagie errichten lassen, wo er des Abends seine Getreuen um sich versammelte.*) Er konnte ohne diese Zusammenkünfte nicht leben und hielt daran auch in kleinerem Zirkel noch fest, als das Kollegium längst auseinander gegangen war. Eine dramatische Darstellung des Tabakskollegiums hat Karl Gutzkow in seinem Drama „Zopf und Schwert" gegeben.**)

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein rauchte man fast nur Pfeife. Etwa seit den dreißiger Jahren wurden die Cigarren eingeführt, mit denen Spanien und Portugal ebenfalls den Anfang gemacht hatten.

In Österreich-Ungarn wurde das Tabakrauchen anfänglich ebenfalls verboten. In Ungarn wurde das Tabakrauchen dem Adel bei 50 Gulden, den Bauern bei 3 Gulden Strafe untersagt. Später wurde das Verbot bei 200 bis 300 Mk. Strafe wiederholt (1689). Ebenso ging die Schweiz mit hohen Geldstrafen vor. Interessant ist eine alte Berner Polizeiverordnung vom Jahre 1661, genau nach den zehn Geboten eingeteilt. Hinter dem Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" folgt gleich das Verbot „Du sollst nicht rauchen." Bis in die Mitte des

*) „Memoiren der Markgräfin von Bayreuth". Von ihr selbst geschrieben. Leipzig, Barsdorf, 1892. S. 33.

**) Gutzkow: „Zopf und Schwert", Vierter Aufzug. Fünfter Auftritt.

vorigen Jahrhunderts bestand in Bern ein eigenes Gericht für die Übertreter des Verbotes: **Chambre du tabac!** Der Kanton Appenzell erließ 1658 Verordnungen gegen das Tabakrauchen und der Kanton Glarus folgte 1670 damit nach.

Trotz der furchtbaren Strafen gelang es jedoch niemand, die neue Gewohnheit zu unterdrücken. Das Vergnügen an dem Rauchen oder Schnupfen, einmal geweckt, griff immer mehr um sich. Von den niedrigsten Kulturvölkern und von den unteren Volksklassen drang es in immer weitere und höhere Schichten, übersprang es Meere und Länder, und heute ist es derjenige Brauch, der alle Kulturstufen, alle Gesellschaftsklassen, alle religiösen Spaltungen, alle politischen Parteien einträchtig umfaßt und verbindet. In Spanien und Portugal raucht heute jung und alt genau wie in der Türkei, den Balkanstaaten und im schönen Griechenland. Der französische Arbeiter ist seiner Stummelpfeife ebenso zugethan, wie die vornehme Welt der Cigarette. Die Zeiten sind vorüber, wo man sich genierte, öffentlich zu rauchen, und in Paris die ersten geheimen „Tabagies" errichtete. In England wird das Rauchen in Gegenwart von Damen und im Gesellschaftszimmer allerdings als unverzeihlicher Verstoß gegen die Schicklichkeit angesehen. Auf den Eisenbahnen giebt es nicht wie bei uns Coupés für Nichtraucher, sondern besondere Coupés für Raucher, sog. **smoking compartments**, und es ist streng verboten, in den übrigen Waggonabteilungen zu rauchen. Man scheint übrigens der Gewohnheit des Rauchens in den Zügen und auf Dampfern entgegentreten zu wollen. Auf den zwischen dem Festlande und England, sowie auf der Themse verkehrenden Dampfern ist es verboten,

hinter dem Schornstein, auf den Plätzen der ersten Klasse, zu rauchen. Man raucht hauptsächlich aus kurzen thönernen Pfeifen, clay-pipes, welche Arbeiter und Leute der niederen Klasse auch außer dem Hause führen. Von Leuten der besseren Klasse werden Pfeifen auf der Straße nicht geraucht. In Geschäftslokalen, Bureaus, überhaupt während der Geschäftszeit rauchen fast nur Ausländer. Der Engländer behält sich dies Vergnügen für die Zeit vor, wo er seine Muße behaglich damit würzen kann. In den meisten Gasthöfen wird in den Speisesälen nicht geraucht, sondern nur in besonderen smoking-rooms. In Speisewirtschaften ist erst nach 8 Uhr das Rauchen gestattet. Es giebt freilich auch Wirtshäuser, wie das eines Williams in London auf dem Artillery-Lane, wo das Rauchen ganz verboten ist. Der Wirt hat an der Wand eine Verordnung angebracht, in welcher es heißt: „Rauchen ist zu jeder Zeit und unter allen Umständen verboten." Die „Verordnung" schließt mit den Worten: „Da der Besitzer sich das Recht herausnimmt, sein eigenes Geschäft nach eigenem Gutdünken zu führen, so kann er absolut nicht dulden, daß die Regeln verletzt werden. Daher erlaubt er sich auch, Solche, die nicht geneigt sein sollten, sich denselben zu fügen, zu bitten, andere Lokale mit ihrer Kundschaft zu beehren."

In den englischen Landhäusern ist es Sitte, daß die rauchenden Herren, nachdem die Damen sich zurückgezogen haben, sich ins Rauchzimmer begeben und dort bei brandy und Sodawasser so lange mit einander plaudern, wie es ihnen beliebt. Dabei pflegt man sog. smooking suits, Rauchanzüge, zu tragen. Fast jeder, der viel ausgeht, besitzt einen

solchen und diejenigen der fashionablen Welt sind sehr elegant und teuer.

Ist die Cigarre, welche im Freien, z. B. auf Straßen, Spaziergängen rc., geraucht wird, ziemlich zu Ende geraucht, so werfen die allermeisten Raucher den Stummel auf die Erde, und niemand kümmert sich mehr um ihn. Doch nicht in allen Ländern bleibt er unberücksichtigt liegen. In England z. B. hat sich eine Art Gewerbe, das der Cigarrenstummler, gebildet. Zum erstenmale erfährt man, wie viel der Erlös aus jenen schmutzigen, durchweichten, zertretenen Cigarrenüberresten beträgt, die arme Leute aufnehmen und an einen Großunternehmer abliefern. Nach Sir Hick's Beach Bericht im englischen Budget von 1896/97 beträgt die erwähnte Summe für Großbritannien und Irland nicht weniger als 1 Million Lstrl., d. i. 20 Millionen Mark jährlich. Der Gesamtwert der in anderen Ländern weggeworfenen Cigarrenüberreste wird noch bedeutend größer sein. Daß manche Personen im Rauchen sehr viel leisten, ist ohne Zweifel. Das Cigarrenabschnitt-Sammeln ist ja jetzt überall ein Sport geworden. So bekam der Cigarrenabschnitt-Sammelverein in Dresden im Jahr 1898 allein 1275 Pfund Abschnitte zusammen. In England giebt es übrigens auch schon wieder Rauchgottesdienste, Lockmittel, welche kleinere Kirchengemeinschaften (Baptisten, Methodisten, Wesleyaner u. s. w.) anwenden, um die Kirchen zu füllen. So wurden erst jüngst in den Straßen um die Christ-Hall-Kirche in Hamburg-Street die Augen der Vorübergehenden auf große Anschlagstafeln hingezogen, die von mehreren Männern umhergetragen wurden. Den Bewohnern jenes Stadtviertels, das zu den ärmsten von London ge-

hört, ließ ihr Pastor ankündigen, daß er am nächsten Sonntag, nachmittags 3 Uhr, einen Gottesdienst abhalten werde, bei dem jedem Besucher Rauchtabak unentgeltlich verabreicht werden würde. Über diesen Rauchgottesdienst berichtet ein Augenzeuge in dem in London erscheinenden deutsch-lutherischen St. Georgs-Boten Folgendes: Einige der Eintretenden rauchten bereits ihre kurzen Thonpfeifen, andere hatten die kalten Pfeifen mit dem leeren Kopfe nach unten im Munde, bei anderen sah man aus den zerschlissenen Westen und Röcken die kurzen Pfeifenrohre, die auf Gratisfüllung warteten, hervorgucken. Auch Frauen, zum Teil mit Pfeifen versehen, erschienen in der Kirche; ihnen wurden die Seitensitze angewiesen. Als die Plätze in Schiff und Seitenschiff gefüllt waren, erschien ein Herr, der den Gottesdienst zu leiten hatte, von der Sakristei her, blies selbst eine kräftige Wolke aus seinem Rotdorn und begann aus einem Sacke auszuteilen — sparsam, denn das Pfund vom geringsten amerikanischen Tabak (Shag) kostet Sh. 3,6 (Mk. 3,50); jeder Anwesende erhielt so viel, daß er zwei Mal seine Pfeife füllen konnte. Darauf begann das Stopfen, wobei sich denn auch zeigte, daß Lumpenstutzer darunter waren, die sich den Luxus einer vornehmen Cigarette leisteten und kleine Päckchen Cigarettenpapier zur Anfertigung benutzten. Als alle bedient, die Pfeifen in Brand gesteckt waren und die lustigen blauen Wolken zum Dache der Kirche aufstiegen, erschienen zwei junge, dunkel gekleidete Damen (ohne Pfeife) auf dem Altarplatze, setzten sich vor das Harmonium und der Gottesdienst begann. Zuerst kam ein Gebet, dem die Anwesenden aufmerksam zu folgen schienen. Aber ein komischer Anblick war es doch, die Leute nach

englischer Gebetssitte, mit beiden Händen vor den Augen, dasitzen zu sehen, während sich zwischen den Fingern dicke Rauchwolken aus den verdeckten Pfeifenköpfen hervordrängten. Dann folgte ein Lied, an dem sich eigentlich nur die anwesenden Frauen beteiligten, da es den Männern offenbar Schwierigkeiten machte, zu singen und zugleich zu rauchen, um die Pfeife in Brand zu erhalten. Aber kein Teilnehmer störte irgendwie die Vorgänge. Um so angenehmer wirkte dann der Vortrag eines Sologesanges einer Dame, der den Männern völlig den Genuß ihrer Pfeifen gestattete. Als die Dame zu Ende war, regte sich verzagter Beifall in einem Winkel der Kirche. Da aber das Händeklatschen für die Raucher seine Schwierigkeiten hatte, bedurfte es erst des leitenden Herrn am Altarplatze, der, den qualmenden Rotdorn im Munde, zu klatschen anfing und damit alle Hände in begeisterte Bewegung setzte. Und den Gesichtern sah man es an, daß Alle bei der Sache und im vollsten Ernste waren. Es folgte dann die Textverlesung und seitens des Rotdorn-Herrn, der seine Pfeife nun ausgehen ließ, eine kurze, schlichte Predigt über das Wunder von den sechs Gerstenbroten und zwei Fischlein. Inzwischen schien der Tabaksvorrat erschöpft zu sein, und da die 4—500 Pfeifen eine trotz aller Ventilation erstickende Atmosphäre geschaffen hatten, wurde Schluß gemacht und allen denjenigen, die Neigung bezeigten, eine Tasse Thee mit Marmeladeschnitten geboten, an denen besonders die am Rauchen weniger beteiligten Frauen sich gütlich thaten. An dem Gottesdienste, der ja zweifellos über die Linie selbst der englischen Gewohnheiten hinausging, nahmen auch die Verteter mehrerer großer englischer Zeitungen Teil.

Auch in dem England verwandten Amerika giebt es besondere Rauchwagen in den Zügen, sog. **smoking-cars**. In den anderen Wagen ist auch bei den freien Yankees, selbst bei Abwesenheit von Damen, das Rauchen nicht erlaubt. Der Rauchwagen ist im Zug der erste und einfacher ausgestattet und beleuchtet. Da Spucknäpfe und Aschenbecher fehlen, so ist der Boden mit Tabaksjauche, Cigarrenasche und Stummeln u. s. w. bedeckt. Die beiden vordersten Bänke sind während der Tagesstunden nicht für das Publikum bestimmt, da dort der **News-Agent** gegen Bezahlung einer Pachtsumme sein Quartier aufschlägt, um Zeitungen, sowie Cigarren, Kautabak u. s. w. feilzubieten. Wir reden hier natürlich nicht von den Pullmann-Wagen, deren Rauchsalons mit aller Eleganz und allem erdenklichen Komfort ausgestattet sind. Geraucht wird auch in Amerika viel, Tabak aus kurzen Pfeifen, Cigarren und Cigaretten. Wer Feuer braucht, geht in das nächstliegende Geschäft, zündet sich seine Cigarre an und entfernt sich wieder ohne ein Wort zu verlieren. Selbst den Gruß erspart man sich. Eine Anzahl amerikanischer Universitäten haben überdies einen Feldzug gegen das Tabakrauchen ihrer Studenten eröffnet, das nach Meinung der Behörden nicht nur der Gesundheit schädlich ist, sondern auch die Entwicklung des Geistes hemmt. Der Senat der Universität Boston gestattet z. B. das Rauchen innerhalb der Universität nicht. Wer sich dagegen auflehnt, wird relegiert. Die Wesleyanische Universität des Staates Ohio verbietet den Tabaksgenuß überhaupt. Die Ärzte der Universität Yale wollen statistisch nachgewiesen haben, daß die nichtrauchenden Studenten ihre rauchenden Commilitonen geistig bei Weitem

überragen. In Amerika wird bekanntlich der Fortschritt immer genau in Prozenten festgestellt. In diesem Falle sind die Nichtraucher den Rauchern durchschnittlich um 10,4 % überlegen. In der Entwicklung der Brustorgane bleiben die Raucher und Kauer weit hinter ihren dem Tabak abholden Genossen angeblich zurück. In einzelnen Staaten hat man Gesetze gegen das Rauchen der halbwüchsigen Jugend erlassen, die man auch in England einführen will. Nach einer vom Stadtrichter Adam Schatz in Mount-Vernon herausgegebenen Verordnung muß jeder Knabe, der dort rauchend auf der Straße angetroffen wird, sofort verhaftet und hinter Schloß und Riegel gebracht werden.

Eine medizinische Zeitschrift erzählt dagegen, daß in Mexiko die Schullehrer eine eigentümliche Art haben, ihre Schüler, mit denen sie zufrieden gewesen, zu belohnen; sie gestatten denselben nämlich, während des Unterrichts eine Cigarre zu rauchen. Wenn die ganze Klasse artig gewesen ist, so muß das eine nette Qualmerei werden.

Désiré Charnay, mit einer wissenschaftlichen Mission in Mexiko und Centralamerika 1880 betraut, erzählt, daß er, in einer im Staate Tabacco (Mexiko) wohnenden Familie aufgenommen, nicht wenig überrascht war, als er sah, daß die fünf Kinder des Hauses — darunter zwei kleine Mädchen von drei und fünf Jahren — Cigarren von respektablen Dimensionen im Munde hatten.

In Paraguay rauchen, wenn man Herrn Forgues, der 1892 dieses Land bereiste, Glauben schenken darf, Frauen und selbst Kinder von 5 bis 6 Jahren Cigarren von 20 cm Länge; man könnte fast sagen, daß die Säuglinge schon rauchen, denn

Forgues hat selbst gesehen, daß eine Frau, die ihr Kind auf dem Schooß hatte, dies dadurch zu beruhigen suchte, daß sie ihm nicht etwa die Brust, sondern die halb zerkaute Cigarre reichte.

Was vielleicht in Paraguay eine Ausnahme ist, scheint aber in Laos sehr gewöhnlich zu sein. Ein französischer Naturforscher, Herr Henri Mouhot, hatte, um von den dortigen Kindern die Insekten, deren er für seine Sammlungen bedurfte, zu erhalten, nichts weiter zu thun, als ihnen Tabak anzubieten. Man könnte sagen, daß in Laos, wo die Kinder erst mit drei bis vier Jahren entwöhnt werden, diese direkt von der Mutterbrust zur Pfeife greifen.

Die Cigarette ist, wie schon erwähnt, das Ideal des rauchenden Spaniers und der rauchenden Spanierin.

„Dem nichtrauchenden Fremdling," erzählt ein Korrespondent der „Frankfurter Zeitung", „muß es in Spanien weit schwerer fallen, mit dem Volke in Fühlung zu kommen, als dem Raucher, denn die Cigarette ersetzt hier den Empfehlungsbrief. Das Erste, was der zur Konversation aufgelegte Reisende in Spanien thut, sobald er im Eisenbahnwagen oder in der Postkutsche Platz genommen hat, ist, daß er sein Packet Cigaretten aus der Tasche holt und es ringsherum anbietet. Und in diesem Falle ist das keine leere Formel, sondern im Gegenteil ist man zur Annahme gezwungen, wenn man nicht unhöflich sein will. Der Spanier steckt bekanntlich voll von höflichen Phrasen, und sobald man ein Wort der Bewunderung für seinen Spazierstock, für sein Pferd oder für sein Haus ausgesprochen hat, überfällt er einen mit dem Angebot des gepriesenen

Gegenstandes. Sagt man ihm: „Sie haben da einen schönen Ring", so zieht er ihn sofort vom Finger und will das Kleinod zum Geschenk machen. Im Ernste denkt er natürlich nicht an so etwas, sondern er weiß, daß man als wohlerzogener Mann sein Geschenk mit vielen schönen Worten ablehnen wird. Würde man wirklich Miene machen, es anzunehmen, ich glaube, er wäre im Stande, alle Gesetze der Höflichkeit zu vergessen und alles Gesagte und Gebotene schleunigst zurückzunehmen. Aber mit Rauchen und Trinken treibt er diesen Höflichkeitsunfug nicht, und wenn ein Mitreisender in Spanien seine Flasche oder seine Cigaretten anbietet, so muß man zugreifen oder für einen schlechterzogenen Menschen gelten. Die Hauptsache beim Reisen in Spanien ist also, daß man stets Cigaretten in der Tasche habe, um sie herumreichen und auf diese Weise ein Gespräch anknüpfen zu können. Nebenbei bemerkt: die Cigarre heißt nicht cigaro, wie man vermuten könnte, sondern puro, weil sie nur aus Tabak besteht; die Cigarette heißt nicht cigareta, sondern cigarillo.

Bekanntlich raucht kein Volk der Erde so viel und so allgemein wie das spanische. Man kann Jungen von fünf Jahren mit Cigaretten im Munde sehen, und es giebt eingefleischte Raucher, denen selbst während des Essens die Cigarette nicht ausgeht; daß auch das weibliche Geschlecht diesem Vergnügen nachgeht, wird allgemein behauptet, doch geschieht dies in besseren Kreisen nur geheim, in der Kemenate. Nur im Zigeunerviertel von Triana bei Sevilla und auf dem Albaicin in Granada habe ich Frauen, besonders die Cigarreras, öffentlich rauchen sehen.

Wie man zur Annahme der dargebotenen

Cigarette verpflichtet ist, so darf man auch beim Anbieten keinen Mitreisenden übergehen, wenn man nicht gegen die Anstandsregeln verstoßen will. Vor nunmehr bald vier Jahren fuhr ich von Valencia nach Madrid und wählte dabei den Weg über Utiel und Cuenca, wobei nur etwa die Hälfte mit der Bahn, die andere Hälfte mit der Postkutsche gemacht wird. In Minglanilla, einem kleinen Nest, wo wir in einer **Venta** übernachteten, deren genaue Beschreibung man im „Don Quixote“ nachlesen kann, stieß der Polizeipräfekt der Provinz Cuenca mit einigen Landjägern und einem gefesselten Gefangenen zu uns und nahm die Kutsche in Beschlag. Der Mann des Gesetzes gestattete denn gnädig, daß auch die Passagiere, welche ihre Plätze selbstverständlich bezahlt hatten, aufstiegen, soweit noch Platz war, und ich als der **Ingles** — so nennt man in Südspanien alle Fremden — wurde der Ehre teilhaftig, mit dem **Señor Comandante** und — dem Gefangenen zusammen im Coupé sitzen zu dürfen. Da merkte ich erst, wie stark der durch das spanische Volk gehende demokratische Zug ist, jener Zug, der z. B. bewirkt, daß der Infant den Bettler und der Bettler den Infanten mit „**hermano**“-Bruder anredet, und daß der arme Teufel seine Lumpen ebenso stolz über die Schulter wirft, wie der reiche Mann seinen seidenen Mantel. Der Präfekt holte Cigaretten aus der Tasche, bot mir eine an, warf einen Blick auf den mit Handschellen gefesselten Gefangenen, stutzte einen Moment, nahm dem Mann die Fesseln ab und hielt ihm das Packet Cigaretten hin. Und die ganze Fahrt über, die über einen halben Tag dauerte — von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends — plauderten wir

drei zusammen wie alte Kameraden. Nur an den Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden, kamen die Handschellen wieder zum Vorschein, im Übrigen hätte kein Vorübergehender wissen können, wer von uns beiden — der Präfekt war in Uniform und kam nicht in Frage — der Gefangene war. Kurz, wenn es überhaupt ein Land auf der Welt giebt, welches das Recht hat, die Devise **Egalité** und **Fraternité** zu führen, so ist dies die Halbinsel der Quixotes und Pansas, und ich glaube, die Cigarette hat wenigstens ein bißchen etwas mitgewirkt zur Herbeiführung dieser beneidenswerten Zustände."

In Schweden und Norwegen wie in Dänemark ist neuerdings ebenfalls die Cigarette stark in Aufnahme gekommen. Man ist auch hier dem Rauchen der Kinder energisch entgegengetreten. Eine Gruppe des Storthings hat einen Gesetzentwurf eingebracht, nach dem der Verkauf von Tabak jeder Art an Personen unter 16 Jahren streng verboten wird. Weder um Geld noch sonst darf Tabak an junge Leute dieses Alters abgegeben werden, auch dürfen Knaben, die das angegebene Alter noch nicht erreicht haben, in Tabakfabriken nicht beschäftigt werden. Die Polizei ist berechtigt, Pfeifen, Cigarren, Cigaretten und Tabak bei allen jungen Leuten, die öffentlich rauchen, mit Beschlag zu belegen. Übertretungen des Gesetzes durch Kaufleute werden mit Strafen von 2—100 Kronen geahndet.

In Holland ist es Sitte, daß junge Männer die Cigarren zur Vermittelung von Heiratsanträgen benutzen. Wenn nämlich ein junger Mann in ein Mädchen verliebt ist, so klingelt er an der Thür des Hauses, in dem die Angebetete

wohnt, und bittet um Feuer, seine Cigarre anzuzünden. Dieser erste Schritt macht die Eltern blos aufmerksam. Aber wenn er sich zum zweiten Male unter dem Vorwande des Feuerforderns meldet, dann wissen sie, woran sie sind, und treffen ihre Maßregeln, um bei dem dritten entscheidenden Versuche den entsprechenden Bescheid, je nachdem ihre Erkundigungen lauten, geben zu können. Dieser dritte Versuch erfolgt gewöhnlich sehr bald nach dem zweiten. Ist der Freier nicht genehm, so wird ihm das Feuer ab- und die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Es ist das ein Korb in bester Form. Ist aber die Werbung willkommen, so wird ihm artig Feuer gereicht, er zündet seine Cigarre an und tritt dieses Mal ins Haus, wo ihn die Familie empfängt. Jetzt kommt es zur Erklärung. Der junge Mann macht der Form wegen den Eltern diejenige ihrer Töchter namhaft, auf welche seine Wünsche sich richten. Sobald dieser Punkt aufgeklärt ist, tritt ihm das Mädchen entgegen und sie reichen sich die Hände. Hat er dann seine Cigarre ausgeraucht, so wird ihm die nächste von seiner Braut gereicht, die ihm auch das Feuer dazu giebt. Es soll bis jetzt, bemerkt das „Kleine Journal", nicht ein Beispiel vorgekommen sein, daß eine Verlobung, welche mit der zweiten im Elternhause der Braut gerauchten Cigarre zu Stande gekommen, jemals von der einen oder anderen Seite gelöst worden wäre.

In Rußland ist das Rauchen, namentlich von Cigaretten, in der vornehmen Welt so eingebürgert, daß auch die Russinnen längst in ihren Boudoirs sich der Cigarette bedienen. Die Damen-Cigarette ist auch salonfähig geworden. An Feinden des Tabaks fehlt es auch in Rußland nicht. Ein ganz in-

grimmiger Feind des Tabakrauchens scheint z. B. der orthodoxe Bischof Juvenal von Kursk zu sein, denn er hat zufolge der dortigen Eparchialzeitung folgenden erheiternden Zirkularbefehl erlassen: „Aus persönlichen Gesprächen mit vielen Geistlichen unserer Eparchie, gleichwie aus schriftlichen uns zugesandten Klagen, habe ich mich zu meinem Leidwesen überzeugt, daß einige Geistliche und selbst deren Frauen die ekelhaft schlimme und für einen Diener des Altars Gottes durchaus unpassende Gewohnheit haben, Tabak zu rauchen. Diese Gewohnheit, an und für sich der Gesundheit und dem gesunden Verstande zuwider, dient überdies zu großem Ärgernis der Eingepfarrten. Im heiligen Evangelium aber hat, wie wir Alle wissen, der Herr Denen große Wehe verkündet, durch die Ärgernis kommet (Matth, 18, 6, 7). Deshalb halte ich es auch für meine Pflicht, die besondere Aufmerksamkeit der Pröpste hierauf zu richten und ihnen zu empfehlen, sie mögen in meinem Namen von allen ihnen unterstellten Geistlichen und Kirchendienern, die der sittlichen Krankheit des Tabakrauchens unterliegen, verlangen, daß sie, ihrer Seelenhirtenpflichten gedenkend, aus Furcht vor Gottes Strafgericht für dem Nächsten gegebenes Ärgernis sich zwingen, von dieser sündhaften Angewohnheit ablassen. Meinerseits bitte ich durch diese Zeilen um dasselbe alle Geistlichen und Kirchendiener unserer Eparchie, die diese verderbliche Angewohnheit haben. Freilich ist das Kraut keine Sünde, sondern die Leidenschaft ist Sünde, umsomehr, als sie den Beichtkindern einen Anlaß zu gerechter Verurteilung ihrer Hirten giebt (1. Cor. 8,12). Wenn sie sagen werden: es ist schwer, eine langjährige Gewohnheit aufzugeben — erwidere ich:

es ist aber möglich und es muß um Gottes und seiner Gebote willen geschehen, kraft der Seelenhirtenpflicht." — Es giebt im schismatisch-russischen Klerus ganz andere Sünden zu bessern, als das Rauchen. Man sollte lieber das furchtbare Saufen verbieten und die Popen streng bestrafen, die Schnapskneipen halten. Ebenso verwerflich ist das Betrügen und Bewuchern der Bauern durch die Dorfpopen. Der Tabak ist der Übel schlimmstes nicht; das sollte auch Herr Juvenal wissen.

Bis zum Jahre 1848 wurde auf den Straßen öffentlich so gut wie nicht geraucht. In Deutschland sahen die vormärzlichen Regierungen das Rauchen für eine Sünde an. Wer öffentlich rauchte, wurde meist mit 2 Thalern bestraft. Man witterte hinter dem Rauchen Umstürzler. Baumelten nicht in den typischen Rauchgesichtern der Studenten beim Wartburg- und Hambacher-Fest ellenlange Tabakspfeifen, geschmückt mit schwarz-rot-goldenen Troddeln, und waren diese Pfeifenraucher nicht die gefährlichsten Umstürzler und Revolutionäre gewesen, die ihre frevelhaften Schandthaten — in Gedanken wenigstens ein deutsches Kaiserreich zu errichten — mit vieljähriger Zuchthaus- und Festungsstrafe büßen mußten? Erst das tolle Jahr 1848 brachte die langersehnte Rauchfreiheit, die märzerrungene blaue Göttin, und diese verschaffte zugleich der fortschrittlich gearteten Cigarre und dem funkensprühenden Zündhölzchen jene herrschende Position über die ehrwürdige Pfeife und den soliden Fidibus, die sie bis zum heutigen Tage zu behaupten gewußt haben. Die revolutionäre Bedeutung der emporstrebenden Cigarre verkündete damals schon ein illustriertes Berliner Flugblatt, welches die Karrikatur eines

Mannes zeigte, der an der Zündschnur einer Bombe sich seinen Glimmstengel in Brand steckte, mit der Unterschrift:

Ein kühner Demokrate ohne Schrecken,
Thut sein Cigarr' an Bomben anstecken.

Die „Neue Preußische Kreuzzeitung" predigte im „tollen Jahre" noch folgendermaßen gegen die Raucher: „Habt Ihr nie daran gedacht, Ihr, die Ihr die Luft verpestet, daß Ihr Räuber und Schelme am Gute Eures Nächsten seid? Gesetzt, es gäbe in einer Stadt nur einen Brunnen und alle Welt müsse aus ihm schöpfen. Es fiele aber einem Schwarm thörichter oder boshafter Leute ein, in diesen Brunnen Salz zu werfen oder Pfeffer oder Rhabarber, weil sie für ihren Teil behaupten, das Wasser nur mit dieser Beithat genießen zu können, folglich müßten wir Andern nun auch auf das reine Element verzichten und fortan das gepfefferte oder gesalzene Wasser trinken. Mit der Luft ist es Dasselbe. Jeder Mensch hat sein vollkommen begründetes und unbestreitbares Anrecht auf die Luft; das ihm gebührende Teil Luft darf ihm auf keine Weise verkümmert werden. Was thun aber die Luftverpester? Sie nötigen Dem, der sich nicht vor ihnen zu retten weiß, die widerliche Atmosphäre auf, in der sie sich selbst befinden. Wenn Das so fort geht, so werden wir in unsern Gesellschaftssälen vollständig den Stall und die Kaserne repräsentiert finden. — Alles raucht! Eine ganze ungeheure Bevölkerung hat von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends unausgesetzt den Tabaksstengel im Munde. Kein Haus, keine Straße, kein Garten, kein Zimmer ist frei von dem eindringenden Rauch der Cigarre. Der Gelehrte,

der sich in der trockenen Stubenluft müde gearbeitet, stürzt ins Freie und will mit durstigen Zügen die Frühlingsluft einschlürfen. Was schlürft er ein? Das ekelhafte Miasma eines billigen Blattes, wie es der Schusterjunge oder der Schneiderlehrling, der eben seine Erstlinge in der Kunst des Schmauchens darbringt, in die Luft bläst. Die Sehnsucht und die junge Liebe gehen aufs Land. Die Sehnsucht sucht eine versteckte Laube auf, um hinter Jasmin und Flieder ihre Träume weiter zu spinnen, aber sie wird vertrieben durch eine Wolke Tabaks, die in die Laube eindringt; die Liebe will an dem Kelch der eben aufgeblühten Rose sich laben, aber eben hat eine Cigarre hier gedampft, und aus den Blättern der Rose bläst der jungen Liebe der ekelhafte Duft entgegen. — Die Cigarre ist das Scepter der Ungenirtheit. Mit der Cigarre im Munde sagt und wagt ein junges Individuum ganz andere Dinge, als es ohne Cigarre sagen und wagen würde. Die Subordination des Soldaten läßt sich mit der Cigarre im Munde dem Offizier gegenüber nicht behaupten, und jede feinere Subordination, deren Grade bekanntlich im Verkehr mit Menschen aller Rangstufen unzählig sind, wird mehr oder minder niedergetreten oder verabsäumt durch diese Schenkensitte. Erst seitdem die Cigarre allgemein eingeführt worden, sehen wir eine gewisse Gattung frecher und häßlicher Physiognomien um uns her entstehen, die früher nicht existierten. Seitdem die Cigarre sich einen bleibenden Wohnort bei uns gestiftet hat, haben sich die Familienverhältnisse gelockert, und der Respekt des schmauchenden Sohnes gegen den schmauchenden Vater ist nicht mehr derselbe, wie ehedem. Und nun denke man sich vollends eine schmauchende Tochter

einer schmauchenden Mutter gegenüber, die ihr Lehren der Erziehung und Weiblichkeit erteilt. Welch ein Unsinn, ja welch eine Verrücktheit ist's, wenn wir unsere Frauen dazu treiben, den — alle Schönheit und Grazie hinwegtreibenden — Dampfstengel in den Mund zu nehmen! Aber wir wollen es, der Zivilisation zur Ehre, glauben, daß nur einige Närrinnen sich dazu verstehen werden — und an Diesen ist nichts verloren."

Das war die Erneuerung der Standreden des seligen Jakob Balde!

Als im lombardisch-venetianischen Königreich 1847 die Unruhen ausbrachen, wurde verordnet, daß von Neujahr 1848 ab niemand mehr Cigarren rauchen dürfe, um dem Staat die großen Einkünfte vom Tabak zu entziehen. In Mailand schlug der Pöbel den deutschen Soldaten die Cigarre aus dem Gesicht. Hier waren die Revolutionäre — gegen den Tabak!

In Hamburg nahm durch die Aufhebung des Rauchverbots und hervorgerufen durch die dänische Blockade, die Cigarrenfabrikation einen außerordentlichen Aufschwung und trotzdem eine Menge Cigarrenarbeiter Beschäftigung fand, konnte den zahlreich einlaufenden Bestellungen kaum genügt werden. Die Armee in Schleswig-Holstein konsumierte die Cigarren massenweise in der Unthätigkeit des Lagerlebens, und für die Soldaten und Offiziere war es ein großes Glück, daß sie sich wenigstens durch den Cigarrendampf die Zeit vertreiben konnten, da bei der langweiligen Heerführung an Pulverdampf gar nicht zu denken war. Ein Verbot für das Hamburger Militär — Notabene nur für Unteroffiziere und Gemeine — hatte ebenfalls bestanden,

doch war es schon vor dem März 1848 wenig zur Anwendung gekommen. Beim Eintreten der Reaktion glaubte aber der ehrbare Rat nicht umhin zu können, das Rauchverbot, wahrscheinlich um erziehlich auf die Soldaten zur Übung der Sparsamkeit zu wirken, noch einmal wieder aufzufrischen; sagt doch Pastor Sommer in seinem „Bilder und Klänge aus Rudolstadt“:

Wär sei Geld will in der Luft 'romm fliege sieh',
Där muß Cigarre rooche, un Tauben offzieh.

Daß aber der Cigarre eine oppositionelle Tendenz innewohnt und sie den ersten Anstoß zur Herstellung des Deutschen Reiches gegeben hat, ist unbestreitbar. Einige Jahre nach dem Völkerfrühling machte sich beim alten Bundestage in Frankfurt a. M. ein gewisser Herr v. Bismarck recht mausig. Der österreichische Gesandte, Graf v. Thun, pflegte nämlich als Vertreter der Vormacht ganz solo in den Sitzungen zu rauchen. Da zog eines Tages Herr v. Bismarck ebenfalls eine Cigarre aus seinem Etui, zündete sie zum Schrecken der übrigen Bundestagsmitglieder sans façon an und rauchte mit dem Grafen Thun um die Wette. Nach kurzer Zeit wagten es auch die Gesandten der Kleinstaaten, sich einen Glimmstengel anzustecken, und so bildete dieses einheitliche Rauchvergnügen, resp. die Cigarre, bei den Diplomaten zugleich auch den ersten Anstoß zur Einigung des Deutschen Reiches.*)

Heute raucht alles in Deutschland mit den Schornsteinen um die Wette und es denkt bei uns niemand mehr daran, „Rauchverbote“ zu erlassen

*) Felix Brabant: „Von dem Tabakrauchen und den Bärten“ im Feuilleton des „Hamb. Fremdenbl.“

oder „Tabakspredigten" zu halten. Daß es den Offizieren und Mannschaften der Berliner Garnison verboten worden ist, in den Hauptstraßen Berlins und im Tiergarten zu rauchen, hat eine geheimnisvolle Bewandtnis, über welche die Kulturwelt noch nicht hinreichend aufgeklärt worden ist.

Glücklicherweise ist es bei uns beim Tabakrauchen geblieben. Im Orient ist eine ganz andere Sitte eingeführt, die allerdings energische Maßregeln zu ihrer Beseitigung verdiente — das Opiumrauchen!

Es ist in erster Linie in China zu Hause, aber auch viele andere Naturvölker haben es von den Chinesen übernommen.

Opium ist bekanntlich der eingetrocknete Milchsaft der unreifen Mohnkapseln von Papaver somniferum, welcher am meisten wirksame Bestandteile enthält, wenn er etwa 14 Tage vor dem Reifen den Köpfen entnommen wird. Beim Anritzen oder Anschneiden derselben dringt aus den wunden Stellen ein dicklicher, weißer, an der Luft bald braun werdender Saft hervor, der dann in geeigneter Weise gesammelt und nach seiner Verdickung zu flachen, braunen, betäubend riechenden Kuchen von 200 bis 800 g Gewicht geformt wird. Die Opiumkultur blüht in Egypten, der asiatischen Türkei, Persien und Indien. In Kleinasien betrug die Opiumernte im Jahre 1872 etwa 300 000 kg. Man hat auch bei uns, in Württemberg, Schlesien, am Rhein, in Österreich, ferner in den Vereinigten Staaten und in Australien Versuche mit der Opiumkultur gemacht. In der Hauptsache nur Arzeneimittel, dient Opium im Orient als Genußmittel. Es giebt dort Opiumesser, sogenannte Opiophagen, und Opiumraucher.

Allgemeine Abmagerung, Erschlaffung und gänzliche Zerrüttung des Körpers und Geistes sind die Folgen häufigen Opiumgenusses. Das Opiumrauchen hat aus China auch bei den Tibetanern, den Katschin oder Singfu, den Annamiten, den Javanen u. s. w. Eingang gefunden. Die Japanesen enthalten sich klugerweise dieses entnervenden Giftes. In China ist der Opiumgenuß eine rasende Leidenschaft geworden. Auch auf der Insel Formosa hat er neuerdings überhand genommen und die Hoffnung der Regierung, durch allmähliche Erhöhung der Preise für Opium das Laster des Opiumrauchens zu unterdrücken, hat sich nicht erfüllt. Rauchen doch in China sogar Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere, die Kommandeure voran, Opium, was wesentlich zur Degradation des chinesischen Heeres beigetragen hat. Opium ist eins der Hauptprodukte des englisch-indischen Handels und England suchte daher schon frühzeitig das Opium in China einzuführen. Verbot die chinesische Regierung den Handel, so wurde Schmuggelhandel getrieben und die Hafen- und Zollwächter drückten ein Auge zu. Die Einfuhr von Opium in China auf dem Wege des Schleichhandels hatte schon 1835/36 einen Wert von 25 Millionen Mark. Da beschloß Kaiser Tao-kuang dem Opiumhandel mit einem Male ein Ende zu machen. Er nahm alles in den englischen Schiffen und Magazinen liegende Opium weg und ließ es verbrennen. Über 20 000 Kisten gingen im Feuer auf. Nun erklärte England den Krieg und es kam zum sogenannten Opiumkrieg, bei dem England als Sieger sich Hongkong abtreten ließ. Auch die späteren Kaiser suchten vergeblich das Opiumgespenst zu bannen und es schleicht heute noch im Reiche der Mitte von Ort zu Ort.

Bei Tang=shan=hsiün beginnt der Anbau des Opiums, der in den letzten Jahren ungeheure Fortschritte gemacht hat und beinahe ein ebenso bedeutender Stapelartikel wie Weizen geworden ist. Die Drogue ersetzt das Geld fast vollständig; Maultiere oder Esel kosten so und so viele Unzen Opium, Kinderdiebe verlangen so und so viele Unzen Opium für die Rückgabe des gestohlenen Kindes und die Beamten wandeln die verhängten Geldstrafen oder Entschädigungen in Unzen Opium um. Es gilt an Ort und Stelle ca. 160 Buff die Unze, d. h. ca. 20 Cents eines mexikanischen Dollars (ca. 40—45 Pfg.). Die Bauern rauchen selbst wenig, aber fahren es nach Hsü=chau=fu, wo die Regierung das Monopol des Verkaufs hat und im letzten Jahre ungefähr 250,000 Taels (800 000 Mark) an Steuern an dem Artikel eingenommen haben soll, während der Gewinn der Detailisten auf 4 Millionen Taels (12 800 000 Mark) geschätzt wird.

Die Sitte des Opiumrauchens ist vom Orient auch in europäische Großstädte gedrungen. In London und Paris giebt es geheime Opiumsalons, wo beide Geschlechter im Opiumrausch schwelgen. Ich besuchte vor Jahren einmal ein türkisches Café in Berlin, in welchem alles orientalisch eingerichtet war und reizende Odalisken den Tschibuk reichten. In diesem Café befand sich auch ein besonderes Rauchkabinet für Opiumraucher, wo ich das erste und letzte Mal die Opiumpfeife zur Hand genommen habe, um den angeblichen Genuß kennen zu lernen. Auch nach Rußland ist das Opiumrauchen durch die Chinesen gekommen. Gegen dieses Laster werden dort indessen jetzt Maßregeln ergriffen, und zwar um so energischere, als diese verderbliche Gewohnheit auch

auf die russischen Arbeiter übergeht. Die örtlichen Behörden haben beschlossen, 1. eine strengere Besichtigung aller die Grenze passierenden Waren einzuführen; 2. das Opium, sowie auch die Rauchutensilien mit einem hohen Zoll zum Besten des Staates zu belegen und 3. das Opiumrauchen den Chinesen nur in den für Chinesen konzessionierten Rauchhäusern, welche in geringerer Anzahl an den äußeren Grenzen der Stadt geduldet werden, zu gestatten und diese Häuser unter strenge polizeiliche und ärztliche Kontrolle zu stellen. Der Verkauf des Opiums darf nur in den Rauchhäusern geschehen. Die russische Bevölkerung soll durch Flugblätter über die Schädlichkeit des Opiumrauchens aufgeklärt werden. Das heimliche Opiumrauchen unter den Chinesen ist den Russen strengstens verboten und zieht die sofortige Schließung des Rauchhauses und eine Kriminalstrafe nach sich, und dies zwar umsomehr, da diese Spelunken schon als Spielhöllen bekannt sind.

Um sich einen richtigen Begriff vom Opiumrauchen zu machen, ist es notwendig, sich nach China, z. B. in eine Opiumkneipe in Schanghai zu versetzen.

In der Dämmerstunde füllt sich die Opiumkneipe. Das ist eine günstige Zeit, um ins Traumland zu reisen. Später beim Aufwachen ist es Nacht. Wenn der Opiumrausch verflogen ist, schützt wenigstens noch das Dunkel vor der Wirklichkeit. Am nächsten Morgen wird sich's zeigen, daß der alte Jammer unverändert weiter besteht und daß es nichts nützt, ihm entfliehen zu wollen. Einstweilen aber ist es durchaus nicht nötig, daran zu glauben, und auch die Reue hat Zeit, bis das Tageslicht zur Erkenntnis zwingt.

Ein schmaler Eingang führt, so erzählt ein Plauderer im „Ostas. Ll.“, von der Straße ins Haus. Wenn man nicht besonders aufmerksam gemacht wird, geht man daran vorüber, und selbst diejenigen, die schon dort waren, haben Mühe, den Ort wiederzufinden. Man kommt in einen großen Vorhof. Er ist wie der Vorhof eines Tempels, und der Eindruck wird noch durch die vielen Lichter verstärkt, die aus dem Innern herausschimmern. Im Hofe sind zu beiden Seiten des Weges Verkaufsstände aufgeschlagen. Opiumpfeifen werden da feilgeboten, schöne neue Pfeifen aus Schwarzholz mit zinnernem Kopf und auch aus Elfenbein mit eingebrannten Bildern. Ferner werden Kleider und Schmucksachen verkauft, und ein Kolportagebuchhändler legt seine Broschüren aus. Die Kneipe nimmt hinten das ganze Haus ein. Im Hofe ist es noch frisch unter dem freien Abendhimmel, an dem die ersten Sterne glitzern. Drinnen herrscht eine schwere, dumpfe Luft, obgleich alle Fenster und Thüren geöffnet sind. Ein dünner Rauch erfüllt den Raum, und die Gasflammen, die überall angezündet sind, strömen Hitze aus. Die Decke ist hoch, die Wände sind geschwärzt, und überall liegt der Schmutz, der mit dem chinesischen Leben unzertrennlich verbunden ist. Darum sieht das Haus, das vielleicht erst wenige Jahre steht, sehr alt aus. Der Eindruck ist nicht viel anders, als wenn man bei uns in eine bejahrte, gern besuchte Kneipe kommt. Das Lokal ist dicht gefüllt, und in die Qualmatmosphäre steigt der Lärm von vielen lauten Gesprächen auf. Man kommt sich ganz wie im Wirtshaus vor, und wenn man nicht wüßte, daß alle diese Leute Opium rauchen, könnte man auch

glauben, sie seien hierhergekommen, um Bier zu trinken.

Gleich am Eingang zur Linken ist ein Ladentisch. Das soll wohl eine Art Bar bedeuten. In einem Ständer hängen einige Flaschen Brauselimonade. Hinter dem Ladentisch stehen auf der Erde mächtige thönerne Amphoren. Das ist sozusagen der Opiumkeller. Die Amphoren sind mit Wasser gefüllt und in dem Wasser wird das Opium aufbewahrt. An die Raucher wird es in ganz kleinen Maaßen verkauft, die aus Horn gefertigt sind und die Form von Fäßchen haben, ungefähr von der Höhe des Daumens. Eine Anzahl Fäßchen sind abgefüllt und in einem Schränkchen zu Reihen geordnet; sie sind voll bis zum Rande und ehe der Deckel darauf kommt, wird die glänzende braune Masse glattgestrichen. Solch ein Fäßchen kostet 40 Cents. Das ist so viel und auch mehr als mancher chinesische Tagesverdienst. Im Preise des Opiums ist die Miete eines Platzes zum Rauchen und zum Schlafen inbegriffen. Thee wird natürlich auch serviert, das versteht sich überall von selbst. Thee ist die Gratiszugabe zu allem, und man könnte glauben, daß er in China überhaupt nichts koste.

Im Erdgeschoß hält sich das gewöhnliche Volk auf. Das bessere Publikum raucht im ersten Stock. Nach oben führt eine Treppe, die reich mit Messingornamenten verziert ist. In jede Stufe ist ein Messingfisch eingelassen. Das würde hübsch aussehen, wenn es nicht gar so schmutzig wäre. Oben ist wieder ein kleiner Ladentisch mit den zierlichen Hornfäßchen und mit einer großen Schüssel, in der die Pfeifen gereinigt werden. Von dieser Schüssel geht ein Geruch aus, der sich noch eine besondere

Geltung zu schaffen weiß unter allen den sonstigen Düften, die in der Luft schweben, und die keinen Parfüms gleichen. Der erste Stock ist in zahlreiche, kleine Gemächer geschieden, die rund um die Treppe verteilt sind. Alle Thüren stehen offen und man geht im Kreise herum von einem Gemach in das andere. An der Wand sind niedere Gestelle, immer drei oder vier nebeneinander, jedes kaum so hoch wie ein Stuhl und etwa so breit wie ein Tisch. Sie bilden kleine Nischen, sind aus Schwarzholz und haben geschnitzte Füße und geschnitzte Seitenrahmen. Hinten an der Wand erhebt sich eine Art Lehne mit einem Mittelstück aus bunten Steinen oder Mosaikbildern. In manchen Zimmern ist das Mittelstück einfach ein Spiegel. Die Chinesen lieben die Spiegel und betrachten sie als Haupterfordernis für eine luxuriöse Ausstattung. Diese Schwarzholzgestelle sind die Ruhebetten für die Opiumraucher. Dort liegen sie mit an den Leib gezogenen Beinen, denn es ist nicht Platz genug da, um die Füße ganz auszustrecken. Zumeist sind zwei beisammen; der eine liegt auf der linken Seite, der andere auf der rechten, der eine raucht und der andere unterhält den Raucher. Man geht eben nicht wegen des Opiums allein her, daß man ja schließlich auch zu Hause haben könnte, sondern wegen der Gesellschaft. Auch wir setzen uns ja nicht einsam im Zimmer zum Schoppen nieder, und das Bier hat den rechten Wohlgeschmack erst, wenn das Trinken von erbaulichen Gesprächen begleitet wird. Die Chinesen können nicht leben, wenn sie nicht schwatzen können. Die Unterhaltungen werden immer mit lautester Stimme geführt, und manchmal schreien sie so auf der Straße, daß man glaubt, ein wilder Streit sei

im Gange. Dabei schreiten sie aber brüderlich einher, die Arme zärtlich um die Schultern geschlungen, wie das so ihre Gewohnheit ist. Auch dem Opium muß das Gespräch seine Würze verleihen. Es giebt Opiumstammtische, wo vier oder fünf auf einer Estrade bei einander hocken und wahrscheinlich über die Weltereignisse verhandeln. Wenn der Raucher keinen Freund mit sich hat, so läßt er sich ein Mädchen rufen; sie soll ihm mit ihrem Geplauder die Zeit vertreiben, bis er einschläft. Im Erdgeschoß halten sich ein paar kleine Mädchen bereit; sie haben Gesichter wie die Hündchen und tragen die üblichen männlichen Anzüge, schwarze Kittel ohne Tailleneinschnitt und breite schwarze Hosen. Denn die Chinesinnen sind bestrebt, ihre Körperformen so wenig als möglich hervortreten zu lassen.

Auf allen Lagerstätten brennen die Spirituslämpchen, an denen das Opium zum Rauchen fertiggestellt wird. Die Vorbereitungen sind lang; aber das bildet wohl einen Reiz mehr, sich durch kunstgerechte Handhabungen allmählich den Genuß zugänglich zu machen. Mit einer langen Nadel wird in das Opiumfäßchen getaucht, dieselbe dann in die Flamme gehalten; das Opium an der Spitze zischt auf, bildet Blasen und wird dann eine weiche, zähe Masse, ähnlich dem Siegellack. Der Raucher knetet es mit den Fingern um die Nadelspitze herum, taucht die Nadel dann wieder in das Fäßchen, hält sie wieder ins Feuer, knetet wieder und thut das alles so oft, bis sich eine kleine Opiumpille gebildet hat. Dann nimmt er die Pfeife zur Hand. Die Pfeife gleicht an Größe und Form einer Klarinette; sie hat oben einfach ein Loch, besitzt kein Mundstück, und der Pfeifenkopf, der demjenigen der türkischen

Pfeifen ähnelt, ist nicht am unteren Ende angesetzt, sondern an der Seite. Die Pille wird in den Pfeifenkopf gesteckt und mit den Fingern festgedrückt; dann wird sie mit der Nadel durchstochen, damit sie Luft bekomme; und jetzt endlich führt der Raucher die Pfeife an den Mund, hält die Pille an die Spiritusflamme, thut die ersten Züge und bläst einen dünnen, bläulichen Rauch vor sich hin. Alle Vorarbeiten werden im Liegen ausgeführt, dann wird ein brauner Lederkloß unter den Kopf geschoben, und nun können Schlaf und Träume kommen.

Kommen die Träume wirklich? Oder handelt es sich bei alledem nur um Schlafen und Vergessen? So viele Leute man darüber fragt, so viele verschiedene Ansichten kann man hören. Von den Chinesen selbst ist keine Auskunft zu bekommen. Mit jedem Laster ist eine gewisse Scham verbunden, die es verbietet, anderen Mitteilung zu machen über die Reize, die in dem Laster zu finden sind. Manche schlafen überhaupt nicht ein; sie rauchen fünf, sechs Pfeifen, stehen dann auf und gehen nach Hause. Je länger einer schon raucht, um so mehr Pfeifen braucht er zur Herbeiführung der Betäubung. In den Opiumkneipen sieht man nur sehr wenig Schlummernde. Die Meisten liegen oder kauern auf den Gestellen, trinken Thee und plaudern. Einige Schläfer sehen aus wie die Leichen. Das Gesicht ist fahl, die Wangen sind eingefallen, der Mund ist halb offen, unter der Oberlippe kommen die Zähne hervor. Andere schlummern behaglich und haben einen Schimmer von Wollust auf dem Antlitz. Für die Einen ist also wohl der Rausch mit Wollust verbunden, die Anderen finden vielleicht einen Genuß einfach darin, daß sie zu leben auf-

hören, daß sie ein wenig tot sein können, und es ist nicht unmöglich, daß in dieser Weise der Tod wirklich ein Genuß ist, wenn man eben nur die Sicherheit hat, hinterher wieder zu erwachen. Durchaus nicht alle Chinesen rauchen Opium, diejenigen, welche nicht rauchen, sehen auf die Raucher mit einem Gefühl der Verachtung herab, das der Empfindung nahe kommt, die man bei uns für Gewohnheitstrunkenbolde hat. Europäer entschließen sich selten, einen Versuch zu machen. Sie setzen voraus, daß kein Genuß dabei zu finden ist; ist aber wirklich einer dabei, so ist es besser, daß man davon nichts wisse. Unter den Europäern, welche gekostet haben, giebt es einige, die versichern, sie hätten nicht das Mindeste gefühlt; andere sagen, sie hätten einen schrecklichen Katzenjammer gehabt; andere, ganz wenige, erklären, es sei paradiesisch gewesen. Der Katzenjammer scheint der Wahrheit näher zu kommen, als das Paradies.



Siebentes Kapitel.

Rauchutensilien. Tabakspfeifen und Cigarrenspitzen. Feuerzeuge und Zündhölzer.

Von allen Befriedigungsmitteln der Rauchlust ist die Cigarette angeblich das älteste. Die zusammengerollten Blätter der Wilden gingen der Tabakspfeife voran, die zuerst bei den gebildeteren Indianerstämmen auftauchte. Ein Inhaber einer Nutzholzhandlung erhielt jüngst eine Ladung von Nußbaumblöcken aus Südbrasilien und beim Zerschneiden eines Blockes fand sich mitten in demselben eingewachsen eine altindianische Tabakspfeife aus Tujaholz vor. Nach der Begutachtung durch Sachverständige muß sich diese Pfeife länger als 300 Jahre in dem Stamme befunden haben, dessen Alter auf mindestens 500 Jahre geschätzt wird. In Canada fanden die Weltreisenden die ersten großen Pfeifen mit langen Rohren, und in Virginien die ersten kleinen thönernen, sogenannten holländischen Pfeifen. Sie wurden von den Holländern zuerst in Gouda

fabrikmäßig hergestellt und bald betrieb man die Fabrikation auch in Deutschland, ohne indessen den Ruf der holländischen Pipen verdunkeln zu können. So wurde die holländische Thonpfeife zu einem bedeutenden Handelsartikel, der außer in Gouda auch in Rotterdam, Vliessingen, Leyden und Amsterdam viele Fabriken beschäftigte. Seltsamer Weise bezogen aber die holländischen Fabriken ihr Material aus Deutschland. Es war dies ein feiner Thon, der in großen Lagern, etwa zwölf Ellen tief, in der Gegend von Köln am Rhein gefunden wurde. Man bezahlte für die Tonne Pfeifenthon im Gewicht von 450 Pfund fünf Gülden. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts gab es in Gouda 280 Meister, von denen jeder 60 bis 70 Gesellen mit der Verfertigung von Thonpfeifen beschäftigte. Die noch jetzt gebräuchlichen Tabakspfeifen mit Mundstück, Rohr, Abguß oder Stiefel und Kopf erfand Dr. Johann Jakob Franz Vicarius, ein österreichischer Arzt, im Jahre 1689. Die „Wasserpfeifen", in welchen der Rauch des brennenden Tabaks, ehe er in das Pfeifenrohr gelangt, durch eine Schicht Wasser geht und dort gewaschen nnd abgekühlt wird, sind von den Persern zu uns gekommen. Die Verwendung des Meerschaums zu Pfeifenköpfen ist sehr alt und stammt aus der Levante. Später wurden dieselben in Deutschland, namentlich in Lemgo und Nürnberg, im Großen gefertigt und oft kunstreich geschnitten. Dann wendete sich deren Fabrikation nach Wien. Die Abgänge beim Schneiden warf man anfänglich weg, bis im Jahre 1770 Christoph Dreiß in Ruhla auf die Idee kam, diese Abfälle wieder auf neue Pfeifenköpfe zu verarbeiten, welche unter dem Namen der unechten Meerschaumköpfe und Cigarrenspitzen

bekannt wurden. Auch die Meerschaumpfeife hat jetzt ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Der Meerschaum ist bekanntlich nichts weniger als ein Schaum des Meeres, sondern ein erdiges Mineral aus der Familie der Specksteine, eine Verbindung von Magnesia, Kieselerde und Wasser, die vermöge ihres geringen spezifischen Gewichts auf dem Wasser schwimmt. Woher aber kommt der Name Meerschaum? Wenn man dem Pariser Professor Guy Tomel Glauben schenken darf, so verhält es sich damit folgendermaßen: Die ersten Meerschaumpfeifen kamen Ende des vorigen Jahrhunderts aus Ungarn und wurden auf den Messen von Leipzig und Frankfurt a. M. verkauft; die Wiener machten daraus eine Spezialität und forderten um so höhere Preise, als sie allein das richtige Material sich zu verschaffen verstanden. Man glaubte damals vielfach nicht, daß das Material ein wirkliches Naturprodukt sei, sondern man hielt es für das Produkt einer künstlichen Mischung, die ein gewisser Händler Namens Kummer erfand. Die Mischung gelangte nach Frankreich, wo sie unter dem Namen „le Cummer“ bekannt wurde; bald vergaß man die Herkunft des Namens; man verstand jetzt „l'écume mer“ und schob der Richtigkeit wegen ein de ein, so daß man den veritablen „écume de mer“ bekam, der natürlich als „Meerschaum“ nach Deutschland zurückwanderte. Von der Kummerschen Mischung ging der Name dann auch auf das echte Material über, das nicht gemischt, sondern natürlich gewachsen ist. Diese Erklärung der Herkunft des Namens Meerschaum mag der genannte Gelehrte verantworten. Im Übrigen haben alle Versuche, das Meerschaum-Material künstlich herzustellen, keinen dauernden



Erfolg gehabt. Um den echten vom unechten Meerschaum zu unterscheiden, dafür giebt es, wie Kenner versichern, ein untrügliches Mittel: den echten kann man, wenn er erwärmt ist, mit einer Nadel durchstechen; zieht man die Nadel wieder heraus, so schließt sich das Loch sofort wieder. Das echte Material kommt bekanntlich aus dem Orient, und zwar besonders aus Kleinasien, dann aus Livadien und Euböa. Auch in der Krim, in Spanien und Mähren ist echtes Material schon gefunden worden, doch nicht so viel, um dem orientalischen Meerschaum Konkurrenz machen zu können. Merkwürdig ist, daß der Orient, wo der Meerschaum produziert wird und wo man so unendlich viel raucht, ihn nicht für Pfeifen verwendet; man macht allerlei Kleinigkeiten daraus, aber keine Tabakspfeifen. Der Grund liegt wohl darin, daß die Orientalen beim Tabaksgenuß die langen Röhren vorziehen, die den Rauch kühlen und mildern, was die Meerschaumpfeife nicht leisten kann. In neuerer Zeit ist Paris ein Hauptplatz für die Meerschaum-Verarbeitung geworden. Früher war Frankreich in diesem Punkte von Wien und anderen deutschen Plätzen abhängig; im Jahre 1847 aber gelang es dem Franzosen Cardon, direkte Verbindungen mit dem Orient für den Bezug des Rohmaterials anzuknüpfen. Das legte den Grund zu der Pariser Meerschaum-Industrie, deren Umsatz sich heute auf Millionen beziffert. Zur Feier des Jubiläums der Meerschaumpfeife wollen jetzt die Franzosen ihrem Landsmann Cardon ein Denkmal setzen. Heute ist freilich die Blütezeit der Meerschaumpfeife auch schon vorüber.

Wer vor etwa fünfzig Jahren in den Nachmittagsstunden ein Wiener Kaffeehaus betrat, der

konnte sicher sein, daselbst eine Anzahl Besucher anzutreffen, welche aus weißthönernen, sogenannten Kölner Pfeifen, die in einem armlangen, mit einer Federkiel-Mundspitze versehenen Rohre staken, gemütlich Tabak rauchten. Mit diesem glimmenden Zeitvertreib versehen, der durch neue Füllung mit dem edlen Kraut beliebig verlängert werden konnte, unterhielt man sich, las Zeitungen und spielte sogar Karten und Billard. Das war aber nur die bescheidenste Art des damaligen Rauchvergnügens. Denn gleichzeitig wurde auch der Kultus der „Meerschaumpfeife" betrieben, der namentlich in den Vorstädten sehr verbreitet war. Die Meerschaum-Industrie hatte damals blühende Zeiten und die Wiener Artikel in diesem Fache genossen einen weiten Ruf. Jeder Raucher bürgerlicher Sorte war stolz darauf, eine oder mehrere schöne, silberbeschlagene Meerschaumpfeifen zu besitzen, und verwendete allen Fleiß darauf, sie schön „anzurauchen". Man fand noch keine Belästigung darin, Pfeife und Tabaksbeutel mit sich zu führen. Entschädigte doch das Vergnügen, aus der schmucken Pfeife im Kreise seiner Bekannten nach Herzenslust zu rauchen, hinreichend für die geringe Mühe des Mitnehmens der nötigen Rauchrequisiten. Neben der Meerschaumpfeife gab es aber noch eine ganze Menge anderer Sorten von Tabakspfeifen aus Thon, Holz und Porzellan in allen Gestalten und Größen. Studenten und Professoren, Beamte und Handwerker, Künstler und Kaufleute — jeder Stand hatte seinen besonderen Geschmack, sein eigenes System. Die Pfeife herrschte unbestritten im Reiche des Rauchsports; sie war die Regel, alles andere nur Ausnahme. In einer alten Gesellschaft, der „Fraternität der Notare und Literaten

vom Jahre 1624 in Leipzig", rauchte man in der guten alten Zeit aus ellenlangen Thonpfeifen, ein Brauch, der sich in der Gesellschaft bis heute erhalten hat. Und doch, wie bald sollte diese unvergänglich scheinende Herrschaft ein Ende nehmen! Schon das Jahr 1848 versetzte diesem harmlosen Rauchvergnügen, das nur in einer von politischer Ruhe und Indifferenz triefenden Zeit gedeihen konnte, den ersten entscheidenden Stoß. Es kam die Zeit der unruhigen, politischen Bewegung. Nationalgarde und akademische Legion gaben der Bevölkerung eine neue Signatur. Doch war ihr Erscheinen nur von kurzer Dauer; es rückte Militärmacht ein und brachte den Belagerungszustand. Mit dem gemütlichen Rauchen war's vorbei. Die Thonpfeifen in den Kaffeehäusern lehnten unberührt in den Winkeln, und die glänzenden Meerschaumpfeifen zogen sich ins Privatleben zurück. Eher, als man es ahnen konnte, trat die Cigarre an die Spitze der Rauchbewegung. Die neue Herrschaft wurde begünstigt durch die Einführung ausländischer Tabaksprodukte. Der „Schwarze Drei-König", sonst die beliebteste Tabaksorte, wich der kräftigen Virginier-Cigarre. Selbst der Kutscher auf dem Bocke gab die Pfeife auf und rauchte dafür seine Cigarre. Mit der Einführung der Eisenbahnen und Telegraphen schien das Leben selbst ein beschleunigteres Tempo angenommen zu haben. Dies erstreckte sich auch auf die Methode des Rauchens. Die Pfeife wurde für veraltet erklärt. Ihr Gebrauch schien langsam, schwerfällig, unbequem — eine alte Postkutsche. Um wieviel vorteilhafter ließ sich die Cigarre handhaben! Leicht angezündet und schnell verraucht, schien sie passender für die neue Zeit.

Man hatte nichts zu putzen, nichts zu reinigen, nur den Stummel am Ende des Vergnügens wegzuwerfen. Statt des Ballastes, mit dem der Raucher von ehemals beschwert war, trägt er derzeit nur die leichte Cigarrentasche bei sich. Aber auch die Herrschaft der Cigarre ist bereits in Schatten gestellt durch ein noch kurzlebigeres Wesen — die Cigarette. Sie scheint noch mehr als ihre solidere Schwester dem Zeitgeiste zu entsprechen und hat den Vorzug, auch bei dem schönen Geschlechte beliebt zu sein. — Selbstverständlich war die eben geschilderte Wandlung von entscheidendem Einfluß auf die Industrie der Rauchrequisiten. Immer kleiner mußten die Formen werden, von der mächtigen kunstvoll geschnitzten Pfeife bis zum dünnsten Röhrchen.

Die feineren Sorten Meerschaum beziehen Frankreich und Nordamerika (im Durchschnittswerte von 35, resp. 20 Frcs. per kg), die mittleren (im Durchschnittswerte von 10 Frcs per kg) gelangen in Wien und Budapest zur Verarbeitung. Die billigsten (im Durchschnittswerte von 5 Frcs per kg) gehen nach Deutschland für die Pfeifenfabrikation in Ruhla. Die Meerschaumindustrie ist in Deutschland seit einigen Jahren im Rückgange begriffen. Während beispielsweise im Jahre 1891 noch 43800 kg Rohmeerschaum zur Verarbeitung eingeführt wurden, hat 1893 die Einfuhr nur noch 30500 kg, 1894 23900 kg, 1895 15600 kg und 1896 14900 kg betragen. Früher waren Orte wie Ruhla, Lemgo, Nürnberg, Essen, Hauptplätze der Meerschaumverarbeitung, von denen selbst Frankreich abhängig war. Jetzt ist in diesen Orten die Herstellung von Meerschaumwaren nur noch von geringer Bedeutung, während Wien und Paris einen um so größeren

Umfang haben. Auch die Einfuhr von Meerschaumwaren nach Deutschland weist infolgedessen eine Steigerung auf.

In früherer Zeit konnte man in der Regel sofort schon den Stand und Beruf der Raucher an ihren Tabakspfeifen erkennen. Die Pfeifen der Soldaten waren mit den Porträts ihrer Fürsten, die der Jäger mit Jagdstücken, die der Gelehrten mit mythologischen Bildern geschmückt u. s. w. Gerade in der Türkei, wo man das Rauchen sogar mit dem Tode geahndet hatte, wurde die Pfeife mit der Zeit zum unentbehrlichsten Gerät für jeden Muselmann. Die Vornehmen hielten sich eigene Diener für ihre Tschibuks; der Pfeifenstopfer des Sultans, der Tschibutschi, nimmt noch in unseren Tagen den höchsten Rang unter den Hofbedienten des Beherrschers der Gläubiger ein. Ja, gerade in der Türkei erlangte der Tabak die symbolische Bedeutung wieder, welche er schon vor Jahrhunderten bei den Indianern angenommen hatte und noch heute besitzt. Die Häuptlinge der Rothäute rauchen mit ihren Freunden die Friedenspfeife und besiegeln damit ein Freundschaftsbündnis, welches sie niemals brechen werden. Ebenso reicht der Türke dem Gaste zugleich mit der Schale Kaffee den Tschibuk; und der aromatische Duft des gemeinsam gerauchten Tabaks ist die nämliche unverletzliche Bürgschaft des gastfreundschaftlichen Schutzes, wie Salz und Brod bei den Arabern.

Auch bei uns in Deutschland ist die Pfeife, wir können es zum Troste sagen, noch nicht zum alten Eisen geworfen worden und ein guter, rauchender Patriot hat in deutschen Landen naturgemäß eine Vorliebe für die sogenannte „Bismarckpfeife“, wie sie der Altreichskanzler in Berlin so gut wie

in Friedrichsruh rauchte. Und die akademische Jugend zählt die lange Pfeife ebenfalls noch zur kompletten Ausrüstung eines flotten Burschen und erhält sich damit ein gutes Stück alter Studentenpoesie.

Eine leidenschaftliche Pfeifenraucherin lebte vor kurzer Zeit in Paris. Sie hieß Bide und war auf das Rauchen so erpicht, daß sie sich nicht enthalten konnte, Tabakspfeifen aus Pariser Läden zu entwenden. In ihrer Wohnung wurden nicht weniger als 2600 Stück vorgefunden, alle mit Meerschaumköpfen, und 39 davon waren stark angeraucht.

Daß mit der Herstellung von Tabakspfeifen noch in den sechziger Jahren jemand sein Glück machen konnte, davon legt das Schicksal des sogen. „Pfeifen-Millionärs" Zeugnis ab. Im Jahre 1867 wanderte der ganz unbemittelte Drechsler-Geselle Heinrich Tibbe aus Deutschland nach der neuen Welt aus. Geraume Zeit war ihm das Glück dort wenig hold, bis er nach elfjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten herausklügelte, daß die Maiskolben manche Eigenschaften wie der Meerschaum zeigten, weshalb er sich daran machte, aus den Kolben Pfeifen herzustellen, die er dann durch Patent sich schützen ließ. Diese Pfeifen, Missourier Meerschaum-Cornob-Pfeifen genannt, fanden solchen Beifall, daß er bald zur fabrikmäßigen Herstellung derselben übergehen konnte; letztere aber nahm alsbald eine derartige Ausdehnung an, daß seine Fabrik jetzt täglich 25 000 Pfeifen anfertigt, die nach aller Herren Länder versandt werden, wozu ihre Billigkeit am meisten beiträgt. Tibbe, welcher seinem glücklichen Gedanken nicht nur den Namen „Cornob-König", sondern auch ein nach Millionen Dollars

zählendes Vermögen verdankte, starb am 25. Oktober 1897 in Washington.

Eine noch bedeutendere Kunst wird bei der Fabrikation der Cigarrenspitzen und Cigarettenspitzen entwickelt. Auf den Meerschaumspitzen werden ganze Ereignisse der Weltgeschichte in den mannigfaltigsten Figuren dargestellt. Aber auch auf den Holzspitzen feiert die Holzbildhauerei wahre Triumphe. Zur Pfeifenindustrie gehört neben dem Porzellan, Steingut, Meerschaum oder Thon der Pfeifenköpfe und dem Mundstück aus Elfenbein, Horn oder Bernstein vor allem aber das Holz, aus welchem meist das Rohr angefertigt wird, das aber auch zu Pfeifenköpfen Verwendung findet. Die sogen. Ulmer Köpfe werden aus Maserholz angefertigt. Die irdenen oder thönernen Tabakspfeifen werden in besonderen Fabriken aus einem feuerfesten, weißen, eisenfreien, seltener farbigen Thon (Pfeifenthon) gefertigt. Die in Ungarn, Serbien und den Ländern der unteren Donau gebräuchlichen Thonpfeifen werden aus roten, gelben und schwarzen Pfeifenerden in eigentümlichen Formen mit niedrigem breitem Kopf hergestellt.

Der türkische Tschibuk besteht aus einem deckellosen Thonkopf (Lule), aus dem Rohr, dem Mundstück (Imame) und dem Verbindungsrohr zwischen dem letzteren und der Pfeife. Als beste Sorte der kleinen, breiten und rötlichen Pfeifenköpfe gelten die in einigen Fabriken von Top-Hane verfertigten. Das Rohr besteht aus Jasminholz, das Mundstück aus Bernstein. Der Tschibuktschi folgt seinem Herrn überall hin mit den Rauchutensilien und hat sich dadurch die Rolle eines Vertrauten errungen.*)

*) Bamberg: „Sittenbilder aus dem Morgenlande". Berlin, 1876.

Neben dem Tschibuk ist das Nargileh, die Wasserpfeife, der beliebteste Rauchapparat der Morgenländer, auf das wir schon zu sprechen kamen. Die einfachste Art Nargileh ist die Huka der Egypter, welche aus zwei in eine Kokosnuß geleiteten Rohrstücken besteht, von denen das eine am Ende den Thonkopf trägt. Kostbar sind die sogen. Kallians der Perser und Inder, mit reich verziertem Gefäß aus Bronze, Messing, emailliertem Kupfer oder Silber. Die Wasserpfeife in Mittelasien, Tschimin, ist plumper als der persische Kallian und besteht aus einem länglichen Kürbis oder einer Holzflasche mit kurzem Rohr. Die Türken ziehen flaschenförmige, gläserne Gefäße vor, nach welchen der türkische Nargileh bei den Arabern schlechthin Schischeh, d. h. Flasche, genannt wird.

Zum Pfeifenrohr dient Jasminholz, Pfefferrohr, Kirschbaum, vor allem aber Weichselholz, das insbesondere in der Cigarrenspitzen-Industrie eine hervorragende Rolle spielt. Die Weichsel ist für sie ein unentbehrlicher Baum. Gebaut und gezüchtet wird sie, wie seit Jahrhunderten, noch immer in Baden bei Wien und neuerdings mit Glück auch in Ungarn. Alle weiteren Versuche aber, sie zu verpflanzen, sind fehlgeschlagen. Während der deutsche Raucher nur mit den Spitzen und Rohren aus gezüchteten Stämmen bekannt ist, liebt der Amerikaner mit seinem Sinn für die groteskeren und abenteuerlicheren Formen mehr die noch mit der grauen, rissigen, natürlichen Rinde versehene wilde Weichsel. Das Groß davon, das Stück größer als ein Eßlöffel, liefert der Ruhler Fabrikant schon zu dem merkwürdigen Preise von Mark 1,80. Nächst der Weichsel an Beliebtheit, zumal für Shagpfeifen,

wenn auch „erst" seit etwa fünfzig Jahren, steht das Bruyère, die Haidekrautwurzel, mit seiner schönen roten Thonfarbe aus allen Schaufenstern bekannt. Es hat den Vorzug, wie er einem guten Pfeifenkopfe eigen sein muß, hart, das heißt widerstandsfähig gegen den Brand, und doch dabei genügend porös zu sein. Früher aus den Pyrenäen bezogen, kommt es jetzt meistens aus Livorno, und die anderen Hölzer, als da noch sind die elastische Erlenmaser, das schöne, aber leicht reißende Ebenholz, der festfasrige, aber wenig poröse Buchsbaum, die sehr dauerhafte Olive und so weiter, haben jetzt den schärfsten Rivalen an ihm. Ihr reichstes Absatzgebiet in Pfeifen haben deutsche Fabrikanten, insbesondere die Ruhler, in England — seiner teueren Cigarren wegen das Pfeifenland comme il faut. Holland und England sowie alle Länder, in denen noch die Regiecigarre herrscht, schließen sich als solche Gebiete würdig an. Wie der Schweizer gern aus seiner Appenzeller raucht, der Brasilianer wegen seines schweren, schwarzen Tabaks aus ganz kleinen Köpfen, der Sohn des farbenfrohen Ostens aus grell gemaltem Rot, so liebt der lebensheitere Rheinländer die schön geschnitzten Köpfe aus Buchsbaum und Ahorn. Von allen deutschen Stammesbrüdern aber legt keiner einen größeren Wert auf eine schöne Pfeife als der wackere Westfale, deshalb bezahlt er auch die besten Preise.*)

Aber Pfeife und Tabak, Cigarrenspitze und Cigarren thun es nicht allein, man muß auch — Feuer haben. Heute verschafft man sich's leicht.

*) Vergl. Heinrich Lee: „Pfeifenkünstler" im „Berliner Tageblatt" 1898.

An wen aber früher einer mit der Bitte: „Dürfte ich Sie vielleicht um etwas Feuer bitten?“ herantrat, der hatte schon eine umständliche Prozedur zu erledigen. Wir können von den Rauchutensilien nicht Abschied nehmen, ohne der **Feuerzeuge** zu gedenken.*)

Man unterscheidet je nach der Art der zur Anwendung kommenden physikalischen Mittel mechanische, chemische und elektrische Feuerzeuge.

Zu den Feuerzeugen, welche die Entzündungstemperatur durch Reibung erreichen, gehört die älteste aller Vorrichtungen, das Reibholzfeuerzeug, welches bei den religiösen Handlungen des indogermanischen Urvolkes als „Doppelholz“ eine große Rolle spielte und dessen sich einige unzivilisierte Völkerschaften unter den Wilden, wie bei den Indiern die Brahmanen, noch heute bedienen. Ein am unteren Ende zugespitzter Holzstab wird senkrecht auf ein anderes Holzstück in eine leichte Anbohrung desselben gesteckt und schnell zwischen den Handflächen oder mittelst einer mehrmals umgeschlungenen Schnur quirlartig hin und her gedreht, bis die sich abreibenden Holzspänchen, beigestreute Baumwollfasern oder Baummarkstückchen Feuer fangen. So erzielte auch Robinson Crusoë, dieser Repräsentant der werdenden Kultur-Menschheit, sein erstes Feuer.

Bei den Römern war es zur Zeit des Tacitus üblich, die Spitze eines Schwefelstengelchens in vermodertes Holz zu stecken und dieses durch Reibung an Steinplatten zu entzünden. Im 14. Jahrhundert kannte man schon den Gebrauch des Stahls, Feuersteins und Zunders oder Schwammes, der jetzt noch

*) Brockhaus: „Konversations-Lexikon“, Bd. 6, S. 771, ff.

bei den Naturvölkern der vorherrschende ist. Diese Feuerzeuge waren bis 1820 fast ausschließlich in Aufnahme und erforderten eine große Geschicklichkeit beim Feuerschlagen. Man suchte daher auch nach Erleichterungen. So z. B. bei dem von Glaeser erfundenen Feuerzeug, aus einem geriffelten Stahlrädchen bestehend, das durch einige Räderübersetzungen und eine kleine Kurbel in schnelle Rotation versetzt und gegen welches durch eine Feder ein Stück feinkörniger Sandstein gedrückt wird. Der Apparat ist leicht in der Tasche zu tragen. Hieran schließen sich Zündblättchen, Zündpillen u. s. w., welche durch einen mittelst einer Feder ausgeübten Schlag, ähnlich wie bei Schußwaffen, explodieren und den Zündschwamm oder Schwefelfaden entzünden. Zu den neuen mechanischen Feuerzeugen gehört auch das Kompressions- oder pneumatische Feuerzeug, mit einem eingebohrten Glas- oder Metallzylinder, in welchem durch das Hineinstoßen des Kolbens die Luft so schnell verdichtet wird, daß ein an der unteren Seite des Kolbens befindliches Stück Schwamm infolge der Luftverdichtung und der in Wärme umgesetzten mechanischen Kraft sich entzündet. Unter den chemischen Feuerzeugen fand namentlich die 1823 von Döbereiner erfundene Zündmaschine Aufnahme, welche heute noch vielfach in Gebrauch ist. Eine wichtige Epoche in der Geschichte der chemischen Feuerzeuge bildet das Tauch- oder Tunkzündhölzchen, das bereits 1812 fabriziert, aber erst um das Jahr 1820 allgemein zur Anwendung kam. Man verstand darunter Schwefelhölzer, deren geschwefeltes Ende mit einer Zündmasse aus 1 Teil Schwefel und 3 Teilen chlorsaurem Kali, mit einer Beimengung von Zinnober oder Indigo als

Farbstoff umgeben war, die, beim Benetzen mit konzentrierter Schwefelsäure verpuffend, die Entzündung der Schwefelschicht und des Holzes selbst zur Folge hatte. Man bediente sich hierbei kleiner Gläser, welche mit Schwefelsäure imprägnierten Asbest enthielten. Bis 1843 waren diese Tunkfeuerzeuge die allein üblichen. In England waren sie unter dem Namen Prometheans gebräuchlich und zwar in Form von Papierröllchen, welche eine geringe Menge von chlorsaurem Kali und Schwefel und ein mit konzentrierter Schwefelsäure gefülltes, geschlossenes Glasröhrchen enthielten. Zerdrückte man dieses, so entstand Feuer. Es gab auch schon Phosphor-Feuerzeuge (Vorläufer der Streichhölzer). Diese Phosphorfeuerzeuge bestanden aus einem Etui, in welchem sich ein rotlackiertes Fläschchen mit Phosphorlösung und ein Bund kurzer Hölzer befand, unsern heutigen Schwedischen Streichhölzern ähnlich. Diese Hölzchen besaßen sehr sauber gearbeitete rote Köpfchen und steckten in einer Extra-Schachtel. Wenn man nun ein Hölzchen in das geöffnete Fläschchen mit Phosphorlösung tauchte, so blitzte ein Flämmchen auf und das Hölzchen fing Feuer. Diese Phosphorfeuerzeuge wurden aber, weil man sie für äußerst feuergefährlich hielt, nicht allzuviel gebraucht. Ihre Hölzchen waren aber die Vorläufer unserer Zündhölzchen. Vor diesen sind aber noch andere Vorschläge gemacht worden, z. B. sogenannte Pyrophore, selbstentzündliche Gemische, z. B. Schwefelkalium und Kohle. Ferner ist die Eigenschaft des Natriums, in Wasser geworfen, den sich ausscheidenden Wasserstoff zu entzünden, zu Feuerzeugen vorübergehend benutzt worden bei Flecks Natriumfeuerzeug. In neuester Zeit kamen die Benzinlämpchen als Feuerzeug in Aufnahme. Für Raucher

werden sie sowohl als Tisch- wie als Taschenfeuerzeuge hergestellt. Als Zünder dienen bei denselben die sogenannten Zündblättchen, welche bandförmig aufgerollt sich in einer an dem Lämpchen befestigten Blechkapsel befinden und von denen je eins bei einmaliger Umdrehung des seitlichen, kleinen Handgriffs explodiert, wodurch die Lampe entzündet wird. Diese Lampen zieren in allen möglichen eleganten Formen die Rauchtische der Herren der Schöpfung.

Aber alle diese Feuerzeuge wurden in Schatten gestellt durch unser Zündholz,*) das heute auf der ganzen Welt eingebürgert ist. Nur wenige von denen, die alltäglich das Zündholz gebrauchen, wissen, wem sie es verdanken. Wer ist der Erfinder der Streichhölzer? Man glaubte immer, daß diese Ehre einem Engländer zuteil werde. Aber dem ist nicht so. Man sagte früher, der Großindustrielle Sir Isaac Holden sei der Erfinder der Zündhölzchen. Er starb als Millionär im Alter von 90 Jahren kürzlich in Bradford, und es ist nur so viel richtig, daß durch ihn im Jahre 1839 oder 1840 die ersten Streichhölzchen von Bradford nach Deutschland gekommen sind. Zu gleicher Zeit aber begann die Fabrikation in Lille und die französischen Hölzchen bürgerten sich in Deutschland noch schneller ein als die englischen. Aber auch kein Franzose war der Erfinder der Zündhölzchen. Es ist das vielmehr ein Deutscher, der Chemiker Johann Friedrich Kämmerer, vor dem alle Raucher Pfeife und Cigarre präsentieren mögen. Seine Lebensschicksale sind sehr

*) Vergleiche Heinrich Nuebuhr: „Wer ist der Erfinder der Streichhölzer?" im „Hamb. Fremdenbl." 1893.

trübe gewesen. Als die französische Revolution 1830 ihre Funken nach Deutschland warf und auch hier Unruhen hervorrief, beteiligte sich Kämmerer am sogenannten „Hambacher Fest" im Mai 1832 in Württemberg. Der junge Chemiker aus Ludwigsburg kam als „staatsgefährlicher Demagoge" nach dem Hohenasperg. Dort in der Einsamkeit beschäftigte ihn der Gedanke, Hölzchen herzustellen, die bei einfacher Reibung sich entzündeten. 1833 erhielt er seine Freiheit wieder und fertigte nun die ersten Phosphorhölzchen an. Leider gab es für sein „Streichholz" keinen gesetzlichen Schutz damals in Deutschland, ja er mußte sogar erst um Konzession nachsuchen, das Gewerbe der Streichholzfabrikation betreiben zu können. Kurzsichtig wurde ihm bei Strafe verboten, ein derartiges „gefährliches Feuererzeugungsmittel" zu fabrizieren. Nun stellte Kämmerer seine Reibehölzchen im Geheimen her und dieselben fanden den Weg in's Ausland. Als sein Betrieb verraten wurde, beging die Regierung einen schimpflichen Gewaltstreich. Sie belegte den Erfinder mit harten Strafen, zerstörte sein Laboratorium, konfiszierte sein ganzes, geringes Vermögen und machte den Erfinder zum Bettler. Und man ging noch weiter. Der gute, blinde deutsche Bundestag in Frankfurt a. M. erließ für alle 33 Staaten Deutschlands ein Gesetz, welches den Handel und Gebrauch der „höchst gefährlichen" Reibzündhölzer, welche der Chemiker Johann Friedrich Kämmerer gegen Erlaubnis zu fabrizieren gewagt hatte, verbot. Dieses lächerliche Gesetz hatte bis 1839 Rechtskraft in Deutschland. In England griff die Idee ein Apotheker Walter in Stockton und nach ihm der oben genannte Holden auf, welche an der Zündholzfabrikation viel Geld verdienten. Kämmerer

wurde über sein Mißgeschick wahnsinnig und die Regierung hatte nun wenigstens Gelegenheit, einen der größten Wohltäter der Menschheit in Ludwigsburg im Irrenhause zu verpflegen. Dort ist Kämmerer im Jahre 1857 verstorben. Zahlreiche Zündholzfabriken entstanden in Deutschland und ihre Besitzer wurden reiche Leute. Isaac Holden wurde ein vielfacher Millionär — und Kämmerer saß in seiner Zelle auf seiner Holzbank und erfuhr nichts von dem Siegeszuge, den seine Erfindung durch die Welt nahm.

Anfänglich war das Publikum ängstlich und die Kaufleute weigerten sich, Phosphorhölzchen zu verkaufen, so daß die Fabrikanten dieselben kolportieren ließen. In allen Straßen der großen Städte sah man Männer, einen Kasten mit Zündhölzchen vor dem Leib tragend, welche ihre Ware mit lauter Stimme ausriefen. Allmählich gewöhnte man sich an das neue einfache „Feuerzeug“. Heute sind die Phosphorhölzchen ja durch die Schwedischen Zündhölzer (phosphorfreie Zündhölzchen), welche Mitte der sechziger Jahre zuerst von der schwedischen Fabrik Jönköping in den Handel gebracht wurden, und durch die Salon- und Irishölzchen (Sicherheitszündhölzchen) etwas zurückgedrängt worden, aber sie werden niemals vom Markte verschwinden. An der Fabrikation ist heutzutage in hervorragender Weise Frankreich beteiligt, wo dieselbe Staatsmonopol ist, das aber an eine Aktiengesellschaft verpachtet wurde. An zweiter Stelle kommt Japan in Frage. Die Zündholzindustrie Japans hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens ganz beträchtliche Dimensionen angenommen. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1896: 17,979,849 Groß Schachteln. Jede Schachtel enthält etwa 60 Stück Streichhölzer;

obige Summe würde daher die stattliche Anzahl von 155 Milliarden 346 Millionen Streichhölzern repräsentieren. Der bedeutendste Ausfuhrhafen ist Kobe, wo auch die Fabrikation ihren Hauptsitz hat. Seine Jahresproduktion beläuft sich auf gegen 10 Mill. Groß. Der Distrikt Osaka ist mit nahezu 5 Mill. Groß an der Gesamtproduktion beteiligt. Im Bezirk Kobe befinden sich 46 Fabriken, die 13000 Arbeitern Beschäftigung geben, von denen $^2/_3$ weiblichen Geschlechts sind. Dazu kommen noch eine Unmasse von Kindern, die für das Verpacken der versandfertigen Hölzer einige wenige Pfennige verdienen, sowie auch die vielen Hausarbeiter und -arbeiterinnen, welche die zur Versendung nötigen Schachteln anfertigen. Fast alle japanischen Streichhölzer sind sogenannte „schwedische"; sie werden sehr gern gekauft, da sie nicht allein sehr gut, sondern auch ganz ausnehmend billig sind. Eine Kiste, 600 Dtzd. Schachteln enthaltend, kostet 15 Yen, also wenig mehr als 30 Mk.

Zum Pfeifen-Anzünden bedient man sich außerdem eines sogenannten Fidibus, eines zusammengekniffsten Papierstreifes, der auch bei den außereuropäischen Völkern in Benutzung gekommen ist. Die Chinesen verstehen unter „Chinesischen Fidibussen" lange schwarze Streichhölzer, wie wir sie zur bengalischen Beleuchtung benutzen. Das Wort Fidibus soll eine Zusammenziehung aus Fid (elibus fratr) ibus (für vergnügte Brüder) sein. Man lud mit diesen Worten in der Zeit, wo der Tabaksgenuß noch verboten war, zu geheimen Tabaksgesellschaften ein. Das Rauchutensilium fin de siècle aber ist ein Selbstverkäufer für angezündete Cigarren, das neueste auf dem Gebiete der Automaten, worauf einem Franzosen

ein deutsches Patent erteilt worden ist. Durch die eingeworfene Münze wird zunächst die Welle eines Triebwerkes zu einmaligem Umlauf freigegeben. Dieses Triebwerk läßt nun die anzuzündende und darauf dem Käufer auszuliefernde Cigarre in eine Halterinne gleiten, in welcher sie für eine bestimmte, durch das Triebwerk geregelte Zeit liegen bleibt. Während dieser Zeit wird dem einen Ende der Cigarre, die mit ihrem anderen Ende vor einer kleinen Lampe steht, eine kleine Saugpumpe, die vom Triebwerk bewegt wird, genähert. Durch die saugende Wirkung der Pumpe wird die Cigarre an der Lampe angezündet, hierauf aus der Halterinne durch das Triebwerk befreit und der Entnahmemulde zugeführt. Das Abscheulichste von Rauchgerätschaften aber sind schließlich die Cigarrenetuis der californischen Männer und die Cigarettenetuis der vornehmen Damen aus San Franzisko, denn sie werden aus regelrecht gegerbter — Menschenhaut hergestellt. Man sieht, wir gehen schon einen Schritt vorwärts auf der Etappe zum — Kannibalismus! Schließlich gehört zu dem Waffenarsenal des Pfeifenrauchers auch noch der Pfeifenstopfer, der aus Porzellan, Steingut, aber auch aus Holz hergestellt wird. Eine besonders pikante Art des Pfeifenstopfers ist das „Flohbein" des Bruder Studio, ein elegant geformtes Bein einer Vertreterin des schönen Geschlechts, an dessen Wade sich das fatale Insekt eingefunden hat.

Das Pfeifenrauchen erzeugte auch einen besonderen Handelszweig, den Binsenhandel. Das durchaus notwendige, häufige Reinigen der Pfeifenrohre ließ sich am besten mittelst sogenannter Binsen ausführen. Man besorgte das garstige Geschäft un-

gern selbst und überließ es, wie auch das Anrauchen der Pfeifenköpfe, das den Magen stark angreift, in Studentenkreisen am liebsten den Herrendienern, von den Studenten Stiefelfüchse genannt, denen das Wichsen der Stiefel und das Putzen der Kleider oblag. „Unter Binsen", erzählt Prof. Adolf Kußmaul in seinen „Erinnerungen", „verstand man die langen und steifen Halme einer hohen Grasart, der **Molinia coerulea**, die auf den Berghalden in Menge wächst. Mit eigentlichen Binsen haben diese Grashalme wenig gemein. Den Handel damit betrieb in Heidelberg ein Mensch von kretinischem Aussehen, aber spekulierendem Sinn, der auf dem Schloßberg Haus und Familie besaß. Er schnitt und sammelte die reifen Halme, trocknete sie vollends, band sie zu Büscheln und brachte und verkaufte sie den Pfeifenrauchern in den Wirts- und Privathäusern. Er reiste sogar mit seiner Waare und war an vielen deutschen Universitäten als Heidelberger Binsenbub bekannt. Da er sich beschränkter stellte als er war, so galt er bei den Musensöhnen für das Urbild geistiger Beschränktheit und man nannte „Binsenwahrheiten" solche, die sogar der Binsenbub verstand. Der Ausdruck ist aus der Studentensprache in die Schriftsprache übergegangen, seine Herkunft dürfte vergessen sein."



Achtes Kapitel.

Schnupfen — Kauen — und Tabaktrinken!

In der Zeit, wo man dem Tabak noch eine wunderbare Heilkraft zuschrieb, kam auch das Schnupfen des Tabaks schnell in Aufnahme. Ob das Rauchen oder das Schnupfen älter ist, darüber streiten sich die Gelehrten noch ebenso wie darüber, ob Schiller oder Goethe ein größerer Dichter ist. Man nimmt an, daß das Schnupfen älter ist. Durch das Schnupfen sollte nach alten Ärzten der Kreislauf des Blutes wieder hergestellt werden. Es sollte ein untrügliches Reizmittel sein, um diejenigen ins Leben zurückzurufen, welche vom Schlagfluß getroffen oder in Lethargie versunken waren. Dabei galt es auch als ein wirksames Mittel gegen Krämpfe, Trübsinn, hysterische Beschwerden, vertrieb die unreine Luft und war der beste Schutz gegen die ansteckenden Krankheiten, selbst gegen die Pest. Desgleichen sollte durch den Schnupftabak das Gedächtnis gestärkt, die Einbildungskraft befruchtet und der Gelehrte fähig

gemacht werden, sich mit den abstrakten Wissenschaften zu beschäftigen. Die Raucher behaupteten das natürlich auch vom Rauchen.

Nicht weniger heilsame Wirkungen schrieb man dem Kauen des Tabaks zu. Dieses benahm angeblich das Gefühl des Durstes und Hungers, verhinderte die Abnahme der Kräfte, erhielt die Gesundheit und bewirkte, daß man immer gut genährt blieb. Eine halbe Unze sollte hinreichend sein, Soldaten 24 Stunden lang ohne weitere Nahrung zu erhalten. Außerdem heilte der Kautabak auch Zahnschmerzen, reinigte die Galle u. s. w., schon sein bloßer Geruch sollte Wunder wirken gegen Fieber, Rheumatismen, Wassersucht u. a. m. Groß war auch die heilsame Wirkung, wenn er auf Wunden gelegt wurde.

Am meisten außerhalb Europas ist das Schnupfen in Afrika verbreitet. Hier sind die Kaffern die stärksten und leidenschaftlichsten Schnupfer. Gewöhnlichen Rauchtabak reiben sie zwischen zwei Steinen zu Pulver und setzen Asche und die frischen Teile eines scharfen Krautes hinzu, teils um die Wirkung zu erhöhen, teils um die Masse zu vermehren. Den so zubereiteten Stoff streut der Kaffer in ein Stückchen Fell, aus dem er in langen Zügen den narkotischen, beizenden Staub in die Nase einschlürft. Stundenlang kann er so in der Sonne sitzen, das köstliche Fell beständig unter die Nase gedrückt, bis das letzte Körnchen herausgezogen ist. Den Luxus einer Dose erlauben sich nur die Vornehmsten unter den Kaffern. Diese tragen dann ihren meist aus Horn gearbeiteten Tabaksbehälter stets mit sich herum, und zwar entweder im Ohrläppchen, gleich einem Schmucke, oder in Büchsen aus Kürbis oder Elfenbein um den Hals oder um den Gürtel. Zu den

Schnupfutensilien gehört bei den Kaffern noch ein kleiner Nasenlöffel, der nicht nur dazu dient, das Prieschen an den rechten Ort seiner Bestimmung zu führen, sondern auch dazu verwendet wird, die Hände nach der Mahlzeit rein zu schaben.

Übermäßigen Schnupftabaksgenuß finden wir bei den Maschona am Sambesibecken. Sie, wie die übrigen Völker im Marutse-Mambundareiche, setzen einen Stolz in die Anfertigung kunstvoller Tabaksdosen. Sie fertigen dieselben aus Elfenbein, Tier- und Vogelknochen, aus Tierklauen und der Haut von Schlangen, Leguanen, oder Leder, Fruchtschalen und Rinde. Bei den Bewohnern des östlichen Sudan wird mit Vorliebe neben dem Rauchen Tabak gekaut. In die Kalebasse am Mundstück der Pfeife werden Bast- oder Baumwollkugeln eingeführt, die dann, nachdem sie ganz mit Nikotin getränkt sind, ausgekaut werden.*)

Die Somali rauchen und schnupfen nicht, beschränken sich vielmehr auf das Kauen frischer und getrockneter Tabaksblätter. Letztere werden zu einem Brei verarbeitet, der dann in Kugeln geformt wird. Bei den Bedscha in Nordostafrika führt jeder Eingeborene eine kleine Dose mit gepulvertem Kautabak bei sich, der mit Asche und Natron versetzt ist. Von Zeit zu Zeit schüttet er davon eine Dosis auf die Hand und führt sie zum Munde.

Die Bongos mischen den Tabak zum Priemen mit Kuhmist, wahrscheinlich um die vorhandene Tabaksmasse zu vergrößern.

Bei den Malayen und Negritos in Asien ist neben dem Tabakrauchen das Siri-Kauen Mode.

---

*) Schweinfurth: „Im Herzen von Afrika". Bd. I. S. 219 ff.

Bei den Alfuren kauen beide Geschlechter Betel, den sie in zierlichen Körbchen stets bei sich tragen. Die Betelnüsse stammen von der in Ostindien heimischen Catechu-Palme (Areca Catechu L.), von den Holländern Pinang genannt. Sie treibt einen schlanken bis 18 m hohen Stamm und hat bis 4 m lange Blätter mit der Länge nach gefalteten Blattfiedern. Die Frucht von der Größe eines Hühnereies ist eiförmig, genabelt, grau und besitzt ein faseriges, ungenießbares Fleisch. Sie enthält einen einzigen Samen von kugelig-kegeliger Gestalt mit weißer, zerbrechlicher Schale, die sogenannte Betelnuß. Die Betelnüsse werden, mit Kalk und Gewürz vermengt und in ein Betelpfefferblatt gewickelt, in ganz Indien, im südlichen China, auf allen Inseln des malayischen Archipels von den Eingeborenen gekaut, um den Atem wohlriechend zu machen. Auch die Nüsse von mehreren anderen Areca-Arten werden als Betelnüsse gekaut. Infolge des Kauens entsteht starke Speichelabsonderung, welche angeblich die Mundhöhle rein halten und Zahnfleisch und Zähne gut konservieren soll. Der Speichel nimmt jedoch eine braunrote, der Mund eine ziegelrote Farbe an und die Zähne färben sich schwarz. Dennoch ist diese unappetitliche Sitte im Morgenlande unter allen Ständen, auch unter den Europäern allgemein verbreitet, sodaß die Betelnüsse zu den Lebensbedürfnissen gehören und einen wichtigen Handelsartikel bilden.*)

Bei den Tagalen hat das Betel-Kauen so überhand genommen, daß sie schon von Weitem

*) Vgl. Wiesner: „Die Rohstoffe des Pflanzenreiches", Leipzig 1873. — Erdmann-König: „Grundriß der allgemeinen Warenkunde", Leipzig 1875, S. 373 ff.

einen ekelhaften Betelgeruch merken lassen. Dasselbe gilt von den Chinwan.

Vielfach wird Betel und Tabak vermischt und so zum Kauen verwandt. Die Mischlinge Mikronesiens kauen nur in Yap, Podau und den umliegenden Inseln Betel, überhaupt hat sich die Sitte des Schnupfens und Kauens bei den australischen Völkerschaften wenig eingebürgert. Destomehr bei denen Amerikas. Bei den Eskimos ist das Schnupfen zur Leidenschaft geworden. Es giebt mancher lieber sein letztes Hab und Gut hin und leidet mit Weib und Kind Not, als daß er sich den Genuß des Schnupftabaks versagte. Die Konibo, welche zu den Andesvölkern gehören, haben in ihrem Reisesack, dem „Pischa", auch die „Chicaputa", die Schnupftabaksdose. Tabak wird jedoch bei ihnen nur als Gesundheitsmittel geschnupft. Nach H. Vambéry leisten die Ulemas von Bochera das Großartigste des Tabakschnupfens. Diese mengen dem Tabak allerlei beißende Mittel bei, die Einwohner von Angola sogar scharfen Pfeffer. Letztere lassen sich häufig die Schnurrbärte nur deshalb lang wachsen, um diese mit Schnupftabak belasten zu können und so den Nasenreiz kontinuierlich zu erhalten.

In Urundi schnupft man, im Gegensatz zu den anderen Afrikanern, den Tabak nicht in gepulvertem, sondern in flüssigem Zustande. Die Tabaksblätter werden in einem kleinen Holznäpfchen mit etwas Wasser übergossen und mit Asche vermischt. Die ausgedrückte Flüssigkeit wird dann in die hohle Hand gegossen und mit der Nase aufgesogen. Diese wird darauf mit der Hand oder einer eigens dazu konstruierten Holzklammer so lange zugehalten, wie der Reiz des Narcoticums andauert. Von den

kultivierten Völkern des Ostens sind es namentlich die Araber, welche dem Tabakkauen Vorliebe abgewonnen haben. Im übrigen finden wir bei den muhamedanischen Völkerschaften das Schnupfen und Kauen wenig verbreitet.

In Europa soll das Schnupfen im Jahre 1630 bei den Spaniern zuerst aufgekommen, von diesen zu den Italienern, und dann zu den Deutschen übergegangen sein. Jedenfalls wurde diese Form des Tabaksgenusses zuerst salonfähig und fand Liebhaber und Liebhaberinnen bis in die allerhöchsten Kreise. Ein Beweis für die Wertschätzung des Schnupfens ist der bei Festlichkeiten bis in die Gegenwart ausgeübte Brauch, goldene und silberne, mit Edelsteinen verzierte Dosen — Tabatièren genannt — als Geschenke zu verteilen. Und während das Kauen des Tabaks von der gesamten Damenwelt seiner Zeit unterlassen wurde, ist gerade das Schnupfen eine weit verbreitete Mode gewesen. Von Charlotte, der ersten Königin von Preußen, erzählt man, daß sie versucht habe, bei der Gelegenheit der feierlichen Krönung in Königsberg 1701 unvermerkt ein Prieschen in die Nase zu führen. — Auch Prinz Eugen, Friedrich der Große und Graf Moltke waren dem Tabakschnupfen sehr zugethan.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gehört das Tabakschnupfen in der ganzen zivilisierten Welt zur Mode. Herren und Damen bedienten sich des Schnupftabaks als Reizmittel und zum Schutze gegen Krankheitsansteckungen. Goldarbeiter, Holzschnitzer und Horndreher machten gute Geschäfte mit Anfertigung von Dosen. Es gehörte zum feinen Tone, mit Anmut und Eleganz die Dosen zu handhaben und mit Würde und Verständnis eine Prise

zu nehmen. Die Damen und die jungen feinen Herren hatten niedliche Miniaturdöschen, tauchten die Finger nur leise in den Tabak und warfen das duftende Pulver flüchtig unter der Nase vorbei. Die Staatsmänner dagegen, hohe Würdenträger und Prälaten besaßen größere Dosen, meist von edlem Metall und oft mit Steinen von unermeßlichem Werte besetzt. Im ernsten Gespräche ließen sie die silberne oder goldene Dose in ihren Händen blitzen und nahmen bei kritischen Wendungen die sogenannte „Prise de Contenance“.

Mit König Friedrich II. von Preußen hielten der Tabak und die Dose ihren Einzug in die Weltgeschichte. Der große König war, wie eben erwähnt, ein leidenschaftlicher und unermüdlicher Schnupfer. In seinem Wohnzimmer standen überall gefüllte Dosen, er trug den Schnupftabak zuweilen sogar in der Westentasche bei sich. Obwohl im allgemeinen einfach und prunklos, trieb er doch mit seinen Dosen großen Luxus; sie waren größtenteils von kostbarer Arbeit, mit Mosaik und Email geschmückt und mit Edelsteinen besetzt. Auch liebte er es, Tabakdosen an verdiente Männer zu verschenken; diese Dosen hatten meistens einen ziemlichen Umfang und trugen auf dem Deckel das Portrait Friedrichs oder den preußischen Adler mit Fahnen und Trophäen. Hin und wieder wurden sie auch mit Dukaten oder Friedrichsd'or gefüllt, — eine gute Prise!

Auch am sächsischen Hofe war der Schnupftabak eingeführt. Die Nachricht findet sich in einer noch vorhandenen Rechnung des Kaufmanns Battista Durriez in Dresden vom Februar 1696, wo ihm auf Rechnung Kurfürst Augusts des Starken fünf Thaler für spanischen Schnupf-Tabak ausbezahlt

wurden. Dieses Tabakschnupfen hatte bald auch in Sachsen die Einführung kostbarer Tabatièren zur Folge. Besonders gern schnupften die vornehmen Damen, zu deren Toilettegegenständen später das unentbehrliche „Achatdöschen", aus geschliffenem, in Gold gefaßtem Achat bestehend und mit nervenstärkendem, feingemahlenen Schnupftabak gefüllt, gehörte. Die Sitte des Tabakschnupfens verstieg sich mit der Zeit auch zu den Frauen des gebildeten Mittelstandes. Noch vor etwa sechzig Jahren fand man alte Damen, die Achatdöschen mit dem berühmten Schneeberger Augentabak führten. — Die Gräfin Cosel, eine Freundin Augusts des Starken, ließ sich 1709, wie ihr noch vorhandenes Portrait zeigt, mit der Tabaksdose in der Hand malen.

Der eben erwähnte sogenannte „Schneeberger Schnupftabak", der auch in Bockau fabriziert wird, ist aus aromatischen Kräutern hergestellt und ganz fein gemahlen. Als echte Sorte gilt der grüne Schnupftabak, welcher in der Apotheke zu Schneeberg selbst hergestellt und in kleinen Holzschachteln verkauft wird. Auch Kastanien werden zu Schnupftabak vermahlen. Auch das Pulver der Seifenwurzel und die zerriebene Blüte der Maiglöckchen wird zu sogenanntem Nießpulver verwandt.

Die wichtigsten Schnupftabakssorten sind: Augentabak, Bahia, Bernburger, Bolongero, Bon-Bon, Brasilientabak, Espaniol, Frankfurter, Holländer, Jasmintabak, Makuba, Malteser, Morino, Marokko, Millefleurs, Natchitoches, Naturell-Amsterdamer, Pariser, Halb-Pariser, Straßburger, Neapolitaner, Neroli, Nessing, Neuroder, St. Omer, Preßtabak, Rapee, Robillard, Straßburger Weizen, Termonde, Tonka, ungarischer gebeizter Tabak, St. Vincent. Außer diesen

den erforderlichen Feuchtigkeitsgrad enthaltenden und daher direkt zum Gebrauch geeigneten Sorten kommt im Handel der sogenannte Staubtabak (ungarischer oder Debröer Staub) vor, ein trockenes Mehl, das erst durch Anfeuchten mit Wasser als Schnupftabak verwendbar wird.

In Nord- und Mitteleuropa, zumal bei den Frauen, hat das Schnupfen viel an Verbreitung verloren, während es in Südeuropa, namentlich in Portugal und Italien, noch allgemein gebräuchlich ist.

Neben der Pfeife und Schnupftabaksdose kam auch das Tabakkauen auf, zunächst bei den Matrosen der englischen und der holländischen Flotte, da das Rauchen wegen der Feuersgefahr auf den Schiffen auf das Strengste verboten war. Später gewöhnten sich auch die Flottenoffiziere bis zu den höchsten Graden das Tabakkauen an. Man hält dasselbe für ein bewährtes Schutzmittel gegen den Skorbut. Bei den „Landratten" jedoch hat das Tabakkauen wenig Freunde und Verehrer gefunden.

In Deutschland gilt das Kauen aus leicht begreiflichen Gründen nicht für salonfähig; ja, selbst auf dem Lande hängt an denen, welche ein Priemchen zu nehmen pflegen, der Spott.

Das Gegenteil finden wir in Amerika, namentlich in Nordamerika. Die Menge des in den Vereinigten Staaten fabrizierten Kautabaks beträgt etwa das dreifache des Rauchtabaks, was auf die Ausdehnung des Konsums schließen läßt. In den östlichen Staaten soll die Sitte neuerdings etwas abgenommen haben, aber im Westen und Süden kann man, insbesondere auf den Eisenbahnen und Schiffen, etwas davon erleben, was man so leicht

nicht wieder vergißt. Auffallend sind die relativ großen Mengen von Zucker und Lakrizen, welche bei der Fabrikation zugethan werden und welche sich auf etwa 20 % des Gesamtgewichtes des Fabrikates berechnen. Vielleicht liegt darin das Geheimnis des Wohlgeschmackes. Es scheint besonders denen ein Bedürfnis, welche in der Einsamkeit schwere, einförmige Arbeit zu verrichten haben. Manche Eigentümlichkeiten der Yankeesprache sind auf das Tabakkauen, welches das Sprechen ungemein erschwert, zurückzuführen. Auf Eisenbahnen und in Wirtshäusern werden die hohen Spittoons, Spucknäpfe, von den nah und fern sitzenden Gentlemen aus freiem Munde in einer Weise zum Zielpunkte genommen, wie Schützen nach einer Scheibe schießen, so daß der Uneingeweihte leicht beschmutzt werden kann.

Was nun eigentlich das Gesündeste von allen Tabaksgenüssen ist, darüber herrscht Streit unter den Leibärzten. Man erzählt eine Anekdote, nach welcher Friedrich der Große dieses Problem habe lösen wollen, indem er sich in der Armee drei Soldaten suchte, die dem Tabaksgenuß bislang nicht gefröhnt hatten. Einen ließ er nur rauchen, einen nur schnupfen und einen nur kauen. Sie wurden mit Argusaugen bewacht. Und das Resultat? Zuerst starb der Raucher, dann der Schnupfer und zuletzt der — Kauer. Alle drei aber erfreuten sich eines hohen Lebensalters.

Eins aber kann sicherlich nicht ohne Nachteil für die Gesundheit bleiben und das ist — das Tabaktrinken.*) Wir finden es bei verschiedenen Natur-

*) Appun: „Unter den Tropen: Wanderungen durch Venezuela, am Orinoko, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868". Jena, 1871.

völkern, namentlich bei den Kariben in Südamerika. Eine Brühe aus Tabaksblättern wird dort von den „Piaï", Zauberern oder Ärzten, mit demselben Wohlbehagen genossen, wie wir eine Tasse Mokka schlürfen.

Wie viele andere Völker in Asam und Hinterindien, trinken, nach dem Bericht von Ehlers, die Männer der Ao auch Nikotin, d. h. den mit Wasser verdünnten Tabakssaft, welcher in der Pfeife zurückbleibt. Wie man sich bei uns eine Prise Tabak anbietet, so reichen die Ao sich gegenseitig aus Höflichkeit ihre Nikotinflasche. Zur Gewinnung des Saftes ist mitunter an dem Kopf der meist aus Bambu gefertigten Pfeife ein kleiner Behälter befestigt, der das begehrte Naß sammelt.*)

Auch die Neger schlürfen gern die nikotinreiche Brühe, welche sich im Wassersack der Wasserpfeife ansammelt. Der Geschmack der Menschen ist eben verschieden, sagt Glasbrenner, einer liebt Caviar und der andere Schmierseife!

*) „Völkerbilder aus Asam" von Kurt Klemm. II. Die Ao-Nagas.



Neuntes Kapitel.

Berühmte Raucher und Schnupfer.
Die Frauen und der Tabak.

Man sagt, daß man an der Art und Weise, wie einer seinen „Tabak“ konsumiert, den Charakter erkennen kann. Sage mir, wie du rauchst und ich sage dir — was du bist! Es giebt Menschen, zu denen namentlich die Rentiers gehören, welche das Rauchen hauptsächlich aus Spielerei betreiben; ihnen gilt das Anrauchen eines Meerschaumkopfes für eine ebenso große Heldenthat, wie die Entdeckung des Tabaks und der neuen Welt überhaupt. Sie rauchen, um sich die Zeit zu vertreiben, sie führen ihrer Nase das rauchlose Pulver zu, um sich nicht beständig zu langweilen, langsam, bedächtig, behäbig, das Bild süßen Nichtsthuns. Würdevoll geht der glückliche Importenraucher zu Werke. Kein gewöhnliches Kraut darf jemals seine geschwellten Lippen entweihen. Was sich seiner Achtung erfreuen soll, muß in Stanniol gewickelt oder wenigstens mit Leibbinde versehen sein. Wie der Mann die Spitze

abzwickt, die Cigarre zum Munde führt, in Brand setzt, wie er den Rauch von sich bläst und die Asche abschnellt — jeder Zug, jede Bewegung ist gewichtig, bedeutend, erhaben . . . man erkennt das Bewußtsein des sichern Besitzes der oberen Zehntausend. Und der Proletarier pafft wieder verständnislos Wolken um sich herum und kaut an dem Cigarrenende, um mit dem Genuß des Rauchens auf die wenigst kostspielige Weise den des Priemens zu verbinden. Das Temperament kommt beim Rauchen zum Vorschein. Der eine pafft in kurzen, energischen Stößen dicke Wolken von sich, der andere raucht langsam, gründlich, in behaglichem Genießen. Ein dritter wieder sendet träumerisch leichte Rauchwölkchen gen Himmel. Der Eine richtet keck und flott die Cigarre aufwärts, ein anderer läßt den Glimmstengel melancholisch im Munde herabhängen. Ein Fünfter und Sechster gönnen sich überhaupt keine Zeit zur Cigarre und verbrauchen nur rasch ein Cigarettchen, dieses echte Kind unsres nervös hastenden papiernen Zeitalters.*)

Ein leidenschaftlicher Raucher raucht überall. „Es geht doch nichts über die herrliche, reine Waldluft" sagt er, „da muß ich mir gleich eine Cigarre anstecken!"

Unsere größten Geister sind ebenfalls immer Freunde des Tabaks gewesen und neigten sich, auch je nach ihrem Charakter, dem Rauchen oder dem Schnupfen zu, während man von berühmten „Kauern" in der Weltgeschichte noch nichts gehört hat. Gewaltige Raucher waren Franzis Drake, der große

*) Vergl. „Allerlei Raucher" von J. Weisberger. Kaufm. Presse VII. Jahrg. No. 298. S. 42 ff.

Admiral, der die Kartoffeln nach Deutschland brachte und es unsrer Jugend ermöglichte, in Ermangelung von Tabak Kartoffelkräutrich zu rauchen, und Sir Walther Raleigh, der bekannte Seefahrer und Abenteurer. Als dieser letztere einst in mächtige Wolken eingehüllt, behaglich in seinem Stuhle saß, dachte der hinzukommende Diener, sein Herr sei in Brand geraten, und goß ihm, um zu löschen, eine Kanne englisch Bier über den Kopf. Kein Freund des Tabaks kann Shakespeare gewesen sein, sonst würde er seinem vornehmen Freund Walther Raleigh zuliebe gewiß den Tabak einmal in seinen Werken erwähnt haben. Saß er doch mit ihm zusammen im Gasthaus zum „Meermädchen" in London, wo trotz der Abneigung König Johanns von den Klubgenossen fleißig geraucht wurde. In Ben Jonsons Schriften ist dagegen häufig vom Tabak die Rede. Auch Cromwell war ein starker Raucher und pflegte bei wichtigen Konferenzen in staatlichen Angelegenheiten die Pfeife zur Hand zu nehmen, weil er dann wesentlich ruhiger wurde. Die Mitglieder des Staatsausschusses rauchten dann mit ihm um die Wette, und während die Rauchwolken die Häupter der ernsten Volksberater umwallten, wurde ihr ganzes Wesen aufgeknöpfter und ausgelassener, so daß der Lordprotektor die wahren Meinungen seiner Ausschußmitglieder beim Tabak viel schneller kennen lernen konnte.*)

Prinz Eugen schnupfte so stark, daß er beständig den Mund offen halten mußte.

Peter der Große rauchte, schnupfte und kaute mit allen seinen Russen und diese setzten es fort,

*) Reinhold Pauli: „Oliver Cromwell", im „Neuen Plutarch", Erster Teil, Leipzig, 1874, S. 191.

bis Alexei Knutenstrafe, Verlust der Nase und Verbannung nach Sibirien darauf setzte. August III. von Polen rauchte unablässig und unterbrach diese Thätigkeit nur, wenn er an seinen Minister Brühl die Frage zu richten hatte: „Brühl, habe ich Geld?“ Über seine Tabaksleidenschaft ereifert sich sogar Friedrich der Große.

Während Goethe dem Tabaksgenuß abhold war, rauchte Schiller zwar nur wenig, schnupfte aber dafür desto mehr. Schon bei seinem Aufenthalt in Leipzig (Gohlis) fiel einem Augenzeugen der starke Schnupftabaksverbrauch des Dichters der „Räuber“ auf. Die Hofbibliothek zu Donaueschingen bewahrt auch ein interessantes handschriftliches Erinnerungszeichen an den „Rheinischen Hausfreund“: Hebels Stammbuch. Das kleine, in glänzendes Schweinsleder gebundene, mit einer Goldleiste verzierte Büchlein trägt auf der Titelseite in verblaßter Tinte die Worte J. P. Hebel, und dabei, offenbar von Freundeshand im Scherz gezeichnet, eine Rolle Kanaster, darunter sich zwei lange Thonpfeifen — churchwardens nennt man sie in England — kreuzen. „Knaster ist dein Element“, steht darunter. Der Satz ist unserem Dichter durch's Leben treu geblieben und sein Biograph sagt, es war Hebel nur recht wohl, wenn er die lange Pfeife anzünden durfte. Unter den Generälen des großen Friedrich war Seydlitz ein Verehrer der kurzen Tabakspfeife, die ihm einmal kurz vor dem Munde weggeschossen wurde, während Friedrich der Große, wie erwähnt, selbst unablässig schnupfte, die Tabatière beständig bei sich führte, ja auch die Westentaschen mit Râpée füllte. Auch sein Schützling Voltaire liebte den Schnupftabak. Als ihm ein Verächter des Tabaks an des

großen Königs Tafelrunde in Sanssouci einst sagte: „Der Tabak ist der größte Feind der Menschheit“, antwortete Voltaire mit feinem Lächeln: „Jawohl, aber vergessen Sie nicht, daß uns geboten ist, unsere Feinde zu lieben“. Daß der Vater Friedrichs des Großen ein starker Pfeifenraucher war, haben wir schon bei der Betrachtung des „Tabakskollegiums“ gesehen. Von den Helden der Befreiungskriege ist es namentlich Blücher, der als ein leidenschaftlicher Raucher bekannt geworden ist. Am liebsten schmauchte er aus holländischen Thonpfeifen; er führte eine ganze Kiste solcher mit sich, über die ein eigener „Piepenmeister“ die Aufsicht hatte. Zerbrach eine der Pfeifen, so war es ein Ereignis, das für unseren alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward dann in solchen Fällen die „Blessierte“ genau untersucht, und war der Stiel nicht zu knapp am Kopfe abgebrochen, so war sie ins Corps der Invaliden versetzt und erhielt den Namen „Stummel“. Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- und Rekognoscierungsritten, und gar mancher ist ihm, wie Augenzeugen versicherten, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden. Zur Zeit der Befreiungskriege war für den Marschall die Notwendigkeit eingetreten, sich wieder einen neuen „Piepenmeister“ zuzulegen, und seine Wahl fiel diesmal auf einen Rostocker, Namens Christian Hennemann, der ihm über alle Maßen treu ergeben war. Hennemann wußte genau, wie viele komplette Pfeifen, Blessierte und Stummel vorhanden waren, er zählte sie jeden Sonnabend wie ein Geizhals seine harten Thaler und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Blessirten eine fand,

die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien. Es war am Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance. Sein getreuer Hennemann hatte dem Alten eben, wie vor jeder Schlacht, eine frisch angebrannte „Lange“ überreicht, als dicht neben dem Helden eine Kanonenkugel einschlug, so daß Erde und Kies ihn und den Schimmel vollständig bedeckten. Der Gaul machte einen Seitensprung, und die schöne, neue Pfeife zerbrach, ehe der greise Held auch nur einen Zug daraus gethan hatte. „Dunnerweder Lümmels verdammte! Euch soll ja gleich der Deubel holen!“ fluchte Marschall Vorwärts. „Ick will Juch liehren, den ollen Blücher de Piep vör't Mul wegtoscheeten! Hennemann, lieber Junge“, wandte er sich darauf an seinen „Piepenmeister“, der sich noch immer den Sand aus den Augen rieb: „stopp' mich man 'ne neue Piep, brenn' se mich an und warte hier uff mir!“ Damit riß er den Säbel aus der Scheide und mit „Vorwärts Jungens!“ ging es los, dem Feinde entgegen, weiter, immer weiter, so daß die Jagd nicht nur „eenen Oogenblick“, sondern einen ganzen heißen Tag bis in die Nacht hinein dauerte und der Marschall Vorwärts selbst seine Pfeife vergaß. Nach vielem Ringen war endlich die Schlacht geschlagen. Bei dem zerschossenen Wirtshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger Blücher und Wellington und wünschten einander Glück. Im Verlaufe des Gespräches, das, weil der Marschall Vorwärts kein Englisch, Wellington aber das von Blücher sehr gut beherrschte Französisch nicht verstand, mittels eines Dolmetschers geführt wurde, erkundigte sich der englische Heerführer nach des Marschalls Stellung am Morgen, die es ihm ermöglichte, einen so meister-

haften und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen. Blücher, der, wie gut er auch dreinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, zog bei dieser Frage die Augenbrauen in die Höhe, spuckte seinen Priemtabak in weitem Bogen in die Luft, räusperte sich und meinte: „Herr Kamerad, das kann ick auf der Stelle nich so genau beschreiben, am besten ist es schon, wir reiten hinüber und sehen uns dat Ding mit eigenen Oogen an.“ Damit gab er seinem Schimmel die Sporen und sprengte Wellington voran, der Stelle zu, wo er am Morgen gehalten. Es war Alles leer auf dem Platz, aber unter dem Baume, wo dem Marschall Vorwärts die „neue Piep“ entzwei gegangen, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt, und rauchte aus einer blendend weißen langen Thonpfeife. „Dunner noch eenmal, dat is jo min Krischan Hennemann!“ rief Blücher schon von Weitem. „Kerl, und wie siehst Du aus und was machst du hier?“ Christian Hennemann war es in der That, sah recht mürrisch darein und betrachtete seinen geliebten Herrn mit einem bösen, vorwurfsvollen Blick. „Kommen Sie endlich!“ sagte er dann. „Den ganzen Tag habe ich hier gestanden und gewartet, eine Pfeife nach der anderen haben mir die verdammten Franzosen vons Maul weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopp gerissen und die Faust da wird wohl auch zum Deubel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife!“ Damit reichte Christian Hennemann seinem Herrn die brennende Pfeife; dieser nahm sie mit dankbarem Blick entgegen und indem er behaglich dampfte, sagte er: „Armer

Christian, lieber Junge, es is wahr, ick habe Dir lange warten lassen, aber siehst Du — de Kierls wullen hüet jo nich gliek loopen!"*)

Ein ganz besonders leidenschaftlicher Raucher war Napoleon III. Er ließ sich auf einer besonderen Plantage in Havanna aus den feinsten, sorgfältig zusammengewickelten Deckblättern Cigarren von ungemein feinem Aroma und außerordentlich starkem, narkotischem Gehalt machen, welche er auf Anraten seiner Ärzte nur zuweilen mit selbstgedrehten Cigaretten von dem schwersten türkischen Tabak vertauschte. Kaiser Wilhelm I. rauchte fast nur dann, wenn er seinen Gästen damit die Erlaubnis zum Rauchen geben wollte. Auch Kaiser Wilhelm II. ist kein passionierter Raucher. Wohl aber war es Kaiser Friedrich III., welcher die Pfeife bevorzugte und während des Feldzuges von 1870/71 sie selten aus dem Munde brachte. Daß Bismarck ein gewaltiger Raucher war, ist bekannt. Bis zu seinen letzten Lebenstagen war er der Pfeife zugethan, während er früher auch ein leidenschaftlicher Cigarren-Raucher gewesen war.

Als echter Soldat hat der Fürst immer ein warmes Herz für tapfere Soldaten gehabt. Recht charakteristisch ist dafür folgender Zug, den wir mit Bismarcks eigenen Worten erzählen. „Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Cigarre in der Tasche und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir augenblicklich selbst noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen

*) Joseph Maertl im „Deutschen Soldatenhort".

wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen, verwundeten Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch meine kostbare Cigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen. So köstlich hat mir noch keine Cigarre geschmeckt als diese, die ich nicht rauchte."

Von einer „historischen Bismarckcigarre" erzählt Graf Maurice d'Hérisson in seinem „Tagebuche". Im Jahre 1870 hatte Graf d'Hérisson am deutsch-französischen Kriege als Mobilgardenhauptmann teilgenommen. General Trochu erwählte ihn zum Ordonnanzoffizier. Da er das Deutsche geläufig sprach, wohnte er den Verhandlungen zwischen Jules Favre und Bismarck gelegentlich der Kapitulation von Paris in Versailles als Dolmetscher bei. Bismarck legte Jules Favre, der nicht rauchte, die Nützlichkeit der Cigarre bei Erörterungen dar. Dann wurde über die Bedingungen der Kapitulation gesprochen und der französische Bevollmächtigte mußte zugeben, daß Paris nur noch für vier Tage verproviantiert sei. Hierbei tadelte Bismarck in heftiger Rede den Leichtsinn der französischen Staatsmänner, die eine Stadt von zwei Millionen Einwohnern in dieser Weise gefährdeten. Hérisson zog sein Cigarrenetui aus der Tasche und bot es Bismarck dar, der nun sofort in mildere Bahnen einlenkte. Bismarck äußerte dabei zu Jules Favre: „Sie verlieren dadurch recht Vieles. Wenn man eine Unterhaltung beginnt, die zuweilen zu Diskussionen führt, Heftig-

keiten in der Sprache hervorruft, ist es besser, daß man beim Sprechen raucht. Wenn man raucht, sehen Sie, so lähmt die Cigarre, die man hält, die man in den Händen wirbelt, die man nicht fallen lassen will, ein wenig die physischen Bewegungen; moralisch, ohne uns in irgend einer Weise unserer geistigen Fähigkeiten zu berauben, beruhigt sie uns. Die Cigarre ist eine Ablenkung; dieser blaue Rauch, der in Spiralen emporsteigt und dem man wider Willen mit seinen Augen folgt, erfreut Sie, macht Sie versöhnlicher. Man ist glücklich. Der Blick ist beschäftigt, die Hand hat etwas zu thun, und der Geruchssinn ist befriedigt. Man ist geneigt, sich gegenseitige Konzessionen zu machen, und unser Geschäft als Diplomaten besteht aus gegenseitigen, unaufhörlichen Konzessionen. Sie, der Sie nicht rauchen, haben über mich, den Raucher, einen Vorteil: Sie sind wachsamer, und einen Nachteil: Sie sind eher geneigt, sich hinreißen zu lassen, einer ersten Bewegung zu folgen."

Bei den großen „parlamentarischen Frühschoppen" bei dem Altreichskanzler wurde fleißig geraucht, und im Juni 1888 rauchten die Abgeordneten hier auch die ersten Kameruner Cigarren.

Daß im großen Kriege nicht nur Havannas geraucht wurden, davon erzählt ein bayrischer Leutnant, der seinen Diener Joseph Hagelmeyer beim Rauchen von Kartoffelkraut erwischte und die lakonische Antwort erhielt: „Gut schmecken thuts net, aber dös macht nix — wenn's nur raucht!" Der Leutnant erzählt weiter: „Der Sepp rauchte also Kartoffelkraut. Nußblätter und Kastanienblätter gab es keine mehr, die hatte der Herbststurm entführt, darum kam jetzt Kartoffelkraut an die Reihe. Es war inzwischen

Ende November geworden, Schnee war gefallen und auch das Kartoffelkraut war den Weg alles Krautes gegangen; betrübt suchten die Krieger überall nach etwas Rauchbarem, aber es war nichts mehr zu finden; jetzt rauchten sie „kalt“. Eines Tages kam der Sepp wieder mit brennender Pfeife im Munde daher, sonst hatte er sie „kalt“ zwischen den Lippen hängen gehabt; der Sepp rauchte wieder, aber das roch ganz entsetzlich. „Pfui! Sepp, was ist denn das wieder, was Du da rauchst, das ist ja nicht zum Aushalten, der Duft!“ — „Herr Leutnant — jetzt rauch' ich Kamillenthee!“ — „Kamillenthee? Ja wie bist Du denn zu dem gekommen?“ — „Der Herr Bataillonsarzt hat im „Verbandwagen“ revidiert und den Kamillenthee als ganz „verlegen“ (unbrauchbar) erklärt, und da hat mir mei Freund, der Blessiertenträger-Jackl, a ganz groß Packet voll g'schenkt!“ — „Sepp, den Kamillenthee aber, den rauchst Du gefälligst draußen — im Freien, da herinnen bringt er die Menschen um!“ Acht Tage mochten vergangen sein und wieder rauchte der Sepp „kalt“; die Pfeife hatte er unangezündet zwischen die Lippen gesteckt. Wir hatten schlechte Quartiere; nur „Dach und Fach“ war uns gewährt; meistens lagen wir auf Stroh auf dem Zimmerboden, wenn wir nicht gerade biwakieren mußten. Heute war ich aber besser daran; ich hatte eine Bettstelle mit einer Seegrasmatratze als Lagerstätte angetroffen; das war schon ein Glücksfall! Ich hatte mich am Nachmittag, nach dem Einrücken in die Quartiere, etwas auf das Bett gelegt und geruht. Als ich am Abend zu Bette ging, kam mir die Matratze so dünn vor, so leer, während sie mir nachmittags schön gefüllt, fast schwellend erschienen war. Ach, wenn man müde ist, grübelt man nicht

lange über die Beschaffenheit des Bettes; einen Satz hinein und fünf Minuten drauf schläft man fest und tief. Am nächsten Morgen kam Sepp mit brennender Pfeife in's Zimmer, um meine Kleider zu holen. Sepp rauchte wieder — aber das roch schon ganz entsetzlich. „Mach, daß Du mit Deinem Knöller hinauskommst, das ist ja zum Davonlaufen — was hast Du denn heute wieder für ein schreckliches Kraut zum Rauchen?" — „Herr Leutnant, ich war so frei und hab mir ein paar Brodsäck' voll von Ihrer Seegrasmatratze genommen und jetzt rauch' ich halt Seegras!" — „Naus! auf der Stelle naus!" schrie ich nun in höchster Wut — „ich ersticke!" und der Sepp konzentrierte sich schleunigst rückwärts. Also darum hatte ich so schlecht gelegen, darum war die Matratze so dünn geworden, weil der brave Diener sich ein paar Brodsäcke voll Seegras geholt hatte! — Auch dieses Surrogat ging zu Ende, und dann kam „Kaffeesatz" an die Reihe, der wieder getrocknet und in die Pfeife gestopft wurde. — „Kaffeesatz? Ja, ist denn der gut zum Rauchen?" — „Na, gut ist er ja net, Herr Leutnant, aber das macht nix, wenn's — nur raucht!"*)

Kaiser Franz Joseph raucht stark und zwar vor allem die bei der ganzen österreichischen Armee so beliebte lange Virginia-Cigarre. Diese ist auch die Lieblingscigarre König Alberts von Sachsen. Selbst Papst Leo XIII. gehört zu den passionierten Rauchern. In dem Elysée in Paris ist der Tabaksrauch erst mit Präsident Faure eingezogen. Thiers rauchte gar nicht. Mac Mahon hatte sich das Rauchen nach einer Krankheit, Grévy aus Er-

*) „Aus großer Zeit" (Ansbach, Max Eichinger).

sparnisrücksichten abgewöhnt. Carnot aber verabscheute den blauen Dunst nicht nur im eigenen Munde, sondern sogar bei seinen Mitmenschen. Casimir Perier zündete sich dann und wann eine Cigarette an, aber nur der Gesellschaft halber, und nie rauchte er sie bis zu Ende. Faure aber ist ein leidenschaftlicher Raucher gewesen, eine Thatsache, welche die Mitglieder der Société contre l'abus du tabac, die in Frankreich existiert, mit tiefem Schmerz erfüllte. Auch Loubet gehört zu den Rauchern.

In einem soeben in London erschienenen Memoirenwerk wird erzählt, daß im Jahre 1870 der Papst Pius IX. einem Diplomaten eine Audienz gewährt und ihm, nachdem er Platz genommen, eine Cigarre mit den Worten angeboten habe: „Man sagte mir, daß diese Cigarre sehr gut ist." Der Engländer gab die dümmste Antwort, die er überhaupt geben konnte. „Ich danke bestens", sagte er, „aber ich rauche nicht, ich huldige keinem Laster." — „Das Rauchen ist kein Laster," erwiderte der Papst, „wenn es ein Laster wäre, würden Sie es sicher haben." — Man wird sich erinnern, daß dieser Scherz schon vor vielen Jahren als ein Vorkommnis zwischen dem Fürsten Talleyrand und seinem Sekretair mitgeteilt wurde, und hatte die damalige Erzählung den Vorzug, daß sie durch die Persönlichkeit glaubhafter gemacht war.

Emile Augier fiel wiederholt bei Proben in Ohnmacht und sagte Fèbvre, dies seien die Folgen einer Tabak-Vergiftung in jüngeren Jahren, der er schließlich auch erlag. Er hatte früher wahnsinnig geraucht. So stopfte er sich, als er den „Schwiegersohn des Herrn Poirier" schrieb, immer im Voraus zwölf Pfeifen, damit er eine nach der andern ohne

Pause rauchen konnte. Bei der zwölften war seine Zunge wund, da schmierte er sie mit Butter ein, die zu diesem Zwecke stets auf seinem Arbeitstische stand, und rauchte weiter. Schließlich sagte er seinem Arzt naiv, er wolle ihm doch „das Opfer bringen", weniger zu rauchen, allein dieser erwiderte: „Unnütz; rauchen Sie nur zu, in einem Jahre sind Sie so wie so tot". Er wollte ihn dadurch nur abschrecken. In der That erschrak Augier und zerbrach seine Pfeifen. Aber nun begann eine wahre Tortur. Nach Tische wurde er unzurechnungsfähig und drehte sich eine Stunde im Kreise herum, als suche er mechanisch, was ihm fehle. Auf der Straße ging er rauchenden Spaziergängern auf dem Fuße nach, so lange ihre Cigarre dauerte, und sog ihren Rauch ein. Es war zu spät; er starb eines elenden Todes.

Aber keiner der stärksten Raucher hat wohl bisher so viel Cigarren an einem Tage geraucht, als letzthin bei einem Wettrauchen ein Engländer es zu Stande gebracht hat. Dieses Wettrauchen fand auf einem englischen Dampfer zwischen London und Chelsea statt. Ein in Sportkreisen wohlbekannter Herr war die Wette eingegangen, ein Pfund (englisch = $453^1/_2$ Gramm) schwere, echte Regaliacigarren binnen 12 Stunden aufzurauchen. Dabei war vorgeschrieben, immer nur eine Cigarre und diese auf einen Rest von 25 Millimeter Länge aufzurauchen, während der Gegner die Cigarren zu liefern hatte. Der Schnellraucher nahm seinen Platz ganz vorn am Bug des Schiffes ein, wo er dem entgegenwehenden Luftzuge frei ausgesetzt war. Von den Cigarren gingen 100 Stück auf ein Pfund, so daß stündlich $8^1/_2$ Cigarren in Asche verwandelt werden mußten, um die Wette zu gewinnen. Die Sache nahm vor-

mittags um 10 Uhr ihren Anfang und endigte am Abend bald nach 7 Uhr. In der Zeit von 9 Stunden 20 Minuten waren 86 Cigarren verpafft, die größte Anzahl in der zweiten Stunde des Rauchens, in welcher der Raucher 16 Stück verrauchte. Bei der 86. Cigarre — als also nur noch 14 übrig waren — ergab sich der Gegner, da er einsah, daß der Raucher bestimmt gewinnen würde, und dieser verdampfte den Rest nach Gutdünken noch an demselben Abend. Der Gewinner erklärte übrigens, daß er in der ganzen Zeit des Wettrauchens keinerlei Beschwerde oder Unbehaglichkeit empfunden habe. Die einzige Nahrung desselben bestand in einem Cotelett zu Mittag, dessen Vertilgung 20 Minuten Zeit beanspruchte, und das Getränk in etwa $^1/_2$ Liter Brandy, der im Laufe des Tages verzehrt wurde.

Derartige Raucher-Wettkämpfe gab es übrigens schon in früherer Zeit. So fand im Jahre 1723 in Oxford ein großer Raucher-Wettkampf statt. Die Bedingungen waren die folgenden: Derjenige, ob Mann oder Frau, der zuerst 3 Unzen Tabak aufrauchen konnte, ohne etwas zu trinken oder den Schauplatz zu verlassen, sollte einen Preis von 12 Schilling erhalten. „Viele versuchten es“, berichtet ein Augenzeuge, „und man dachte allgemein, ein Schneidergesell von St. Peter im Osten würde siegen, da er schneller rauchte als alle Anderen und schon nahe am Ziele war; aber plötzlich wurde er so krank, daß man befürchtete, er würde sterben, und ein alter Mann, ein Baumeister, der gemächlich rauchte, gewann einen Vorsprung und siegte; er erzählte mir auch, daß er danach an demselben Abend noch 4 oder 5 Pfeifen rauchte.“ Ein ander Mal setzte man einen Preis, bestehend in einem soliden

silbernen Cigarrenkasten und 200 Cigarren, für den aus, der die größte Anzahl von Cigarren in einem Zeitraum von 2 Stunden aufrauchen würde. Während des Wettrauchens war Essen, Trinken oder gar Medicin verboten. Von den 17 Bewerbern zogen sich 10 bereits nach Ablauf der ersten Stunde zurück; der Sieger aber rauchte, ohne Unterbrechung, in den zwei Stunden 10 Cigarren, während sein nächster Rivale es nur auf 7 brachte. Auch in Lille wurde ein solcher Wettkampf veranstaltet; unter den Bürgern der Stadt gab es leistungsfähige Raucher, und es sollte ausgemacht werden, wer der „Champion" im Rauchen in der Stadt wäre. Jeder Bewerber erhielt eine Pfeife, 50 Gramm Tabak und einen Topf Bier. Wer mit dem Tabak zuerst fertig wäre, sollte Sieger sein. Nachdem das Signal gegeben war, war die Luft sofort mit dicken Rauchwolken erfüllt. Nach 13 Minuten hatte ein 45jähriger Arbeiter den Tabak aufgeraucht, 7 Minuten später der zweite. In einem amerikanischen Wettkampf mit Cigaretten hat der Sieger 100 Cigaretten in 6 Stunden 35 Minuten geraucht.

Der große Erfinder Edison ist auch ein großer Raucher. Ist er tief in Nachdenken versunken, so raucht er wohl 20 Cigarren den Tag. Ist er weniger thätig, so sind es doch zehn. Edison raucht stets starkes Kraut. Er sagt, seine Leidenschaft habe, so weit er wisse, seiner Gesundheit noch niemals geschadet. Auch sein Vater und sein Großvater waren starke Raucher. Dennoch erreichte der letztere ein Alter von 103 Jahren. Er rauchte nicht nur, sondern kaute auch den Tabak. Der amerikanische Erzähler Marc Twain ist nicht gut im Stande, ohne Cigarre auszukommen. Man erzählt sich

von ihm folgende ergötzliche Geschichte: Er war in ein Coupé gestiegen, in dem sich nur noch ein mürrischer Geistlicher befand. Der Amerikaner machte es sich alsbald behaglich in einer Wagenecke und zog eine Cigarre aus seinem Etui. Der Geistliche erhob sofort Einspruch: „Mein Herr, man raucht in diesem Coupé nicht; wenn man dieses Laster hat, so steigt man in die Raucherabteilung.“ — „Sie haben Recht, Herr,“ sagte Marc Twain phlegmatisch und steckte seine Cigarre wieder ein. Aber aus derselben Tasche zog er eine Schachtel Streichhölzer, von jenen großköpfigen Windhölzern, die vielen Dunst und einen jämmerlichen Geruch hinterlassen. Umständlich reibt er eines dieser Zündhölzer an und betrachtet angelegentlich, wie es langsam verbrennt. Ein zweites folgt und ein drittes. Das Coupé beginnt sich mit einem unerträglichen Dunst zu füllen, und der Geistliche fängt zu husten an. Endlich hält dieser nicht länger an sich: „Sind Sie verrückt? Wollen Sie mir die Schwindsucht beibringen?“ ruft er aufspringend. — „Keineswegs,“ antwortete Twain kaltblütig. „Ich suche nur mich zu zerstreuen. Das Leben ist so kurz, und diese Reise so lang. Da ich nicht rauchen darf, so zerstreue ich mich, wie ich eben kann.“ — „Dann zum Kuckuck rauchen Sie, und hol' Sie der Teufel!“ Und Marc Twain strich nur noch ein einziges, ganz gewöhnliches Zündholz an, an dem er seine Cigarre bedächtig in Brand steckte. Er hatte den Gegner des Tabaks überlistet.

Der dänische Componist August Enna, der ebenfalls ein passionierter Raucher ist, stieg in Nyborg in ein Rauchabteil zweiter Klasse, um nach Faaborg zu reisen. Mit Behagen zündete er seine Import-Cigarre an und sah in den blauen Wölkchen

den Genius der Musik aufsteigen, mit graziösen Bewegungen die zarten Saiten einer Goldharfe rührend — als er plötzlich auf grausame Art aus seinem Traumhimmel gerissen wurde. Ihm gegenüber hatte eine ältere Dame Platz genommen, welche mehrere Male ziemlich ostentativ hustete. Enna ignorierte es vollständig. Plötzlich richtete sich die Dame mit hochrotem Gesichte auf, riß mit einer energischen Handbewegung die Havanneserin aus Enna's Mund und schleuderte sie in weitem Bogen zum Fenster hinaus. Der Componist, als Hitzkopf bekannt, wurde hierüber so rasend, daß er den kleinen Mops, welcher neben seinem Gegenüber Platz genommen hatte, ergriff und gleichfalls in hohem Bogen zum Fenster hinausschleuderte. Die Dame jammerte und schrie aufs Furchtbarste nach Hilfe. Enna aber zündete mit der größten Ruhe eine neue Cigarre an. Im selben Augenblick hielt der Zug; die Dame hatte die Notleine gezogen. Dem Zugführer und herbeieilenden Bahnpersonal erzählte jede Partei den Vorfall in Wahrung eigener Interessen. Da kommt — so seltsam es auch klingen mag — der „Mops“ den Bahndamm entlang angesprengt. Er war zweifellos auf weichen Wiesenboden gefallen und hatte sich keinen Schaden zugefügt. Die Dame siedelte in ein Abteil für Nichtraucher über, der Zug fuhr weiter, und der Fall Enna war damit erledigt. Der Mops war zurückgekehrt, aber die Havanna blieb verschwunden.

Eine Episode aus dem jüngsten spanisch-amerikanischen Kriege berichtet der Capitain Robley D. Evans, welcher nach der Zerstörung des spanischen Schlachtschiffes „Vizcaya“ die Aufgabe hatte, den Kommandanten des feindlichen Schiffes an Bord der

„Iowa“ zu begrüßen und durch Abnahme des Säbels gefangen zu nehmen. Er erzählte im vertrauten Kreise seines Klubs: Müde und abgespannt, von Pulverstaub, Blut und Schmutz bedeckt, kam Capitain Eulate zu mir an Bord. Er that mir leid, nach Allem, was er erlitten. Ich ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand mit einem „Very glad to see you, captain, how are you!“ und gedachte ihn etwas aufzumuntern mit einer guten Cigarre, die ich ihm sofort anbot. Es war eine zehn Cents-Cigarre, Key West natürlich (nachgemachte Havanna). Eulate besah sich das Ding, zögerte, griff dann in seine eigene Tasche und zog eine prächtige echte Havanna heraus, herrlich gewickelt und höchst verlockend. „Darf ich Ihnen diese hier anbieten? Es ist meine letzte, fünfzehntausend davon hatte ich an Bord“ sagte er. „Und das sagen Sie jetzt erst?“ rief ich aus. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Hätten wir das geahnt, wir würden uns noch ganz anders angestrengt haben, Ihr schönes Schiff zu retten.“

Von dem preußischen Finanzminister von Miquel als Raucher erzählt man sich Folgendes: Kurz nach seinem Einzug in das Ministerhotel im Kastanienwäldchen schickte Herr Miquel, der damals noch dem ganz gewöhnlichen Bürgerstande angehörte, einen Diener zu einem in der Nähe wohnenden bekannten Cigarrenhändler und ließ um einige Proben bitten. Der Kaufmann beeilte sich, mit einem Probesortiment in eigener Person das Finanzministerium aufzusuchen, und mit der bekannten, gewinnenden Liebenswürdigkeit empfing ihn Herr Miquel, der damals gerade die „einnehmendste“ Persönlichkeit im ganzen preußischen Staat geworden war. Der Cigarrenhändler

legte seine Proben vor. Natürlich begann er mit Importen, und Herr Miquel bestellte von dieser und jener Sorte eine kleine Anzahl. „Das ist für meine Gäste," sagte er, „jetzt möchte ich aber für meinen eigenen täglichen Gebrauch etwas haben." Da empfahl ihm der Cigarrenhändler eine schöne Cigarre zu zwanzig Pfennigen das Stück. Aber hiermit kam er übel an! Der Minister fragte den Kaufmann, ob er ihn denn für einen Verschwender halte, und auch für das Angebot der Cigarren zu fünfzehn und zwölf Pfennigen hatte Herr Miquel nur eine schroffe Ablehnung. Etwas freundlicher wurde er schon, als die „Groschencigarren" an die Reihe kamen. Er betrachtete sie mit wohlwollendem Interesse, aber noch liebenswürdiger wandte er sich zu der Sorte in der Preislage von acht Pfennigen. Jedoch auch hier hielt er sich nicht lange auf, vielmehr blieb sein Blick an der einzigen Sorte von Sechspfennigcigarren haften, die der Händler eigentlich nur ganz zufällig mitgebracht hatte. Sofort wurden Käufer und Verkäufer einig. Der Herr Finanzminister steckte sich eins der edlen Rauchkräuter an, erklärte schmunzelnd, daß ihm die Sorte vorzüglich behage, und ist seit dieser Zeit der Kunde des Cigarrenhändlers für diese Sorte geblieben.

Aber auch in der Art des Rauchens verleugnet Herr v. Miquel seine Eigenart nicht. Er raucht so wenig raffiniert wie möglich. Auf seinem Arbeitstische prangen zwölf einfache Cigarrenspitzen, in jede hat sein Diener eine sorgfältig und „tief" abgeschnittene Cigarre gesteckt, und so raucht der Finanzminister, als „Kettenraucher" stets die neue Cigarre am Stummel der vorigen anzündend, ein ganz erhebliches Quantum, ohne seine Lippen mit dem

Tabak selbst in Berührung zu bringen. Der Diener hat eifrigst darüber zu wachen, daß der Vorrat nicht ausgeht, und daß immer frische Spitzen mit Cigarren darin zur Hand sind. „Die Hauptsache ist, daß die Cigarre raucht und nicht kratzt" — das ist der Standpunkt, den Herr von Miquel als Raucher einnimmt.*)

Ein starker Raucher war der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter.**) Aus seinem Buche „Ut de Festungstid" wissen wir, daß er „durch sin Pund Toback" auf der Festung Magdeburg den „Entspektor" auf seine Seite bekam und eine bessere Behandlung erfuhr als die Nichtraucher.

Daß die Cigarren, welche berühmte Raucher zwischen ihren Lippen gehabt haben, unter Umständen auch Gegenstand des Sammelsports werden können, wissen wir aus Wien. Dort wohnt nach dem „N. W. Tgbl." ein Herr P., welcher seit 35 Jahren von hervorragenden Persönlichkeiten abgelegte Cigaretten und Cigarren, die er in seinem Schreibzimmer in längs der Wände aufgestellten Vitrinen verwahrt hat, sammelt. Da ist eine von König Milan während der elektrischen Ausstellung vor dem Rotundenportale weggeworfene Cigarre; auf einem Zettel befindet sich das Datum, Ort des Fundes und die Notiz, daß Milan damals in Civil gewesen sei. Eine schön angebrannte Cigarre erinnert an Salvini; ferner sind „Erinnerungszeichen" an den Prinzen von Wales, an den König von Portugal, der ebenfalls während der elektrischen Ausstellung

*) Vergl. „Miquel als Raucher", Berliner Tageblatt, XXVII. Jahrgang, No. 579.

**) Warneke, Fritz Reuter, S. 98.

in Wien war, ferner Andenken an Heinrich Kuffler, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Freund seiner Cigarren gewesen. Wie weit schließlich die Rauchwut gehen kann, davon giebt folgende Anzeige in einem Opladener Blatt einen Begriff: „Rauchklub Qualmaria-Richrath. Derselbe feiert sein diesjähriges Stiftungsfest durch Konzert und Ball am Sonntag, den 9. Oktober, im Saale des Herrn Joh. Esser. Während des Konzertes großer Raucher-Wettstreit! Fünf Preise und ein Ehrenpreis (Wertgegenstände). Von 2 Uhr ab Empfang der geladenen Klubs im Klublokale und an der neu errichteten Bahnstation Richrath. Zu diesem Feste ladet freundlichst ein der Festausschuß."

Auch in Brügge existiert ein berühmter Tabaksclub, der „Brugische Rookersclub", der in einem Café an der Grande Place tagt, der sogenannten Cränenburg, in der einst Kaiser Maximilian 1488 gefangen gehalten wurde. Hier sind die Wettstreite nichts Seltenes, aber die Sieger sind merkwürdigerweise die, welche die längste Zeit brauchen, ihre 2 bis 3 Gramm Tabak aufzurauchen. Im Jahre 1897 war der Sieger ein gewisser Arthur Secz, der an 3 Gramm eine Stunde und 31 Minuten rauchte. Jedes Mitglied hat einen Eid auf die Statuten zu leisten und sich zu verpflichten: „1) Zu lehren, daß die Pfeife angenehmer und gesünder als die Cigarre oder die Cigarette ist; 2) Seinen Mitgliedern die Regeln des richtigen Rauchens anzugeben und sie nach denselben handeln zu lassen; 3) Interessante Pfeifen für das Museum zu sammeln." Die Gebräuche erinnern sehr an das alte „Tabakskollegium."

* * *

Seine größten Feinde hat der Tabak unter den Frauen. Nicht, daß sie alle wie die Mutter des verstorbenen Hofpredigers Emil Frommel in Berlin im Tabak einen Lebensverkürzer erblickten, nein, sie fürchten für ihre Bettvorhänge, Gardinen und Stores oder die weiße Wäsche des schnupfenden Gatten.

„Wie," fragte eine Freundin die andere, „Du kaufst Deinem Gatten wohl selbst Cigarren?" . . . „Ja," antwortete die kluge Freundin, „um ihm das Rauchen — abzugewöhnen!" Um Havanna's scheint es sich da freilich nicht gehandelt zu haben.

Aber nicht das ganze schöne Geschlecht ist dem Tabak so abhold. Das Rauchen coram publico, auf der Promenade, in öffentlichen Lokalen, am Fenster selbst, ist bei anständigen Damen des gemäßigten Mitteleuropa freilich noch immer verpönt. In Spanien und namentlich im spanischen Amerika rauchen dagegen vereinzelt auch Damen der besten Gesellschaft auf dem Korso, ja selbst beim Tanze, meist aber nur in ihren Boudoirs. Eine glutäugige Senorita mit dem sorgfältig gewickelten „Papelito" im Walzer dahinwirbeln zu sehen, ist hier und da nichts ungewöhnliches. Damit die zarten Finger nicht beschmutzt werden, wird die Cigarette mit einem goldenen Zängelchen gefaßt, welches übrigens auch in den ersten Wiener Rauchrequisitenhandlungen zu haben ist. Nicht weniger verbreitet ist das Rauchen unter den türkischen Damen, die sich gerne eines Tschibuks oder des Nargileh bedienen.

Ob unsere Damen zwischen den vier Wänden des Heimes rauchen sollen, diese Frage wird von Berufenen und Unberufenen ebenso entschieden verneint wie bejaht. Der Jesuit Jakob Balde hat um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als der Tabak

mit den Sturmwogen des dreißigjährigen Krieges schon über ganz Europa getragen war, auch eine Predigt gegen die rauchenden und schnupfenden „Frauenmenscher“ losgelassen, die ein ergötzliches Kapitel in der Geschichte der Herba Nicotiana bildet. Balde meint: „Wann dieser Rauch bei den Weibern eingeht, zieht die Zucht aus. Diese Seuche ist so ungezähmt und so weit eingerissen, daß sie auch das weibliche Geschlecht vergiftet. Man findet Frauenmenscher, die nicht allein anstatt des Nadelöhres oder der Spindel mit sich eine Tabaksbüchse tragen, sondern auch sogar die Pipe ansetzen und ihren glatten Mäulern mit dem Tabaksrauch einen Bart anrauchen und anschmutzen. Daher werdet Ihr manchen Mann unter anderen Beschwernissen, die ihm sein nötiges Haus-Übel verursachet, auch über diese, nicht ohne lächerliches Weinen klagen hören. Ach! mein Weib machet mich noch zum Bettler! Fraget Ihr nach der Ursache? Sie ist nicht zu erfüllen, wird er antworten. Womit? Etwa mit Wein, Met und dergleichen Getränken? Oder mit Hühnern, Enten, Gänsen? Ach nein! mit Tabak! mit Tabak! ist sie nicht zu erfüllen, dessen sie Jahre über so viel verschnupfet und verschmäuchet, als eine andere isset und trinket. In Wahrheit ein nicht geringes Wunder unserer Zeiten: ein Weib nüchtern vom Weine, aber trunken von Rauch und Pulverstaub! Das ist der rechte Geruch eines Weibes, wenn sie nach nichts riechet. Es möchte zwar noch hingehen, wenn sie sich beflissen, nach Balsam und Biesam zu riechen, oder der Rauch von der Küche und dem Herd möchte noch ihr gutes Gerüchte vermehren. Aber was ist das vor ein Geruch vor ein Weib, nach Tabak zu stinken? Man sagt, daß ein

altes Weib mit ihrem Anschauen einen klaren Spiegel verdunkle, auch sonst mit ihrem Odem andere vergiften könne: was mag dann wohl itzt geschehen, da sie über das noch Stank in sich sauffet?"

Dagegen verteidigt Paul Schüler die rauchenden Frauen, indem er emphatisch ausruft: „Ich für meinen Teil finde, daß meine Frau selten bessere Gelegenheit hat, Reiz und Grazie zu entfalten, als wenn sie raucht. Eine Cigarette macht einen kleinen, gespitzten Mund; — und was ist lieblicher als ein gespitzter Frauenmund? — sie vermag einen schönen Arm, eine zierliche Hand zur Geltung zu bringen und ein Männerherz in Flammen zu setzen. Manche Frau hat sich in das Herz ihres Gatten hineingespielt und hineingesungen; warum sollte sich ein Mädchen nicht in das Herz eines Mannes hineinrauchen dürfen?

Nein, unweiblich ist das Rauchen nicht. Mit demselben Rechte könnte man behaupten, es sei unmännlich, Chokolade zu trinken. Was würde wohl ein Mann dazu sagen, wenn er in einer Konditorei die verlangte Chokolade nicht erhält, weil Chokolade nur von Frauen getrunken werden darf? Cigarren und Cigaretten sind keine Geschlechtsabzeichen, sondern Genußmittel; und wenn rauchen weder unanständig noch unweiblich ist, so ist durchaus nicht einzusehen, weshalb Frauen nicht rauchen sollen. Ein Grund, ihnen diesen Genuß vorzuenthalten, kann nur in einem von Generation zu Generation gepflegten Vorurteile gefunden werden, dessen Ungerechtigkeit durch die Länge der Zeit nicht behoben sein dürfte. Es giebt gewiß Ungerechtigkeiten, die das weibliche Geschlecht schwerer bedrücken, als dieses unausgesprochene Rauchverbot. Allein als Symptom für die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts ist diese Erscheinung

auf dem Gebiete der Sitte nicht minder bedeutungsvoll als die Unterschiede, die auf dem Gebiete des Rechts zwischen Mann und Weib gemacht werden, ohne doch in der Verschiedenheit des Geschlechts eine Erklärung zu finden."

Neuerdings ist das Rauchen der Damen besonders in Amerika, England, Frankreich und Rußland in Aufnahme gekommen. In Frankreich beschäftigte sich jüngst die höchste Eisenbahninstanz mit der Frage, ob in Damencoupés geraucht werden dürfe. Eine russische Gräfin hatte diese Entscheidung provociert. Sie berief sich darauf, daß in den Damencoupés kein Rauchverbot angeschlagen sei, und sie darum habe rauchen dürfen. Da man ihr darin nicht unrecht geben konnte, aber auch durch ein Rauchverbot in den Coupés, welche die Aufschrift: „Dames seules" tragen, das nationale Tabaksmonopol nicht schädigen wollte, blieb die Angelegenheit zuletzt im Ministerium liegen.

Kaiserin Eugenie war eine „starke Raucherin" und befand sich sehr wohl dabei. Unter dem zweiten Kaiserreich rauchten überhaupt fast alle Damen der besten Gesellschaft in der Umgebung der Kaiserin Eugenie; unter diesen besonders Madame de Pourtales und Madame Ratazzi. Die Gräfin de Lezay-Marnesia, Ehrendame der Kaiserin, rauchte täglich mehr als ein Korporal. Napoleon und Eugenie hatten eine Vorliebe für mit Thee präparierte Cigaretten und fanden darin viele Nachahmer. In der französischen Bourgeoisie ist heute die Cigarette bei den Frauen Mode geworden, wie unter Ludwig XIV. die lange Pfeife. Auf den Bildern und Stichen von Abraham Boß, dem berühmten Maler und Kupferstecher des 18. Jahrhunderts, sieht man Frauen

dargestellt, die die Pfeife rauchen. Auch heutzutage noch kann man in manchen Gegenden Hollands Frauen sehen, die in aller Gemütlichkeit aus ungeheuren Pfeifen rauchen, während sie ihre Hausarbeit verrichten. Die Zeiten sind vorbei, wo man eine Cigaretten rauchende George Sand als Ausnahme betrachtete, und die fürstlichen Damen stehen als Raucherinnen nicht mehr vereinzelt da.

Auf seinem raschen Siegeszuge durch das Reich der schönen Frauen machte Napoleon Bonaparte auch einmal bei Madame de Ranchoup Halt. Wie lange, ist historisch nicht festgestellt. Da hören wir denn, daß die Dame im August des Jahres 1812 unvermutet wieder in ihrem Heimatsorte Craponne erschien — die „Hofdame" suchte Erholung — und hier durch ihr Benehmen nicht geringes Aufsehen verursachte. Nicht nur, daß die Ranchoup ihren heißgeliebten, schwarzen Hund mit in die Kirche nahm, sie rauchte auch am offenen Fenster. Man kann denken, was die Craponner Spießbürgerinnen zu dieser ungewohnten Sache für ein Gesicht machten. Anfangs der dreißiger Jahre erregte die berühmte Lola Montez in Berlin nicht weniger Ärgernis. Der Knabe Brugsch sah noch die Spanierin in Begleitung einer englischen Dogge, mit einer brennenden Cigarette im Munde und einer Reitgerte in der Hand, unter den ehrsamen Linden einherwandeln. Dogge, Reitgerte und Cigarette, das war zu viel. Die Polizei bot der schönen Lola Arm und Geleite bis über die Grenzpfähle der Stadt an, und sie durfte diese Liebenswürdigkeit nicht abschlagen.

Lady Campbell ist voll des Lobes über das Rauchen der Damen; sie sagt: „Eine elegante Europäerin, die das Unglück hat, während der letzten

Jahre des 19. Jahrhunderts zu leben, ist gewöhnlich etwas nervös; das Tabakrauchen ist das beste Mittel, ihre Nerven zu beruhigen. Kaum steigen die ersten Tabakswölkchen in die Höhe, so stellt sich auch ein allgemeines Wohlgefühl ein; die an den Haarwurzeln angesammelte Elektrizität verteilt sich; die Oberhaut wird weniger empfindlich, und in dem Maaße, als die künstlichen Wolken sich verdichten, tritt auch eine philosophische Ruhe des Gemüts ein, und der Humor kommt zu seinem Rechte. Aber nicht blos der Geist erholt sich, auch der Körper gewinnt bei dieser Art von Halbschlummer." Kein Wunder, daß bei solchen Verteidigerinnen der Rauchkunst in England jetzt das Rauchen der Frauen überhand nimmt.*)

In England raucht heute Alles, nicht blos die Damen des Westends, sondern auch das Ladenmädchen und das Fabrikmädchen des Ostends, ja selbst die Köchin. Das Rauchen der letzteren bietet sogar nicht mehr einen Rechtsgrund, diesen Dienstboten sofort, selbst nicht gegen Gewährung des Monatsgehaltes, zu entlassen. Ein weiser englischer Richter hat neulich entschieden, daß man sich selbst einer wie ihre Kochmaschine rauchenden Köchin nur im Wege regelmäßiger Kündigung wieder entledigen kann. Die „Frankf. Ztg." teilte allerdings auch ein gegenteiliges Urteil eines Londoner Richters mit.

Ein Mitarbeiter des „Daily Telegraph" hat bei Tabaksverkäufern, Ärzten und anderen eingeweihten Persönlichkeiten über das Rauchen des weiblichen Geschlechtes Erhebungen angestellt, deren Resultate die folgenden sind: Daß bei jungen Mädchen

*) „Die rauchende Engländerin", von Otto Brandes, im „Berliner Tageblatt".

aus den „besseren“ Ständen die Vorliebe für die Cigarette zunimmt, dafür wird das Radfahren als Hauptursache hingestellt. Bei den immer mehr in Gebrauch kommenden gemeinsamen Ausflügen junger Leute per Fahrrad entwickelt sich ein freierer Verkehr der beiden Geschlechter. Ein junger Herr läßt dann bisweilen eine junge Dame zum Scherz eine Cigarette versuchen, sie raucht sie ebenfalls zum Scherz und nachher findet sie Geschmack daran. Nirgends aber soll es, der Mitteilung eines Tabakshändlers zufolge, so viele Raucherinnen geben, als unter den jungen Frauen des ärmeren Mittelstandes. Der Schreiber oder der Ladenbedienstete, der eine Maschinenschreiberin oder eine Verkäuferin geheiratet hat, bewohnt draußen in der Vorstadt ein Haus, das er mit einem verheirateten Kollegen gemeinsam gemietet hat. Die jungen Frauen haben ihre häusliche Arbeit bald verrichtet, und für Unterhaltungen oder Vergnügungen können sie keinen Aufwand machen. Da muß dann die Cigarette aushelfen, die sie über das Entbehrte hinwegtäuscht. Die Billigkeit der Cigarette erklärt auch ihre ausgedehnte Verwendung seitens der Arbeiterinnen und Dienstmädchen. Während die luxuriöse türkische oder ägyptische Cigarette nur für den wohlhabenderen Raucher vorhanden ist, die kurze Pfeife vom männlichen Arbeiter geraucht wird, kann die Arbeiterin jetzt um so leichter sich Cigaretten kaufen, als die maschinelle Herstellung derselben die Preise bedeutend verringert hat. Diejenigen Arbeiterinnen, die in Tabaksfabriken beschäftigt sind, sollen alle ausnahmslos rauchen. Diese übertragen dann die Gewohnheit auf ihre Freundinnen. Die Verkäuferinnen in den Geschäften des Westend, welche bei ihren Arbeitgebern wohnen, sind sämtlich Nichtrauche-

rinnen, weil es ihnen zu keiner Zeit gestattet wird, zu rauchen. Der beste Beweis dafür aber, daß das Rauchen beim weiblichen Geschlechte in England zunimmt, ist der Umstand, daß große Tabaksfabriken anfangen, besonders für den weiblichen Geschmack zu arbeiten. Wenn die Damen nicht mehr blos zum Scherze rauchen, dann werden sie die größten Feinschmeckerinnen auf diesem Gebiete. Das wissen die Tabaksverkäufer im Westend, bei denen die delikatesten und feinsten Cigaretten für weiblichen Konsum vorrätig gehalten werden. Cigaretten in besonders feinem und dekoriertem Papier werden auf Bällen u. dergl. den Damen gereicht, und bei fashionablen Hochzeiten kam es schon öfter vor, daß sich unter den Brautgeschenken auch ein goldenes Cigaretten- und Streichhölzeretui befand mit den eingravierten Initialen darauf. Für die ärmeren Raucherinnen hat der Tabakshändler Cigarettenpackete zu einem halben Penny vorrätig, und manche Arbeiterin richtet ihre Ausgabe für das Mittagsessen so ein, daß noch ein halber Penny für „Rauch" übrig bleibt. Eine merkwürdige Thatsache ist, daß Frauen helleren Tabak wählen, als Männer. Sie nehmen nie ganz dunklen Tabak, den sie für zu stark halten.

Das Festmahl, welches die Stadtvertretung Londons am 5. Januar 1898 den neugewählten Mitgliedern der Londoner Schul-Aufsichtsbehörde gab, brachte eine Streitfrage zur Entscheidung, welche seit Monaten die führenden Kreise der englischen Frauenbewegung in Aufregung gehalten hatte. Man stritt darum, ob den Damen, welche in amtlicher Eigenschaft an öffentlichen Festmahlen teilnehmen, das Rauchen gestattet sei, sobald die männlichen Teilnehmer zur Cigarre oder Cigarette greifen. Seitens der

beteiligten Männerwelt war das Nichtrauchen der Damen bei solchen Gelegenheiten ebenfalls oft als lästige Fessel betrachtet worden, denn nach der bisher geltenden Etiquette hätten sich bei derartigen Festen auch die männlichen Teilnehmer des Rauchens enthalten müssen; andererseits sahen die Vertreterinnen der Emanzipation in dem Rauchverbot für Damen gerade in diesen Fällen eine Beeinträchtigung der ihnen sonst gewährten Gleichberechtigung. Das bezeichnete Festmahl hat nun aber den Streit endgiltig entschieden; denn, als nach dem letzten Gange einzelne Herren zu rauchen begannen, erhob sich die Sprecherin der sieben weiblichen Mitglieder des Schulkuratoriums und erklärte, daß sie mit ihren anwesenden Kolleginnen übereingekommen sei, ebenfalls zu rauchen. Die Herren hätten demnach keine Veranlassung mehr, sich durch die Rücksicht auf die Damen irgend welche Beschränkung im Rauchen aufzuerlegen. In der englischen Presse wurde dieser Entschluß der Dame im Allgemeinen zustimmend beurteilt. Einige begeisterte Verfechter der Frauenemanzipation waren über die bahnbrechende Unerschrockenheit der sieben Schulkuratorinnen derart entzückt, daß sie jeder derselben eine goldene Cigarettendose zu widmen beschlossen.

In Irland ist das Rauchen des kurzen Thonstummels bei den Frauen auf dem Lande gang und gäbe, und alte Irländerinnen, die nach London verschlagen sind und ihre Tage im Arbeitshause beschließen, sind meist so eingefleischte Raucherinnen, daß ihnen, weil man bei ihrem hohen Alter für ihre Gesundheit fürchtet, das Rauchen gestattet wird. Am russischen Hofe war früher das Rauchen der Damen allgemein beliebt. Die jetzige Czarin scheint

dagegen dem Nikotin nicht hold zu sein. Hierauf deutet wenigstens der Ukas, welchen sie jüngst erlassen hat und welchem zufolge die Hof- und Palastdamen nicht mehr öffentlich rauchen dürfen. Natürlich erscheint dieser Befehl nur denen, welche wissen, daß in Rußland das Rauchen bei den Damen ebenso verbreitet ist, wie bei den Herren. Und wer da glaubt, unter Rauchen sei nur das Indieluftpaffen irgend eines aromatischen Erzeugnisses der Kompagnie Laferme oder höchstens einer winzigen „Sennorita" zu verstehen, der ist gar gewaltig auf dem Holzwege. Die Firma Upman, Herr Henry Clay und Herr Julian Alvarez in Havanna senden einen nicht unbedeutenden Teil ihrer herrlichen Produkte nach dem heiligen Rußland, und es sind nicht die Herren, welche den ganzen Import an Cigarren verbrauchen. Die Fürstin Mellin ist bekannt darob, daß sie die besten Regalias in ganz Rußland raucht, und Bock y Co. fabrizieren für die Gräfin Dimitri Woronzoff eine eigene Sorte, welche sonst kein Lebender erhält, als besagte Dame. Doch das Cigarren- und Cigarettenrauchen ist nicht nur ein Vorrecht der Damen höchster Aristokratie: die Frau des Iswoschtschik raucht, die Tochter der Muzsik raucht, die Kaufmannsfrau, die Beamtensgattin, die Frau des Arztes und des Advokaten — sie alle rauchen lustig darauf los. Man mag es unter solchen Umständen begreiflich finden, daß die Kaiserin, welche vor noch nicht allzulanger Zeit an einem deutschen Fürstenhofe lebte, das Rauchen der Damen in ihrer nächsten Umgebung mit nicht allzugroßem Wohlwollen ansah und endlich mittelst des in Rede stehenden Erlasses den nikotinfreundlichen Hofdamen großes Herzeleid verursachte und eine harte Entbehrung auferlegte.

Das ist ein starrer Gegensatz zu den bisherigen Gepflogenheiten am russischen Hofe, denn nicht nur die Großfürstinnen, die Herzogin von Leuchtenberg, selbst die Kaiserin-Wittwe haben eine große Vorliebe für die Cigarette. Auch an den anderen Fürstenhöfen Europas steht diese bei den Damen in Ehren. Der „Figaro“ erzählt, daß man aber besonders in Rußland die Wahrnehmung machen kann, wie Damen der besten Gesellschaft mit den Herren um die Wette Cigaretten wickeln.

Spanien und Portugal, Amerika und England, Frankreich und Rußland, aber auch Schweden und Norwegen sowie Dänemark, haben vor uns die „rauchenden Damen“ voraus. Wie lange noch? In den Boudoirs hat sich die Cigarette auch bei uns schon eingebürgert, und rauchende Dienstmädchen sind in Berlin nichts Unbekanntes mehr, wenn man den dortigen Zeitungsreportern glauben darf. Auch in unseren Tabaksläden kann man bereits die „Thee-Cigarette“ sehen, welche die „vornehme Welt“ Londons aufgebracht hat. Auch in Paris raucht man ja bereits chinesischen Thee und trinkt Eau de Cologne dazu. Sollen Damen rauchen? Diese Frage ist auch bei uns schon zur „brennenden“ geworden. Ich will sie hier nicht entscheiden. Doch kann ich offen gestehen, daß mir meine Frau als „Nichtraucherin“ lieber ist, denn als wolkenpaffende, nikotinduftige Aphrodite der modernsten Kultur.



Zehntes Kapitel.

Vom Nutzen und Schaden des Tabaksgenusses. — Hygieine des Rauchens.

Warum wir eigentlich rauchen? Warum wir schnupfen? Warum wir priemen? Diese Weisheit ist bislang noch von keinem Sterblichen ergründet worden. Der Tabak soll für Alles gut sein. Ein orientalischer Prinz, der sich eine bestimmte Antwort auf diese schwerwiegende Frage holen wollte, kam zu dem Resultat, daß der Tabak für Alles gut ist. Der Kranke rauche, um gesund zu werden, der Gesunde, um seine Gesundheit zu erhalten, der Trauernde, um sich heiter zu stimmen, der Heitere zur Erhöhung seiner Lebensfreude, der Reiche, um seine Langeweile zu vertreiben, der Arme, um sein trauriges Los zu vergessen. — Allen sei der Tabak der willkommene Segenspender im Kampfe des Lebens. Soviel ist sicher, daß der Tabak ursprünglich nur als Heilmittel zur Anwendung kam. An seine Heilkraft wird aber auch heute noch, nicht nur bei den Naturvölkern, geglaubt.

Als im Jahre 1560 der französische Gesandte zu Lissabon der Königin Katharina von Medici die ersten Tabakspflanzen überbrachte und ihm zu Ehren das sauerstofffreie Alkaloid des Tabaks „Nikotin", $C_{10} H_{14} N_2$, genannt wurde, da fanden sich auch sofort eine Reihe französischer Ärzte, welche Wunderkuren mit dem Tabak vornehmen wollten und englische und deutsche Ärzte folgten bald nach.

Die organischen Bestandteile des Tabaks sind: Nikotin, flüchtiges Öl, Proteïnstoffe, Fett, organische Säuren, Zucker, Stärkemehl, Piktinstoffe und Holzfaser. Das Tabaksblatt hat einen scharf aromatischen Geruch und einen bitter scharfen Geschmack. Die grünen Tabaksblätter zeigen keinen Geruch nach Nikotin. Rindvieh kann beträchtliche Mengen grüner Tabaksblätter ohne Nachteil verzehren. Der Geruch nach Nikotin tritt erst bei der Fermentation auf, welcher das getrocknete Blatt ausgesetzt wird; es scheint also das Nikotin im nicht fermentierten Tabak in einer Verbindung, vielleicht an organische Säuren gebunden, vorhanden zu sein. Durch das Fermentationsverfahren, welches den Zutritt der Luft ausschließt (indem man die feuchten Blätter dicht gepreßt gähren läßt), erfährt der Nikotingehalt eine ganz bedeutende Abnahme, die so weit gehen kann, daß sämtliches Nikotin verschwindet. Im allgemeinen schwankt der Gehalt an Nikotin in den grünen Blättern von 1,5 bis 9,0 %, im fertigen Tabak von 0 bis 8 %. Ordinärer Tabak enthält 7 bis 8 %, feinster Havanna-Tabak weniger als 2 %.

Das Nikotin gehört zu den alkaloidischen Basen, die unter den Pflanzengiften eine so große Rolle spielen, zu denen z. B. auch das Opium gehört. Da es sauerstofffrei ist, so hat es eine große Ähnlich-

keit mit dem Schierlingsgift. Man kennt außer dem Tabak keine Pflanze, welche Nikotin enthielte. Von der Wirkung des Nikotin auf den menschlichen Organismus sagt Dr. R. Kißling in seinem Buche „Tabakkunde“: „Die Nikotindämpfe üben eine äußerst reizende Wirkung auf die Schleimhäute der Atmungswege aus; die Verdampfung schon weniger Tropfen Nikotin macht die Luft eines Zimmers völlig unatembar. Ebenso ist der Geschmack des Nikotins von außerordentlicher Schärfe; schon sehr verdünnte Lösungen verursachen ein ekelhaft kratzendes Gefühl im Schlunde. Es ist dies als ein glücklicher Umstand zu bezeichnen, da schon die in einer einzigen kräftigen Cigarre enthaltene Nikotinmenge zur tödlichen Vergiftung eines Menschen hinreicht, sodaß der wässerige Auszug aus einigen Grammen Tabak einen todbringenden Gifttrank darstellt.“

Seiner physiologischen Wirkung nach ist das Nikotin also unter allen Alkaloiden das gefährlichste Gift. Die tödliche Dosis ist bei Hunden $^1/_2$ bis 2 Tropfen, bei Kaninchen schon $^1/_4$ Tropfen, während kleine Vögel schon zu Grunde gehen, wenn ihrem Schnabel ein in Nikotin getauchter Glasstab genähert wird. Für den Menschen ist die kleinste tödliche Dosis Nikotin noch nicht genau festgestellt. Doch sind bereits bei $0_{,003}$ g heftige Vergiftungserscheinungen beobachtet worden, selbst Ohnmacht und Krämpfe. Das Gift des Nikotins wirkt zunächst auf das Großhirn und zwar in sehr kleinen Gaben erregend, in größeren lähmend auf die Hirnfunktionen. Jene Erregung ist es, durch welche das Tabakrauchen den Menschen zu geistigen Arbeiten geeigneter macht und ihm den Schlaf zum Teil verscheucht. Wahrscheinlich beruht die Wirkung

des Tabaks und des Tabakrauchens zum Teil auf dem flüchtigen Öl, welches im Tabak nur in der Menge von $0_{,03}$ % enthalten ist. Beim Rauchen werden die schweren flüchtigen Destillationsprodukte durch den durch die Cigarren gesaugten Rauch diesseits der verkohlenden Stelle abgelagert. Es wird daher der Tabak in der Pfeife ebenso wie die Cigarre während des Rauchens mit Nikotin und dessen Zersetzungsprodukten, Pyridin, Kollidin und mit theerigen Destillationsprodukten immer mehr und mehr durchtränkt. Diese Durchtränkung vermindert aber die Verbrennlichkeit des Rauchmaterials und infolgedessen wird der aus dieser Portion desselben entstehende Rauch noch mehr scharfe, brenzliche Stoffe enthalten. Der Umstand, daß bei der Cigarre der Luftzutritt während des Rauchens viel leichter erfolgt, bringt es mit sich, daß Tabake, welche in Form der Cigarren vom Raucher ganz gut vertragen werden, in der Pfeife geraucht sehr scharf schmecken und betäubend wirken. Eine zu rasche Verbrennung des Rauchmaterials liegt aber nicht in der Absicht des Rauchers, da es hierbei nicht zur Bildung der aromatischen Bestandteile des Rauches kommen kann. Im allgemeinen wird das Pfeifenrauchen für weniger schädlich als das Cigarrenrauchen betrachtet. In dieser Fassung ist der Satz aber nicht haltbar, da es ja doch auch auf die Qualität des Tabaks ankommt, der geraucht wird, und auch auf das Wie und Wieviel man raucht. Für gewöhnlich soll man weder Cigarren noch Pfeifen bis zum Schlusse ausrauchen, da auch in der Pfeife der zuletzt bleibende Tabak mit nikotinhaltigem Saft durchtränkt ist. Der Gebrauch des Mundstückes — am besten aus Bernstein und Meerschaum — ver-

mindert die Schädlichkeit des Rauchens insofern, als die Cigarre nicht direkt mit der Mundhöhle in Berührung kommt, wo sie, vom alkalisch reagierenden Mundspeichel benetzt, an diesen Nikotin und scharfe Stoffe direkt aus dem Blatte abgiebt. Am schädlichsten wirkt das Rauchen vor dem Frühstück bei nüchternem Magen und bei Nacht, wenn Thür und Fenster geschlossen sind, ferner auch bei dem Verschlucken des Rauches, wobei der Rauch jedoch nicht in den Magen, sondern in die Bronchien gelangt. Der Genuß des Rauchens zusammen mit dem von Alkohol, Kaffee und Thee wirkt bei dazu Disponierten stark erregend auf das Gefäßsystem und die Nerven. Bei den Erscheinungen der chronischen Tabakvergiftung ist vor allen Dingen die absolute Enthaltsamkeit von Tabak geboten. Im allgemeinen geht dies ganz leicht, von einer Entziehungskur mit all ihren Begleiterscheinungen ist hier keine Rede. Damit der Kranke etwas im Munde hat, kann er Ingwer kauen. Sehr zu empfehlen ist die Anwendung von Kaltwasserkuren oder Dampfbädern, je nach den Indikationen.

Hygieinisch läßt sich gegen mäßiges Tabakrauchen nichts einwenden. Die Wirkung eines Glases Bier oder einer Tasse Thee ist im allgemeinen viel augenfälliger als die einer Cigarre; sie ist aber auch viel intensiver, was sich auch darin bekundet, daß viele Leute den ganzen Tag rauchen. Die mäßige Anregung der Peristaltik des Darms durch das Rauchen kann bei Leuten, die zu Obstipation geneigt sind, eine leichtere Defäkation bewirken. Das Nikotin,

---

*) Vergl. den Artikel über Tabak in der „Realencyclopädie für die gesamte Heilkunde".

sowie die große Reihe flüchtiger Basen (Pyridin, Kollidin, Pikolin, Lutidin), sowie Blausäure, Schwefelwasserstoff, Kohlenoxyd, Sumpfgas, welche im Tabakrauch enthalten sind, äußern ihren nachteiligen Einfluß erst dann, wenn durch Unmäßigkeit die Grenze der Toleranz des Organismus überschritten wird. Dann nimmt der Appetit ab, es stellt sich Magenkatarrh, chronischer Rachen-, Kehlkopfkatarrh ein und Herzklopfen, Delirium cordis, hypochondrische Verstimmung, Gliederzittern, psychische Erregtheit, Amblyopie werden als Folgekrankheiten beobachtet. Am auffallendsten ist die durchweg höhere Pulsfrequenz, welche die Raucher gegenüber den Nichtrauchern gleicher Konstitution haben. Durchschnittlich beträgt die Pulsfrequenz bei Rauchern 81, bei Nichtrauchern 71. Von den Schleimhäuten ist es zunächst die der Mundhöhle und des Rachens, welche durch die brenzlichen Bestandteile des Rauches gereizt wird. Die Angina der Raucher ist durch Trockenheit der Schleimhaut charakteristisch. Auch die Verdauungsorgane werden sehr bald in Mitleidenschaft gezogen. Durch Abstumpfung der Geschmacksnerven wird die Eßlust herabgemindert; es treten Magenschmerzen und ein Gefühl von Völle ein; Verstopfung wechselt mit Diarrhöe ab. Als Störungen des Centralnervensystems zeigt sich vor allen Dingen Schlaflosigkeit. Eine medizinische Kapacität in Wien kämpfte Monate lang mit Schlaflosigkeit, ohne hierfür einen Grund zu finden; es wurde schließlich der Versuch gemacht, des Abends nicht mehr zu rauchen — und damit war das Übel gehoben. Auch den Lippen-, Zungen- und Kehlkopfkrebs glaubt man bei Rauchern auf das Rauchen zurückführen zu können. Doch sind hierüber noch weitere Untersuchungen nötig.

In der englischen Zeitschrift „Young Man“ treten auch solche Ärzte für den Tabaksgenuß ein, welche der Temperenzlerbewegung nahestehen. Dr. med. Normann Kerr sagt, er müsse sich gegen Wissenschaft und Wahrheit vergehen, wenn er behaupten wolle, daß Tabakrauchen stets schädlich sei. Der Tabak besitzt außer anderen Tugenden desinfizierende Eigenschaften. „Wenn ich heute in ein Fieberhospital gehen müßte, würde ich jedenfalls rauchen. Der Tabaksrauch zerstört sowohl die Mikroben der Cholera wie die der Lungenentzündung. Wenn ein Familienvater todmüde und äußerst reizbar von der Arbeit heimkehrt, wenn er an Allem etwas auszusetzen hat, am Geschwätz der Kinder, am Essen und allem Übrigen, braucht seine Frau ihn nur zum Rauchen aufzufordern und der Bär wird ein Lamm und der häusliche Friede ist hergestellt. Das ist der moralische Nutzen des Tabaksgenusses.“ Die Behebung der Kolik durch Tabaksrauch greift als Hausmittel, namentlich bei Tieren, weiter um sich. Der Rauch wirkt reizend auf den Darmkanal und regt die Peristaltik an. So heißt nämlich die Art der wurmförmigen Bewegung, die den unwillkürlichen Muskelfasern des Darmkanals eigentümlich ist. Diese ziehen sich nämlich eine nach der andern stromabwärts zusammen, verengen also den Darmkanal Schritt für Schritt in fortkriechender Weise, indem sie auf diese Art den Kot allmählich abwärts schieben. Der Tabaksrauch wird in einer gewöhnlichen Pfeife erzeugt und vermittelst eines eingeölten Gummischlauches in den After geblasen. Sobald die birnförmige Erweiterung des Mastdarms damit gefüllt ist, tritt der Rauch wieder von selbst nach außen. Das Tier erleidet keinerlei Schmerzen und wälzt sich nicht; in kurzer

Zeit erfolgt die Entleerung von Gasen und Kotmassen. Kolik, sowie hartnäckige Verstopfungsfälle bei Pferden, Rindern und Schafen werden durch Tabaksrauch thatsächlich schnell und sicher behoben.

Um die schädlichen Wirkungen des Nikotins zu beheben, hat man zahlreiche Gesundheitspfeifen konstruiert und Gesundheitscigarren in den Handel gebracht. Eine neue hygieinische Cigarre, welche zum ersten Male alle Einwände gegen die gesundheitsschädliche Wirkung des Tabakrauchens beseitigt, soll von Professor Gerold in Halle durch ein besonderes Verfahren hergestellt worden sein. Professor Gerold war selbst durch vieles Cigarrenrauchen leidend geworden und machte sich nunmehr an die Untersuchung, ob bei der Verarbeitung des Tabaks demselben von vornherein Stoffe hinzugefügt werden könnten, welche die nachteiligen Eigenschaften des Nikotins aufzuheben vermöchten. Sehr bald wurde in dem Gerbstoff das sicherste Mittel dazu festgestellt, aber die Versuche ergaben, daß man den Gerbstoff allein dazu nicht verwenden könne. Nach langen, vergeblichen Experimenten fand Gerold in Origanum vulgare, unserm wilden Majoran, einen Stoff, dessen Saft sich in ausgezeichneter Weise dazu eignet, in Verbindung mit Gerbstoffen als Durchtränkungsmittel des Tabaks verwandt zu werden. Nachdem der Nikotingehalt einer Tabaksorte genau festgestellt, die Stärke der hinzuzufügenden Stoffe sorgfältig abgewogen, die geeignete Temperatur bei der Anwendung derselben berücksichtigt war ꝛc., führten die Versuche zu einem vollen Erfolge. Die auf diese Weise behandelten Tabake sollen nunmehr vollkommen unschädlich sein, indem sie jede Nikotinwirkung ausschließen, dabei behalten sie ihr schönes Äußere, ihren

feinen Geschmack und ihr volles Aroma. Unter dem Namen „Lehet“ wird von Paul Oltósy & Söhne in Wien ein Tabakszusatz verkauft, welcher die schädlichen Wirkungen des Nikotin mindern soll.

Sehr beachtenswerte hygieinische Winke für Raucher hat der Generalarzt Dr. Schüler gegeben. Er sagt: „Vor Allem ist das Rauchen bei Nacht und vor dem Frühstück bei nüchternem Magen zu widerraten, da die Erfahrung gezeigt hat, daß gerade dieses Rauchen Verdauungsstörungen hervorruft; zu verbieten ist auch das Rauchen bei allen anstrengenden Bewegungen: Turnen, Tanzen, Bergsteigen, Radfahren. Der Raucher hat ferner darauf zu sehen, daß der von ihm eingesogene Rauch rasch und gründlich aus dem Munde gestoßen wird; keineswegs darf er ihn durch die Nase stoßen oder verschlucken, wie es z. B. in Frankreich und Rußland mißbräuchlich ist. Besonders ist zu beachten, daß eine Pfeife oder Cigarre nicht beständig mit den Lippen gehalten wird; sie sind vielmehr meist in die Hand zu nehmen. Endlich ist es gesundheitlich unstatthaft, den Tabak bis zum letzten Rest der Cigarre zu rauchen; denn — in cauta venenum. Das Rauchen aus Pfeifen ist im allgemeinen weniger nachteilig als das Rauchen von Cigarren und Cigaretten. Eine „Gesundheitspfeife“ muß aber lang, porös und für die häufigen Reinigungen leicht zugängig, teilbar sein. Am schädlichsten ist das Rauchen von Cigaretten. Abgesehen von den seitens des oft mit Opium gemischten Tabaks drohenden Gefahren reizt der durch das Verbrennen des Cigarettenpapiers entstehende Rauch obendrein die Augen, trocknet die Mundhöhle aus und erzeugt Rachenkatarrh. Ein ebenso einfaches wie wirksames

Schutzmittel gegen die Gefahren des Tabaks ist eine systematische Mundpflege. Wasser, reines Trinkwasser, in dem Kochsalz aufgelöst wird, und zwar je ein Viertelliter solchen Wassers auf ein Gramm Kochsalz, stelle sich der Gewohnheitsraucher für die Zeiten unmittelbar nach dem Aufstehen, dann vor jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen bereit und spüle also etwa sechsmal täglich den Mund kräftig aus. Auf die Abendspülung vor dem Schlafengehen ist das Hauptgewicht zu legen, weil sie, unvollständig ausgeführt, den Raucher eine ganze Nacht unter dem Einflusse des Tabaks beläßt. Desodorisierende Mundwässer sind vom Übel, indem sie die riechende Sünde des Rauchers nicht sühnen, sondern nur verhüllen." *)

Dr. med. Andreas Wilson, sonst ein Freund des Tabakrauchens, eifert auch gegen die Cigaretten. „Sie wirken deshalb so schädlich", sagt er, „weil man, in dieser Form genossen, bei Weitem zu viel raucht." Man schreibt die Schädlichkeit des Cigarettenrauchens hauptsächlich der Papierumhüllung zu. Mit Unrecht. Das Cigarettenpapier liefert durchschnittlich 8 % Asche, welche allerdings für gewöhnlich Eisen, Kalk, Kupfer, Blei, Ultramarin, Silicium, Thonerde ꝛc. enthält, aber doch in ganz geringen Mengen. Wenn auch ein Raucher 25 Cigaretten pro Tag raucht, was eigentlich schon außergewöhnlich ist, so hat er nur ungefähr 0,8 Gramm Papier verraucht. Die von diesen 25 Cigaretten stammende Asche wiegt ca. 0,6927 Gramm und enthält 0,000128 Gramm Kupfer- und Bleioxyd. Wenn auch diese

*) Generalarzt Dr. Schüler: „Gesundheitspflege für Raucher" im „Zentralblatt f. allgem. Gesundheitspflege."

schädlichen Produkte sämtlich zur Lunge gelangen würden, so würde der Raucher innerhalb 25 Jahren doch nur ca. 1 Gramm davon eingeatmet haben. Diese Zahlen dürften wohl geeignet sein, die Aengstlichen vollständig zu beruhigen.

Man sieht, es kommt auch hier nur auf das Maßhalten an. Dr. Max Breitung-Koburg warnt die Raucher vor Cigaretten auch nur aus diesem Grunde auf Grund seiner ärztlichen Erfahrungen in der „Deutschen Medizinalzeitung." Gerade bei der Influenza in den letzten Jahren hat er die Cigarette in deutlicher Weise kennen und fürchten gelernt. Ihre Gefahr liegt, sagt er, darin, daß sie, einzeln ein Nichts, zum Mißbrauch anregt. Cigarettenraucher, Herren wie Damen, rauchen meist den ganzen Tag; man erkennt sie, wenn der Blick erst einigermaßen geschärft ist, sofort an einer eigentümlichen Gelbfärbung der Fingernägel. In der russischen Gesellschaft übt die Cigarette die unumschränkteste Herrschaft aus, und gerade die russische Cigarette scheint die intensivste Wirkung zu haben. Diese Wirkung ist nach Dr. Breitung's Erfahrungen um so gefährlicher, je mehr sich damit der Mißbrauch des Alkohols, namentlich des Champagners, verbindet. Man wird bei Cigaretten-Rauchern fast ausnahmslos eine schwache, ungemein häufig eine unregelmäßige Herzthätigkeit beobachten neben Neigung zur Schlaflosigkeit, Appetit- und Verdauungsstörungen, sowie chronischem Nasenrachenkatarrh. Diese Krankheitsstörungen sind bei anderen Rauchern, selbst solchen, die nur echte Havannacigarren rauchen, nicht annähernd in demselben Grade häufig. Wie oft erhält man auf die Frage „Rauchen Sie?" die Antwort: „Ja, aber nur Cigaretten." Es handelt sich nicht

um einen prinzipiellen Kampf „gegen die Cigarette“, sondern um einen Kampf gegen die 20, 30 und mehr Cigaretten Tag für Tag!

Um die angeblich schädliche Wirkung des Cigarettenpapiers zu vermeiden, hat man neuerdings sogenannte „Lakritzen-Cigaretten“ in den Handel gebracht.

Das zu dieser Cigarette „Pectoral“ verwendete „Papier hygiénique“ ist aus Süßholz und Lakritzen hergestellt; durch seine Zusammenstellung wird die Schädlichkeit des Nikotins zerstört und beim Rauchen das Austrocknen des Mundes verhindert. Es wirkt angeblich sehr angenehm auf die Lungen und hinterläßt einen außerordentlich guten Geschmack. Das Papier sieht braun aus und ist in der That ganz süß. Dieser „Vorteil“ wird aber durch seine ganz unverhältnismäßige Stärke wieder aufgewogen. Die Behauptung des Erfinders, die „Schädlichkeit des Nikotins werde zerstört“, muß natürlich erst noch bewiesen werden; jedenfalls ist Nichtrauchern eine Stange Süßholz oder Lakritzen ohne Tabak mehr zu empfehlen. Die ganze Verbindung erinnert an den bekannten „Hering mit Schlagsahne“.

Ein wütender Feind alles Tabaksgenusses ist der italienische Arzt und Philosoph Mantegazza. Er ist ein solcher Feind des Rauchens, daß er der Damen Aufgabe in dieser Welt darin erblickt, die Herren der Schöpfung vom Glimmstengel abzuhalten. Der italienische Gelehrte will nicht, daß auf uns die Linné'sche Definition Geltung habe: Der Mensch ist ein unbefiederter rauchender Zweifüßler . . . . . Und um das schönere Geschlecht für immer dem Rauchen abhold zu machen, erinnert Mantegazza daran, daß mit Tabak die ersten englischen Frauen

erschachert wurden, die nach den Sternenstaaten auswanderten. In den Jahren 1619 und 1620 langten 150 Mädchen in Amerika an, die um den Preis von je 120 Pfund Tabak an Colonisten verheirathet wurden. Eine zweite Ladung bildeten 60 andere schöne Mädchen, die mit je 150 Pfund Nikotiana bewertet wurden. Den Damen, die am stärksten sind, wenn sie die Männer bei ihren Schwächen ertappen, sei hier das Geheimnis verraten, daß der weise Doktor Mantegazza auf der Terrasse des Speisesaales zu Rimini dabei ertappt wurde, wie er behaglich eine Cigarre schmauchte. Ein Fremder näherte sich ihm mit der bescheidenen Frage: „Verzeihen Sie, sind Sie nicht der Doktor Mantegazza?“ Und als der Angesprochene bejahte, bekam er zu hören, er könne kaum der Doktor Mantegazza sein, weil er ja rauche und in seinen Büchern . . . Ja, Buch und Leben sind zweierlei, und wer schimpft, der kauft. Mantegazza hat die Cigarre nach dem Mittagsmahl in der paradiesischen Landschaft gewiß gemundet. Warum also schreibt er so hitzig gegen die Raucher? Predigen ist eben leichter als folgen, und Mantegazza ist ein klassischer Zeuge für die Unwiderstehlichkeit der lieben „Lady Nicotin“. Sein tragikomisches Erlebnis erinnert an einen Fall, den der berühmte Skoda in seiner Vorlesung zum Besten gab. Beim Kapitel „diätetische Vorschriften“ schärfte er seinen Hörern ein, daß man den Reconvalescenten nach Typhus nur mit aller Vorsicht wieder Nahrung geben dürfe. „Auch ich“, so erzählte der Kliniker mit dem ihm eigenen Lächeln, „habe einmal den Typhus gehabt. Das Schwerste war überstanden; ich lag matt und hilflos in meinem Bette. Der Arzt hatte soeben mein Zimmer verlassen und meiner

Umgebung genaue Vorschriften für das Süppchen und den Tropfen Wein gegeben, den man mir endlich reichen durfte. Da drang an meine Nase der Duft von einem gebratenen Hasen. Des beschwerlichen Zustandes nicht achtend, schlich ich in einem unbewachten Momente hinaus, hob den Hasen vom Herde und aß ihn, ehe Jemand dazukam, bis auf die Knochen auf. Die feste Kost hat mir nicht geschadet."

In seinem Buche: „Das nervöse Jahrhundert" schreibt Mantegazza in der Geschichte der Nervosität dem Tabak eine schmachvolle Rolle zu. „Angewendet, um viele Nervositätsformen zu verbergen oder zu mildern, steigert er sie vielmehr und erzeugt neue Übel." Mantegazza will in Anlehnung an die Untersuchungen Rouillards nachweisen, daß die Nichtraucher unter den Zöglingen höherer Schulen die besten Plätze behaupten. Dr. Coustan hat solche Beobachtungen fortgesetzt und gefunden, daß die starken Raucher die meisten Plätze in der Schule herabkommen. Von 59 schweren Leiden der Nervenzentren (halbseitige Lähmung, Gehirnerweichung, Paraplexie, Bewegungsstörung 2c.) hat Tanusier 41 bei Rauchern gefunden, von denen 30 starke Raucher waren. Piasecki, Arzt in der Tabaksfabrik von Havre, hat eine außerordentlich große Sterblichkeit unter den Kindern der Arbeiterinnen jener Fabrik festgestellt, nämlich 223 von 376; hiervon sind 55 an Gehirnleiden, Meningitis und Kongestionen gestorben. Dr. Gasc, ehemaliger Arzt der Tabaksfabrik von Tomeins, hat beobachtet, daß Nervenleiden, Konvulsionen, Apoplexie, Muskelzittern, Epilepsie ganz gewöhnliche Krankheiten unter jenen Arbeitern waren. Dr. Bourdin hat sogar den Wahnsinn auf das Konto

des Tabaksgenusses geschoben. In Frankreich wurden im Jahre 1840 nur 16018495 Kilo Tabak konsumiert und es gab auch nur 13285 Wahnsinnige. Im Jahre 1880 betrug der Konsum 33556371 Kilo und die Zahl der Wahnsinnigen war auf 47463 Personen gestiegen. In den fünf Departements Frankreichs, in denen am meisten geraucht wird (Nord, Pas-de-Calais, Meurthe et Moselle, Bouches du Rhône, Alpes Maritimes) ist der Durchschnittskonsum an Tabak 1762 Kilo und die Durchschnittszahl der Wahnsinnigen 769 für jedes Departement. In den fünf Departements, in denen am wenigsten geraucht wird (Aveyron, Lozère, Dordogne, Haute Loire, Charente) kommen 408 Gramm auf jeden Einwohner und nur 288 Wahnsinnige auf jedes Departement.*) Daß es natürlich nur Tendenzmacherei ist, die Zunahme des Wahnsinns mit dem Tabakskonsum in Verbindung zu bringen, bedarf keiner ernstlichen Auseinandersetzungen. Der Genuß des Absynthes, Morphiums u. s. w. spielt hier eine weit größere Rolle. Daß der Tabaksgenuß im jugendlichen Alter schädlich ist, wird niemand bestreiten wollen, selbst der nicht, der sich noch erinnert, welche Wonne ihm der erste Stummel oder in Ermangelung desselben ein Stück vom spanischen Rohr, das allerdings zu anderen Zwecken in der Familie bereit gehalten wurde, bereitet hat. Gegen das Rauchen der Kinder muß eingeschritten werden. Vor

*) Paul Mantegazza: „Das nervöse Jahrhundert". Leipzig, F. W. Steffens. S. 51 ff. — Dr. A. Rouillard: Effets du tabac sur l'intelligence et en particulier sur la mémoire", Paris 1886. — Coustan: „De l'abus du tabac dans les écoles", Chambery 1880. — Piasecki in der Revue Hygieine 1881, S. 917. — Vergl. auch Mantegazza: „Elemente der Hygieine" und „Hygieinischer Almanach". —

einiger Zeit wurde eine Schilderung aus dem Volksleben der Eingeborenen in Laos (Hinter-Indien) veröffentlicht, worin eine der erstaunlichsten Thatsachen die Mitteilung war, daß die jungen Mütter in diesem Naturvolke ihren kleinen Kindern zur Beruhigung, wie bei uns zu Lande einen Schnuller, so dort eine brennende Cigarette in den Mund zu stecken pflegen. Der Gewährsmann für diese Nachricht war ein durchaus vertrauenswürdiger Forscher, und in der That erhält dieselbe von anderer Seite und aus anderen Ländern eine Bestätigung, woraus zu erkennen ist, daß man unter „jugendlichen Rauchern" anderorten noch etwas ganz anderes versteht, als bei uns. Rauchen und Rauchen ist übrigens zweierlei, wie wir aus einem Reisebericht über das Land Darien in Mittel-Amerika erfahren. Dort stecken nämlich die Frauen und Kinder stets das brennende Ende der Cigarre in den Mund und behaupten, daß nur so der echte Geschmack des Tabaks gewürdigt werden könne. Wahrscheinlich bedarf es aber zur Erlernung dieses Kunstrauchens einer nicht immer ganz schmerzlosen Lehrzeit.

Das sind Excentrizitäten des Tabaksgenusses. Sie kommen bei der Beurteilung über Nutzen und Schädlichkeit desselben nicht in Frage. Soviel ist sicher: Ein vernünftiger, mäßiger Genuß des Tabaks fördert die Verdauung, regt an, unterhält und ist der Gesundheit nicht nachteilig. Unmäßigkeit aber im Genusse macht den Tabak zu einem gefährlichen Gifte. Und wenn wir die alten Sagen vom Tabak betrachten, so finden wir, daß man im Orient schon in alter Zeit dem Tabak eine Leib und Seele stärkende Wirkung zuschrieb.

„In den guten alten Zeiten", so heißt es, „als

die Zeit noch jung war, und jeder so viel hatte, wie er wünschte, lebte zu Mekka ein junger Mann, welcher so gut und tugendhaft war, wie junge Männer damals zu sein pflegten, und wie sie jetzt sein sollten. Er hatte viele Schätze, allein keinen schlug er höher an, keinen hütete er sorgsamer, als sein schönes, tugendhaftes Weib. Allein es wurde krank und starb. Vergebens bot er die ganze Kraft seiner Seele auf, um seinem Schmerz nicht zu unterliegen. Er suchte sich auf Reisen zu zerstreuen, er nahm die vier schönsten Jungfrauen von Mekka zu Gemahlinnen, wie der Prophet es ihm erlaubte. Nichts aber konnte ihm den Verlust der kostbaren Perle aus dem Sinn bringen, und der Kummer zehrte sichtbar an dem Marke seines Lebens. In dieser Not beschloß er, einen frommen Mann zu besuchen, dessen Weisheit er oft hatte rühmen hören. Dieser wohnte tief in der Wüste, in einer einsamen Felsenzelle; der junge Mann suchte ihn auf, und der fromme Einsiedler empfing ihn, wie ein Vater den Sohn empfängt, auf den er stolz ist. Er bat ihn, sein Herz vor ihm zu erschließen, und als er die Leidensgeschichte vernommen, sagte er: „Mein Sohn, gehe an Deines Weibes Grab, Du wirst dort ein Kraut finden, pflücke es, stecke es in ein Rohr und ziehe, wenn Du es angezündet, den Rauch ein; Dies wird Dein Weib, Dein Vater, Deine Mutter, Dein Bruder, vor Allem aber ein kluger Ratgeber sein, es wird Deiner Seele Weisheit lehren und Deinen Geist erheitern!" Als nun das Kraut seine wunderbare Kraft bewies, genossen seiner auch allmählich Andere, die ihre teuren Weiber noch nicht verloren hatten, oder gerade deswegen.

Elftes Kapitel.

Der Tabak im Lied, Sprichwort und volkstümlichen Redensarten.

Wie alles, was den Menschen erfreut, hat auch der Tabak seine Poesie. Schon zu Anfang der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts sang man in den Niederlanden, namentlich bei den Soldaten, ein Loblied auf den Tabak. Die orientalischen Dichter preisen den Tabak in überschwänglichen Worten. In den Rauchwolken erscheinen ihrer Phantasie Bilder und Gestalten und der Tschibuk versetzt sie in eine höhere Welt. Und das Abendland vereinigte sich mit dem Morgenland in schwungvollen Tabakshymnen. Der Bruder Studio, der noch im 16. Jahrhundert nur von Liebe, Wein und Guitarrespiel gesungen hatte, sang jetzt ebenso begeisterte Lieder vom Tabak.

Da begannen die Tabakslieder Mode zu werden.

Was ist doch in der Welt,
Das uns kann recht ergötzen?
Sind's Jungfern oder Geld?
Sind's Hunde, Pferde, Bier, Musik?
Sind's Degen, Bücher, Friede, Krieg?
Herr Schwager, weit gefehlt!

Ist's etwa rhein'scher Wein?
Sind's Leipziger Mesdames?
Auch dieses kann nicht sein!
Wenn ich die Sache nennen soll,
Alsdann verändert sich der Pol:
Es ist gewiß Tabak rc.

Die Loblieder auf den Tabak wurden immer häufiger, immer länger und langweiliger. So dichtete Johann Christian Günther zu Anfang seiner akademischen Studien etwa um 1715 „ein Lob des Knaster Tabaks". Obgleich das Lied 22 Strophen hat, so blieb doch der Poet pathetisch genug bis an den Schluß, der also lautet:

Wollt ihr Ländern raten,
So verpflügt die Saaten,
Haut die Wälder aus,
Macht uns ein Tabaksfeld draus
Und umzäunt es mit den Reben,
Die uns Freude geben.

In einem anderen Gedichte sang Günther:

„Epheu krönt Poeten,
Doch um meine Flöten
Soll Tabakskraut blühn!"

Keiner aber hat damals mit mehr Liebe und Begeisterung den Tabak besungen, als Günther's Landsmann, der Hirschberger Conrektor Daniel Stoppe. In einem Sendschreiben an seinen ehemaligen Haus- und Stubenburschen träumt er sich in sein ehemaliges Leipziger Studentenleben (1719—1722) zurück und gedenkt unter seinen mancherlei Ergötzungen auch der Tabaksfreude folgendermaßen:

Meine Muse flieht die Leier,
Wenn nicht auch die Pfeife glimmt,
Weil sie stets von diesem Feuer
Zunder zu dem Dichten nimmt.

Wort und Reime wollen wanken,
Wenn sie nicht der Knaster stützt,
Dessen Rauchwerk die Gedanken,
Wie das Fleisch vor Fäulung schützt.

Und in einem anderen Gedichte wird er philosophisch und ruft aus:

„Die Tabaksblätter stellen mir
Durch ihr rauchendes Verglimmen
Das Schicksal meines Lebens für."

Es läßt sich überhaupt gut philosophieren beim Rauchen, wie folgende Gedanken Webers im „Demokrit" beweisen:

Erinnerung ist wie der Rauch; je weiter vom Ursprung, desto blasser. .... Der Mensch ist manchmal auch nicht klüger als eine Tabakspflanze: Beide wissen nicht, wo ihre Asche liegen wird. .... Mancher hat schon gewünscht, daß ein Trauring so leicht zu nichts zerfließe wie ein Rauchring. .... Man muß zuweilen die Asche der Vergangenheit abstreifen, um mit frischem Feuer an die Zukunft zu gehen.

Sogar Schiller's „Lied an die Freude" mußte zu einer Parodie zu Ehren des Tabaks dienen:

„Tabak, Leckerei der Götter, Kräutlein aus Elysium,
Hausverdruß und Regenwetter führt uns in dein Heiligtum.
Deine Zauber trösten wieder, wen sein liebes Weib gequält,
Fürsten werden Bettlerbrüder, wenns an Rauch und Feuer fehlt.
Seid umschlungen Millionen, allen Rauchern diesen Kuß!
Brüder, über Sternen muß uns'res Krauts Erfinder wohnen!"

Lessing, Schiller und Goethe lassen dem Tabak, obwohl die Letzteren keine starken Raucher waren, doch poetische Gerechtigkeit widerfahren. Im „Faust" kennzeichnet der Schüler seinen Idealismus durch die Verse:

„Ein starkes Bier, ein beizender Tobak,
Und eine Magd in Putz, das ist so mein Geschmack!"

Von den „drei Zigeunern", in denen Lenau das Bild der Zufriedenheit zeichnet:

„Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche".

Und wie Pfeffel in der bekannten Ballade: „Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen" der Pfeife ein Ehrendenkmal setzt, so Lenau in dem Gedicht: „Mein Türkenkopf", in dem er den Tabak mit der Rose rivalisieren läßt:

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von Beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Gluthenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Im Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor, — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose."

Auch Gleim, Lichtwer, Langbein huldigen der Pfeife Tabak und in den Idyllen von Heinrich Voß gehört sie zum unentbehrlichen Hausrat der Behaglichkeit. Als der Tabaksgenuß noch verpönt war, brachten 1848 die „Düsseldorfer Monatsblätter" einen Hymnus auf den Tabak, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt um Verse bereichert worden ist und heute im Kommersbuch der Studenten bereits deren zwanzig zählt. Einige davon seien mitgeteilt:

Ein edles Kraut ist der Tobak,
Trägt's mancher große Herr im Sack,
Stein, Stahl und Schwamm
Sind stets beisamm,
Beim edlen Rauchtobak!

Und wenn das edle Kraut nicht wär
Stünd mancher Tabaksladen leer,
Der früh und spat
Seine Losung hat
Von allerlei Tobak.

Der Student kann eher ohn' Latein,
Als ohne lange Pfeife sein,
Kanon und Flauß
Sehn nobel aus
Bei einer Pfeif' Tobak!

Der Bub, zum Rauchen noch nicht reif,
Stiehlt seinem Vater eine Pfeif',

Und freut sich sehr
An der Stadtmauer
Auf eine Pfeif' Tobak.

Der Invalid auf einem Bein
Läßt dennoch nicht das Rauchen sein,
Hat spät und früh
In der Physiognomie
Eine Pfeife Rauchtobak!

Dem Fuhrmann fehlt das Mittelstück,
Drum rauchet er per Elastik
Und riechet sehr
Durch Saft und Schmeer
Nach edlem Rauchtobak.

Der Mann in eh'lichem Verdruß
Raucht Brunzlow und Prätorius,
Und pustet sehr
Dann um sich her
Den edlen Rauchtobak!

Der bärt'ge Türk', er meint er wär'sch,
Er nimmt die Beine untern —
Bläst durch den Bart
Nach Türkenart
Den feinsten Rauchtobak.

Hier seht auch rauchen den Franzos,
Er raucht ein Cigarettchen blos.
Er hat ganz recht,
Es wird ihm schlecht
Von einer Pfeif' Tobak.

Das Lied schließt patriotisch:

Sie sollen ihn nicht haben, nein,
Den alten freien deutschen Rhein,
Ueber kurz oder lang
Vertreibt sie der Gestank
Von einer Pfeif' Tobak.

Und so wurde es! Der starke Tabak aus der „Bismarckpfeife“ vertrieb sie. Die Tabakspfeife ist das Bild der friedlichen Behaglichkeit. „Ein Grobschmied saß in süßer Ruh, und raucht' sein' Pfeif' Tabak dazu“ heißt es in einem alten Volksliede. Und der „Protz“, der nur Importen raucht, singt von sich:

„Ich rauche die feinste Havanna
Zur Verdauung nach dem Fraß,
Ich liebe das ganze Balletkorps, —
Meine Mittel erlauben mir das!“

Der „Lump“ aber bricht in die elegischen Worte aus:

„Als ich ein kleiner Knabe war,
War ich ein kleiner Lump,
Cigarren raucht' ich heimlich schon
Und trank auch Bier auf Pump!“

Der echte Bursche sagt in seinem Testament, das niemand anders in Verse gebracht hat als der fromme Kultusminister Heinrich von Mühler, unter anderem folgendes:

„Statt mich betend anzuräuchen
Soll ein Jeder Tabak schmäuchen
Bis der Rauch mich grau umzieht!“

In dem alten „Kneipgelage“ heißt es:

„Knaster, den gelben,
Hat uns Apollo präpariert,
Und uns denselben
Rekommandiert!“

Über den Sinn dieser Dichtworte ist Streit entstanden und gelehrte Kommentatoren, wie Felix

Dahn, behaupten „Apollo sei unrichtig, es müsse Apolda heißen“, weil die Studenten Apoldaer Tabak geraucht hätten. Indessen war die Pfeife das Attribut der Musensöhne und darum läßt sich auch die Weihe des Tabaks durch Apollo verteidigen. Beim „Fuchsritt“ werden auch die Folgen des Rauchens bei dem jungen Füchslein verspottet, indem nicht gerade delikat gesungen wird:

„Raucht auch der Fuchs Tabak?“
„Ein wenig meine Herren, ein wenig meine
hochzuverehrenden Herren!“
„So steck' er sich eins an!“
„Ach, ach, mir wird so schlecht!“
„So brech' er sich mal aus!“
„Jetzt ist mir wieder wohl!“ usw.

Der exmatrikulierte, heimreisende Student singt in einem Liede des verstorbenen Dichters Friedrich Friedrich, eines alten Jenenser Burschenschafters:

„Drei Bilder und eine Pfeife,
Ein Becher und ein Stab,
Ist Alles von meinen Sachen,
Was ich gerettet hab'.
Die Pfeife will ich zerschlagen
Am ersten großen Stein,
Das Lied vom alten Burschen
Muß ausgepfiffen sein!“

Aber nicht nur in der Kommersbuch-Poesie feiert der Tabak seine Triumphe. Eduard Grisebach sagt in seinem Werke „Tannhäuser in Rom“ vom Zechen und Rauchen:

Zurück, wenn uns die Liebe genarrt,
Zurück zur sichren Gegenwart
Führt Essen und Trinken, die Ideale
Erkennt man als Unsinn beim vollen Pokale;

Vor der Cigarette beim Kaffee
Vergeht jede überspannte Idee.
In ein leichtes Wölkchen Rauch
Schwindet die schrecklichste Zukunft auch,
Und die ganze unendliche Welt,
Samt allen Milchstraßen, die sie enthält,
Vom Chaos bis zum Tag des Gerichts —
Türkischer Tabak verpafft sie zu nichts!"

Der „Echten" gilt folgender begeisterte Hymnus:

Du braune Schöne, deren Haut
Von Tropenglut geröstet,
Wie viel hab' ich dir anvertraut,
Wie hast du mich getröstet!
Wenn ich dir heimlich — sel'ge Stund'! —
Den Gürtel abgerissen,
Wie hingst du heiß an meinem Mund
Zu schweigenden Genüssen.

Wie weich und warm dein Atem flog ...
Dein Wuchs schlank, ohne Fehle ...
Mit nie gestilltem Durste sog
Ich mich tn deine Seele.
Ein Duft des braunen Körpers schlich
Sich schmeichelnd durch die Räume,
Auf weißen Wölkchen wiegte sich
Der Genius meiner Träume.

Nun hat der Feinde blutig Heer
Die Heimat dir genommen,
Und du wirst nimmer über's Meer
Zu deinem Freunde kommen.
Der Traum von manchem Dämmertag
Liegt kalt und grau in Asche,
Und nur dein schlechtes Abbild trag'
Ich seufzend in der Tasche.

Ach, schilt mir nicht die Unmoral,
Wenn laut mein Schmerz verkündigt,
Wie wir zwei beide manchesmal
Im Kämmerlein gesündigt,

Wie oft ich vorzog deine Näh'
Dem Nektar selbst und Manna,
Du schlanke, braune — Henry Clay,
Du Tochter der Havanna!

In den Liedern und Balladen von „unsrem Fritz", der bekanntlich während des Feldzuges die Tabakspfeife nicht aus dem Munde brachte, spielt denn auch diese ihre Rolle. Auch in den Bismarck-Liedern finden wir „Tabaks-Poesie." Gustav Richter hat ein Vorkommnis aus der Schlacht von Königgrätz in einem erzählenden Gedicht: „Wie Bismarck die Meinung des großen Schweigers erfragte" behandelt. Moltke war ein Kenner seiner Cigarren. Während der Schlacht wurde Bismarck unruhig über den Erfolg und ritt zu Moltke, um diesen näher zu befragen:

„Wenn", sagt sich Bismarck, „Moltkes Kennerblick,
Der ruhige, noch jetzt sich so bewährt,
Daß ihm von zwei verschiedenen Cigarren
Ganz zweifellos die bessre nicht entgeht:
Dann hegt er sichre Hoffnung auf den Sieg."
Und schweigend reicht — im off'nen Etui —
Er die Cigarren dann zur Auswahl ihm.
Der große Siegwart wendet ruhig sich,
Prüft die Cigarren, just so wie zu Haus,
Und wählt von beiden sich die bess're aus.
Beruhigt reitet Bismarck nun von dannen,
Vertrauend neu auf Preußens guten Stern
Entzündet er die andre der Cigarren.
„Noch niemals", — sagt er später in Versailles —
Hat je ein Kraut mir besser noch gemundet,
Als die Cigarre, die mir Moltke ließ."

In einem Gedichte, das Emilie Droescher dem Altreichskanzler mit einem Tabaksbeutel übersandte, heißt es:

„Denn Großes, Kleines gehn vereint im Leben —
Wer weiß, ob nicht das edle Tabakskraut,
Behilflich Dir bei Deinem hohen Streben,
Am deutschen Reich ein wenig mitgebaut."

Hier wird dem Tabak sogar eine patriotisch-politische Bedeutung zugeschrieben.

Die Cigarre hat bekanntlich in letzter Zeit die Qualen der Verdeutschungsversuche auszustehen gehabt. Die Firma A. F. Emde in Düsseldorf hatte unlängst einen Wettbewerb in dieser Beziehung ausgeschrieben und es waren etwa 200 verschiedene Namensänderungen vorgeschlagen worden. Ein Ausschuß bezeichnete die Wörter: „Rauchrolle", „Glimmrolle", „Duftrolle" als die passendsten. Beim zweiten Wahlgang errang die „Rauchrolle" den Sieg. Ein Berliner Spaßvogel aber dichtete:

Im zwanzigsten Jahrhundert war's;
Man promenierte Unter'n Linden,
Von Zeit zu Zeit blieb Einer steh'n,
Um sich ein Rauchkraut anzuzünden.
A. holte aus dem Etui
Die Knasterkerze braun und kräftig,
B. schnitt den Tabakrollmops ab,
C. zog an seinem Glühzulp heftig.
Im Laden am Pariser Platz
Gab's Tabaksrollen und daneben
Sah man ein riesiges Plakat
„Hochfeine Lippenlunten" kleben.
In anderen Läden konnte man
Qualmbolzen neu'ster Ernte kriegen.
Giftnudeln rauchte wie zuvor
Der simple Bürger zum Vergnügen.

In dieser Sprachverwirrung kam
Ein Säulenanschlag sehr gelegen,
Er forderte die Raucher auf,
Den Sprachschatz endlich rein zu fegen:

Ein Plebiszit ward anberaumt,
Durch das ein Jeder sagen sollte,
Wie er das vielbenannte Kraut
Einheitlich künftig nennen wollte,
Millionen Zettel gingen ein,
Gebrochen war der Bann, der starre,
Einstimmig wurde festgestellt
Der gilt'ge Ausdruck: die Cigarre!

Der Cigarre ist übrigens die große Ehre zu teil geworden, mit dem schönen Geschlecht verglichen zu werden:

„Die Cigarren und die Mädchen
Sind sich in sehr vielem gleich,
Beide sind oft schief gewickelt,
Bald zu hart und bald zu weich.

Auch das Deckblatt und das Äußre
Täuschet oft bei Beiden sehr,
Ist das Beste dran -- das Innre
Aber hohl und ordinär.

Selbst die Augen auf dem Blatte
Sind oft künstlich nachgemacht, —
Auch die Augen mancher Schönen
Künden Tag, wenn innen Nacht.

Oft wird uns von der Cigarre
Übel, die Genuß versprach,
Was zuweilen auch bei Mädchen
Männern wohl passieren mag.

Die Cigarre ist noch Jungfer,
Deren Spitze nicht lädiert,
Und das Mädchen ist das reinste,
Das noch Keines Mund berührt.

Die Cigarren auf dem Lager
Lange gern man liegen sieht,
Doch vor Mädchen, die ihr gleichen,
Jedermann recht gern entflieht.

Nur in einem sind verschieden
Beide, die so harmoniert,
Die Cigarr' gewinnt durch's Alter,
Doch das Mädchen, das verliert."

Und auch die „Cigarette" hat ihren Dichter gefunden. In der Münchner „Jugend" singt er:

„Aus dem gold'nen Sammt des weichen
„Sultan flor" von zarter Glätte
Dreh ich meinen düftereichen
Freund, die feine Cigarette.

Ja, mein Freund, vor allen andern
Bist du's, schlanker Lotusstengel,
Der dem Geiste lehrt das Wandern
In die Welten sonder Mängel.

Leicht bist du und göttlich lustig,
Geistreich sprüh'nde Cigarette;
Seiden ist dein Kleid und duftig,
Bist der Tabakswelt Soubrette.

Aus der Pfeife krausen Knaster
Mögen Philosophen saugen;
Doch du, leichtbeschwingtes Laster,
Wirst dem frohen Weltkind taugen.

Die Cigarre ziemt verschwiegnen,
Ernsten Männern des Verstandes,
Kaufherrn und den ganz gediegnen
Vätern unsres Vaterlandes.

Doch illegitimen Küssen
Leuchtest du, mein Cigarettchen —
Wenn zu zwei'n wir rauchen müssen,
Rollt sich doppelt gern dein Blättchen."

Der Westfale singt mit Stolz:

„Tabak ist mein Leben,
Dem hab' ich mich ergeben,

Tabak ist meine Lust,
Und eh' ich ihn sollt' lassen,
Viel lieber wollt' ich hassen
Selbst eines Mädchens Kuß."

Und in einem rumänischen Liede heißt es:

„Wenn dir der Beutel aufgerissen,
Wenn Not dich und Verzweiflung drückt,
Wenn Schulden du auf dem Gewissen,
Dann nur noch Rauchen dich erquickt.
Wenn einer lange sitzt gefangen, —
Die Pfeife macht ihn Freien gleich;
Sie läßt den Hungernden gelangen
Zum Glauben, er sei satt und reich."

Man sieht: „Nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebannt", wenn es sich um die Glorifikation des Tabaks handelt. Er spielt aber auch im Volksmund seine Rolle. Das ist „starker Tabak" sagt man, wenn einem eine Sache „über die Hutschnur geht". „Du giebst zuviel für deine Pfeife" heißt es, wenn einer verschwendet, und eine wertlose Sache ist „keinen Pfeifenstiel wert". Tröstlich klingt die Versicherung der Worte: „Wo man raucht, da kannst du ruhig harren, böse Menschen rauchen nie Cigarren." Wenn in Mecklenburg einer seinem Mißvergnügen Ausdruck geben will, wenn dem Landmann Unkraut im Getreide wächst, da sagt er: „Wat Düwel, sitt denn dor in minen Tobak?" Dieses Sprichwort hat folgenden Ursprung.

Hauste da irgendwo vorzeiten einsam in seinem Walde ein Förster, der bei allen Wilddieben und Holzfrevlern, weil er immer gerade da war, wo sie ihn nicht gern sahen, in dem Ruf stand, daß er mit dem Teufel im Bunde sei. Eines Tages soll besagtem Förster nun auch der Teufel entgegen=

getreten sein, um ihn zu holen. Dem Förster kam das sehr ungelegen, und er versuchte es mit dem Paktieren. „Gut", sagte der Teufel, scharrte mit seinem Pferdefuß das Unkraut fort und säete in den Boden eine Hand voll Samen. „Du kannst noch hierbleiben, bis die Pflanzen aus diesem Samen groß geworden sind; vermagst Du mir dann an drei Tagen den Namen der Pflanze nicht zu nennen, mußt Du mit!" Der Förster war guten Mutes; die Pflanzen seines Waldes kannte er und sonst noch die Menge — die Sache mußte ihm gelingen. Die Saat des Teufels ging auf, aber kein Mensch hatte bisher solch Kraut gesehen. Es wurde größer und größer; wo er auch fragte, niemand wußte, was das für eine Pflanze sei. Eines Tages im Herbst kam nun auch der Teufel wieder — der Förster legte sich aufs Raten, aber der Teufel sagte immer „Nein". Sehr bedrückt kam der Förster am ersten Tage nach Hause und klagte seiner Schwiegermutter seine Not. Am nächsten Morgen putzte sich die Alte aufs fürchterlichste heraus und setzte sich wie eine Vogelscheuche mitten in des Teufels Saat. Als gegen Mittag der Teufel ankam und die fremdartige Erscheinung in seinen Pflanzen sah, sprach er verwundert zu sich selbst: „Wat, Düwel, sitt denn vor in dinen Tobak?" Kaum hatte die Alte das Wort Tobak gehört, als sie sich schleunigst aus dem Staube machte. „Tobak, Tobak, heit dat Düwelskrut!" rief der Förster dem Teufel entgegen, als ihn dieser aufsuchte. Mochte der Teufel nun auch toben und wettern: „Det häst Du ook nich ut Di sülwst, det hätt Din Swiegermutter Di seggt!" — der Förster hatte doch den Namen gewußt. Wem die Geschichte zur Erklärung der Redewendung nicht glaubwürdig

erscheint, der kann sie wenigstens jedem jungen Ehemann vorführen als Beispiel dafür, daß Schwiegermütter auch ihr Gutes haben.

Und mit dieser tröstlichen Aussicht wollen wir unser Kapitel schließen.

* * *

Wir haben gesehen, welche eminente Bedeutung der Tabak für uns gewonnen hat. Er hat ein Anrecht, in der neueren Kulturgeschichte als ein wichtiger Faktor angesehen zu werden, und wer unsere Ausführungen mit Muße studiert hat, der wird ihm sicherlich nicht nur diese Ehre bereitwilligst einräumen, sondern sich sofort „eine stopfen", oder eine „unter die Nase stecken", wie die Kunstausdrücke lauten, oder eine „zwischen die Finger nehmen", ja vielleicht gar „kauen und spucken". Der Autor hat soeben auch die Feder mit einer duftenden Regalia vertauscht.





